

**Michael Giesecke**

**Die Normalformanalyse sozialer  
Kommunikationssysteme**

**Perspektiven einer systemischen  
Methodik und Methodologie**

## INHALT

Vorwort zur 2. Auflage	5
Vorwort zur Erstausgabe 1988	8
1. Einführung	10
1.1 Ziele der Normalformanalyse	10
1.2 Theoretische Voraussetzungen	10
1.3 Empirische Voraussetzungen	11
1.4 Besonderheiten der kommunikationswissenschaftlichen Modellbildung	12
2. Kommunikative Welt und soziale Systeme: Annahmen über den Objektbereich einer Kommunikationswissenschaft	16
2.1 Unterschiede zwischen der alltäglichen Wirklichkeit und der kommunikativen Welt	16
2.1.1 Dimensionen der Wirklichkeit und der Welt	16
<i>Exkurs: * Alltag und theoretische Welten in der Wissenssoziologie</i>	16
2.1.2 Konstitutionsprobleme einer Kommunikationswissenschaft	19
<i>Exkurs: * Dimensionen einzelwissenschaftlicher Kommunikationstheorien</i>	20
2.2 Gliederung der kommunikativen Welt oder die Konstituenten des Objektbereichs	22
2.3 Systemtheorie oder die Beschreibung der Elemente der kommunikativen Welt	28
2.4 Dimensionen sozialer Systeme	31
2.4.1 Komplexitätsdimension	31
2.4.2 Differenzierungsdimension	34
2.4.3 Selbstreferentielle Dimension	35
2.4.4 Dynamische Dimension	41
<i>Exkurse: * Erfolgsbedingungen für Kommunikation in Psychologie und Handlungstheorie</i>	44
<i>* Abgrenzungsprobleme zwischen Kommunikation, Kooperation und Interaktion</i>	46
2.4.5 Medientheorien	49
<i>Exkurs: * Sprachleistungen vs. kommunikative Leistungen</i>	53
2.4.6 Überblick über die Komponenten der Theorie sozialer Systeme und Medien	55
2.5 Typen und Typik sozialer System	56
2.5.1 Komplexitätsdimension	57
<i>Exkurs: * Institutionen und die Konzepte ‚idealer Kommunikation‘</i>	57
2.5.2 Differenzierungsdimension	63
2.5.3 Selbstreferentielle Dimension	64
2.5.4 Dynamische Dimension und Medien	67
2.6 Dimensionen der Personalsysteme	68
<i>Exkurs: * Vorzüge einer mehrdimensionalen Modellierung psychischer Systeme</i>	71
2.7 Beziehungen zwischen Systemen und Umweltsystemen	72
2.8 Ebenen der Emergenz organisierter Sozialsysteme	77
2.8.1 Artmodelle	77
2.8.2 Exemplare	78
2.8.3 Varietäten	79
2.9 Anmerkungen zu den Differenzen zwischen der Kommunikationswissenschaft und anderen Objektbereichen	80
<i>Exkurs: * Die Konstitution von Forschungsgegenständen und Objektbereichen aus ethnomethodologischer Sicht</i>	82
3. Die Normalformrekonstruktion: Methodik und Methodologie selbstreferentieller systemischer Modellbildung	87
3.1 Methodologie als Lehre von der Beschreibung von Forschungssystemen	87
3.2 Einordnung der Normalformrekonstruktion in die Geschichte wissenschaftlicher Beschreibungsverfahren	87
<i>Exkurse: * Die Logik der Modellbildung bei A. Dürer</i>	89
<i>* Prinzipien der Modellbildung in der Botanik</i>	96
3.3 Die Komplexitätsdimension: Der Aufbau kommunikationswissenschaftlicher Forschungssysteme	98
<i>Exkurs: * Hermeneutik als Alternative zur Logik der Forschung?</i>	100

3.4	Die Differenzierungsdimension: Das Forschungssystem und seine Umwelt	102
3.5	Die dynamische Dimension: Der Forschungsablauf	103
3.5.0	Übersicht	103
3.5.1	Vorphase	105
	<i>Exkurs: * Probleme der transkriptiven Konstitution von Daten</i>	109
3.5.2	Rekonstruktion der Strukturen der dynamischen Dimension	111
3.5.3	Rekonstruktion der selbstreferentiellen Dimension	116
	<i>Exkurs: * Das Adäquanzpostulat und die Theorie selbstreferentieller Systeme</i>	121
3.5.4	Rekonstruktion der Differenzierungsdimension	121
3.5.5	Rekonstruktion der Komplexitätsdimension	123
3.5.6	Integration der Strukturkonstruktionen der Dimensionen	124
3.5.7	Medienanalyse und Reflexion des Modells	126
3.5.8	Normalformtest	127
3.6	Das Forschungssystem als selbstreferentielles System	130
	<i>Exkurs: * Interpretative Forschungsprojekte als einfache Sozialsysteme</i>	131
4.	Die Normalformanalyse: Methoden einer systemischen Analyse verbaler Daten	133
4.0	Überblick	133
4.1	Vorklärung: Ziele und Voraussetzungen der Normalformanalyse	133
4.2	Die vier Arbeitsschritte einer Dimensionsanalyse dargestellt am Beispiel der Analyse der Komplexitätsdimension	135
4.2.1	Komplexitätsinduktion	135
4.2.2	Kodieren	135
4.2.3	Informationsbestimmung	136
4.2.4	Prognosenbildung	136
4.3	Analyse der Differenzierungsdimension und	137
4.4	der dynamischen Dimension	137
4.5	Analyse der selbstreferentiellen Dimension	138
4.5.1	Selbstregulative Struktur	138
4.5.2	Selbstidentifizierung und -korrektur	139
4.5.3	Selbstrepräsentation und	140
4.5.4	Selbstreflexion	140
4.6	Kontrollmechanismen: Die Selbstreflexion des Forschungssystems	140
4.7	Ergebnissicherung: Diagnose und Deskription des Exemplars	141
4.8	Anwendung: Funktionen der Normalformanalyse für die Praxis	142
4.9	Schlußbemerkung: Verstehen sozialer Kommunikation durch Normalformanalyse	143
	Literatur	146
	Schlagwortregister	156
	Anhang	159

Verzeichnis der Abbildungen	
Abb. 1: Gliederung der kommunikativen Welt	23
Abb. 2: Komponenten der Theorie sozialer Systeme	55
Abb. 3: Tiefenstaffelung der Medientheorien über die dynamische Dimension sozialer Systeme	56
Abb. 4: Die Genese der neuzeitlichen wissenschaftlichen Beschreibungsmethode im Werk von A. Dürer	90
4a: Das Forschungssystem und seine Umwelt	
4b: Formalisierung und Technisierung der Datenerhebung und -dokumentation im 16. Jahrhundert	
Abb. 5: Beispiel für die Perspektiven, die bei der Beschreibung natürlicher Phänomene von Leonardo eingenommen wurden	92
Abb. 6: Beispiel für die systematische Koordination von verschiedenen Beschreibungen eines natürlichen Phänomens	93
Abb. 7: Die Integration von Beschreibungen zu einem dreidimensionalen Modell bei A. Dürer	94
Abb. 8: Der Forschungsablauf bei der Normalformrekonstruktion	103
Abb. 9: Zusammenstellung der Perspektiven, die bei der Beschreibung der dynamischen Dimension eingenommen werden	115

## Vorwort zur Internetversion

Diese Publikation beruht auf der Dissertation „Die Normalformanalyse. Ein kommunikationswissenschaftliches Verfahren zur Analyse sozialer Systeme“, die 1984 an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld eingereicht wurde. Sie erschien 1988 unter dem Titel ‚Die Untersuchung der institutionellen Kommunikation – Perspektiven einer systemischen Methodik und Methodologie‘ als Bd. 78 in der Reihe ‚Studien zur Sozialwissenschaft‘ im Westdeutschen Verlag, Opladen. Die Ausgabe war schnell vergriffen und ist nach Einstellung der Reihe nicht mehr neu aufgelegt. Für die vorliegende Ausgabe wurde der Text durchgesehen und geringfügig geändert. Die Seitenzahlen der Erstausgabe finden sich im Text (/xx/).

Der theoretische Rahmen, einerseits die Theorie selbstreferentieller sozialer Systeme, wie sie Anfang der 80er Jahre in Bielefeld diskutiert wurde und mit dem Erscheinen von Niklas Luhmanns ‚Theorie sozialer Systeme‘ (Frankfurt/M. 1984) ihren ersten Abschluß fand, bleibt unangetastet. In den Titel wieder aufgenommen wurde der zweite theoretische und methodologische Bezugspunkt, das Verständnis sozialer Kommunikation als kooperativer Informationsverarbeitung, die durch Programme, die sogenannten Normalformerwartungen, gesteuert wird. Dieser Gedanke strukturiert auch alle nachfolgenden Arbeiten und wird insbesondere in der gemeinsam mit Kornelia Rappe-Giesecke verfassten Publikation ‚Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung‘ (Frankfurt/M. 1997) anhand breiten empirischen Materials weiter ausgeführt.

Das Kapitel ‚Kommunikative Welt und soziale Systeme‘ wurde in der Folge häufig verändert. Die Veränderungen führen zu ersten Ansätzen eines eigenständigen kommunikationswissenschaftlichen kommunikationstheoretischen Zugangs zur sozialen Welt. Es geht letztlich um die Frage, in welche Disziplin die Kommunikationstheorie eingebaut werden soll. Mit N. Luhmann war der Status seiner eindeutig soziologischen Kommunikationstheorie kaum zu diskutieren. Selbst wenn er als guter Soziologe die Grenzen einer soziologischen Kommunikationstheorie im Prinzip einräumte, so lagen Theorien anderer Disziplinen doch außerhalb seines Interesses. Kaum eine Publikation demonstriert dies besser als die ‚Ökologische Kommunikation‘ (Opladen 1986), in der es keineswegs um eine ökologische Kommunikationstheorie, sondern um ökologische Themen als Gegenstand einer ‚Kommunikation als gesellschaftlicher Operation‘ geht. (Kap. VI)

Einen gewissen Abschluß fand die Suche nach einem alternativen Kommunikationsmodell 1996 in dem Abschnitt ‚Von der Institutionsanalyse über den Interaktionismus und die Theorie sozialer Systeme zur Theorie informationsverarbeitender Systeme‘ in dem Band ‚Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung‘ (S. 667 ff.). Hier wird Kommunikation als Spezialfall der Informationsverarbeitung verstanden und in eine kulturelle Informatik eingeordnet. Empirisch wurde der Ansatz dann ausführlich an historischen Themen, vor allem an der Einführung des Buchdrucks in der frühen Neuzeit und den damit einhergehenden Sinnen-, Sprach- und Kulturwandel erprobt.

Die Behandlung kulturgeschichtlicher Fragestellungen führte zur Einsicht, daß die Menschen in vielfältiger Weise auf nicht-soziale Kommunikation angewiesen sind. Erst die europäische Neuzeit verengt den Kommunikationsbegriff auf soziale Kommunikatoren und sprachliche Codes. Um die Kommunikation mit der übrigen Natur, mit Steinen, Pflanzen, Tieren und auch den Einsatz nonverbaler leiblicher Medien zu begreifen, wurde ein Abgehen von der Theorie sozialer und eine Hinwendung zu allgemeineren ökologischen Konzepten kultureller Kommunikation unausweichlich. Diese Erweiterung der Perspektive, denn die soziale Kommunikation bleibt als ein Grundpfeiler natürlich erhalten, wird in der Publikation ‚Von den Mythen der Buchkultur zu den Visionen der Informationsgesellschaft‘ im ersten Kapitel ‚Für ein zeitgemäßes Konzept kultureller Kommunikation‘ (Frankfurt/M. 2002, S. 11 ff.), in dem auch die ‚Grenzen der informationstheoretischen Vision‘ aufgezeigt werden, vollzogen. Den – gewiß wiederum vorläufigen – Abschluß bildet das triadische Kommunikationsmodell, wie es in ‚Die Entdeckung der kommunikativen Welt‘ (Frankfurt/M. 2007) entwickelt wird. Kommunikation erscheint als das emergente Produkt von Informationsverarbeitung, Vernetzung und Spiegelung und wird in eine eigene theoretische Welt, in der die soziale Welt der Soziologie nur als ein Subsystem existiert, eingeordnet.

Nachdem sich der theoriegeschichtliche Kreis in dieser Weise geschlossen hat, gewinnt der systemtheoretische Ansatz von 1984 neue Bedeutung. Die Diskussion um die ‚logischen Typen‘ oder ‚Emergenzen‘ geht unvermindert weiter. Von ungemeiner Aktualität ist das Ringen um die Stellung nicht nur der Kommunikations- sondern auch der Medientheorie im System der neuzeitlichen Wissenschaften. Soll man eine allgemeine transdisziplinäre Medien- und Kommunikationstheorie anstreben, welchen Sinn machen disziplinäre Theorien, und welchen Status könnte eine eigenständige Kommunikations- und

Medienwissenschaft einnehmen, die sich nicht nur aus dem Theorienarsenal der etablierten Disziplinen bedient? Das sind wissens- und erkenntnistheoretische Fragen, die in der vorliegenden Publikation und dann in den nachfolgenden Revisionen und Ergänzungen eine große Rolle spielten und bis heute kaum beantwortet bleiben. Die in der Zwischenzeit vorgenommenen Fortschreibungen des Kapitels ‚Kommunikative Welt und soziale Systeme‘, in denen es gerade um die systemtheoretischen Grundlagen der Kommunikationswissenschaft geht, werden in einem *Anhang* dokumentiert. Er trägt streckenweise fragmentarischen Charakter und ist, abgesehen von Passagen, die Eingang in das Buch ‚Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung‘ gefunden haben, bislang nicht veröffentlicht.

Die vielleicht wichtigste Innovation, die im Theoriegebäude unterdessen stattgefunden hat, ist die Reduzierung der vier Dimensionen der allgemeinen Systemtheorie auf drei. Will man mehr Komplexität erfassen oder den Typus der Systeme spezifizieren, so soll dies nicht durch die Zufügung weiterer Dimensionen sondern durch die Entwicklung und Kombination eigenständiger triadischer Modelle geschehen. Die selbstreferentielle Dimension gehört einer anderen Ordnungsebene an, und ihre Aufgaben im Theoriegebäude werden durch einen besonderen Typ der Informationsverarbeitung übernommen. Erste Begründungen finden sich schon im erwähnten Abschnitt von ‚Supervision als Medium der kommunikativen Sozialforschung‘.

Ich empfehle heute, klar zu benennen, um welchen Typus von System es in den Beschreibungen gehen soll. Die mangelnde Klärung des Bezugssystems ist die grundsätzliche Kritik an dem Entwurf N. Luhmanns. Seine Theorie vermengt eine allgemeine Systemtheorie, eine Theorie sozialer Systeme (aus soziologischer Sicht) und eine Theorie von Wahrnehmungssystemen. Damit werden Hierarchien und Emergenzniveaus mißachtet. Nicht alle Systeme sind soziale Systeme, weshalb eine allgemeine Systemtheorie besser nicht am Spezialfall sozialer Systeme entwickelt werden sollte. Zwar kann man alle sozialen Systeme als informationsverarbeitende Systeme betrachten, aber nicht alle Informationssysteme sind soziale Systeme. Die Konfusion der drei Ansätze wird dadurch hervorgerufen, daß die Theorie sozialer Systeme unter falscher Flagge segelt und an die Spitze der Hierarchie gesetzt wird. Sie ist genaugenommen eine Theorie selbstreferentieller Systeme – und genau darin unterscheidet sie sich auch von der ‚general action theory‘ des großen Vorbildes Talcott Parsons. ‚Referenz‘ läßt sich verlustfrei in ‚Wahrnehmung‘, ‚Reflexion‘ durch ‚Verarbeitung von Beobachtungsdaten‘ übersetzen. Kaum etwas nimmt in den späteren Werken Luhmanns folgerichtig so großen Raum ein, wie die Kategorie der *Beobachtung*. Sein Konstruktivismus ist eine Konstruktion von und mit Informationen. Allerdings findet eine folgenschwere Eingrenzung statt: Die Informationsgewinnung wird auf Selbstwahrnehmung beschränkt, Umweltbeobachtung axiomatisch ausgeschlossen. *So erweist sich die Theorie sozialer Systeme letztlich als eine Theorie sozialer Selbstwahrnehmung*. Das ist zweifellos ein ganz wichtiger Bereich jeder Sozialtheorie, aber eben nur ein Bereich. Gleichfalls läßt sich auch Kommunikation nicht auf Wahrnehmung und schon gar nicht auf Selbstwahrnehmung reduzieren. Also ist der Ansatz auch für Kommunikationstheorien zu fragmentarisch.

Als Konsequenz schlage ich heute vor, die unterschiedlichen Systemtypen Konzepte jeweils in einem triadischen Modell zu erklären. Wir haben dann die folgenden Basistriaden

- System (Komplexität, Dynamik, Differenzierung)
- Soziale Systeme (Kooperation, Interaktion, Kommunikation)
- Informationssysteme (Wahrnehmen, Verarbeiten/Denken, Handeln/Darstellen)
- Kommunikation(ssysteme): Informationsverarbeitung, Vernetzung, Spiegelung.

Alle Basistriaden lassen sich, wenn es um axiomatische Festlegung wissenschaftlicher Objektbereiche geht, zu Triadentrias ausbauen.

Der Umbau hat auch methodische Konsequenzen. Ich spreche seit langem viel von selbstreferentieller Methodologie. Das ist richtig, aber ebenfalls einseitig. Selbstwahrnehmung oder eben Selbstreferenz ist eine Dimension – oder ein Faktor – aller Informationsverarbeitung, jedenfalls aller menschlichen und sozialen. Daneben gibt es aber Umweltwahrnehmung und wie auch bei Luhmann vorgesehen die Reflexion als Prozeß der Verarbeitung und das meint vor allem eben Relationierung von Produkten der Selbst- und Umweltwahrnehmung. Diese drei Formen des Erkenntnisgewinns müssen in der kommunikativen Sozial- und Kommunikationsforschung genutzt werden – welche prämiert wird, hängt von vielen Umständen ab und kann jedenfalls nicht vorab festgeschrieben werden.

Faktisch hat eine solche Berücksichtigung immer stattgefunden. Es gibt die distanzierte Beschreibung des untersuchten Systems durch das Forscherteam, was Umweltwahrnehmung bedeutet. Soll die Umwelt als System beschrieben werden, dann in den bekannten drei Dimensionen. Es gibt die Selbstbeobachtung

des Forscherteams (und der drei anderen Subsysteme des Forschungssystems) und es gibt eine Phase, in der die Ergebnisse dieser Perspektiven verglichen werden.

Wenn man nun das untersuchte System als Wahrnehmungssystem versteht und diesem also Selbstbeobachtung und Reflexion zugesteht, dann ergeben sich für die Forscher die Aufgaben auch diese Dimensionen zu berücksichtigen. Dies ist genau das, was als Beschreibung der selbstreferentiellen Dimension schon immer gefordert wurde. Es geht um die Erhebung der Selbstbilder, Programme, reflexiven Identitätsmuster usw. Der Forscher nimmt dabei gleichsam die Insiderperspektive des untersuchten Systems ein, jedenfalls rekonstruiert er sie.

Was in allen diesen Überlegungen noch viel zu kurz gekommen ist, ist die Berücksichtigung des Auftraggebers und damit derjenigen Größe, die die Untersuchungsziele und darüber vermittelt auch die Strukturen des untersuchten Systems festlegt. Dies resultiert letztlich aus der bei Luhmann und anderen kognitiven Konstruktivisten vorfindlichen Gleichsetzung von Wahrnehmungssystem und informationsverarbeitendem System, die in diesem Buch noch weitgehend übernommen wurde. Letzteres setzt sich aber nicht nur aus verschiedenen Typen von Sensoren bzw. sensorischen Aktivitäten sondern aus Sensoren, Prozessoren und Effektoren zusammen, zwar nimmt es wahr, aber es verarbeitet auch und kann um keinen Preis umhin, die Verarbeitungsergebnisse wieder auszudrücken, darzustellen, sie in Handlungen umzusetzen. Erst dadurch wird es zum Informationsmedium für andere und kann als Kommunikator in Kommunikationssystemen auftauchen. Das Handlungsziel bestimmt die Wahrnehmung. Ohne beständige Rückkopplungsprozesse bleibt diese orientierungslos – was natürlich vorkommt. Wollen wir den Reduktionismus nicht mitmachen, müssen wir nach den Aufträgen bzw. Handlungszielen bzw. Themen, zu denen die Effektoren Beiträge liefern, fragen. Die Basis ist hierfür der Auftrag, den sich das Forscherteam stellt, oder den es vom Auftraggeber gestellt bekommt. Hier liegt auch das, was man mit Luhmann als Interdependenzunterbrecher bezeichnen kann, die Frage nämlich, die bestimmt, was aus der unendlichen Fülle der beschreibbaren Merkmale ausgewählt werden soll. Betont wurde diese Dimension ausdrücklich vom Pragmatismus. Auch das Forschungssystem braucht eine pragmatische Handlungsperspektive. Bislang kommt dieser Faktor durch die Unterscheidung von Normalformrekonstruktion (Modellbildung für das Wissenschaftssystem), Normalformtest und Normalformanalyse ins Spiel. Nur die Normalformanalyse liefert direkten Output für nichtwissenschaftliche Nutzer. Aber es sind auch andere Differenzierungen denkbar, je nach den Typen von Aufträgen.

Wir haben damit folgende Beschreibungsperspektiven

- Beschreibung des untersuchten Systems (US) gemäß der drei Systemdimensionen (Outsider)
- Beschreibung des US (als informationsverarbeitendes System oder/und als Kommunikationssystem) aus der (rekonstruierten) Insiderperspektive (entspricht der selbstreferentiellen Dimension)
- Festlegung der Beschreibungsperspektive durch Auftragsklärung.

Eine Analyse einer institutionalisierten Kommunikation, die diese Dimensionen berücksichtigt, findet sich in dem Buch ‚Triadische Karriereberatung‘ von K. Rappe-Giesecke (Bergisch-Gladbach 2008). Die Grundideen der kommunikativen Sozialforschung und damit die Beschreibung des Forschungssystems als Kommunikationssystem faßt Sebastian Ziegus in seiner Dissertation ‚Die Abhängigkeit der Sozialwissenschaften von ihren Medien – Grundlagen einer kommunikativen Sozialforschung‘ (Erfurt 2008) zusammen.

Bordenau, den 16. Februar 2009

Die Entwicklung elektronischer Aufzeichnungs- und Auswertungsgeräte hat in den letzten Jahrzehnten die Forschungsmethoden in den sozial- und sprachwissenschaftlichen Disziplinen grundlegend verändert. Die klassischen Verfahren der Befragung, der Dokumentenanalyse, der – mehr oder weniger – teilnehmenden Beobachtung und der labormäßigen experimentellen Datengewinnung wurden durch einen ganz neuen Typus der Datenerhebung ergänzt: die elektronische Aufzeichnung sozialer Prozesse mit Hilfe von Tonband- und Videogeräten. Diese neue Form der Datenerhebung ermöglicht es, soziale Phänomene, wie beispielsweise institutionelle oder alltägliche Gespräche, in ganz neuer Weise zu erfassen und zu analysieren. Die Gespräche werden aufgezeichnet, verschriftet (transkribiert) und danach den unterschiedlichsten mikroanalytischen Auswertungsverfahren unterzogen. Eine Methodologie für diese Form der Erhebung und Auswertung von verbalen, visuellen und audiovisuellen Datenketten, die jener der traditionellen empirischen Sozialforschung oder der experimentellen Psychologie vergleichbar ist, fehlte bislang.

Die in dieser Arbeit geschilderten Verfahren der Normalformanalyse und der Normalformrekonstruktion verstehen sich als ein Beitrag zur Entwicklung einer solchen Methodologie. Sie sind insoweit für all diejenigen interessant, die mit Tonbandaufzeichnungen und Transkriptionen sozialkommunikativer Prozesse arbeiten.

Nicht nur die Datenerhebung, auch ihre Auswertung hat sich durch die Einführung der neuen elektronischen Medien verändert. Zunächst wurden die elektronisch gespeicherten verbalen oder audiovisuellen Informationen noch weitgehend ‚manuell‘ weiterverarbeitet: nach bestimmten Prinzipien verschriftet und anschließend interpretiert oder kodiert. Mittlerweile ist die Technisierung der Auswertung fortgeschritten und hat zu ganz neuen Konzepten darüber geführt, wie sich wissenschaftliche Modelle testen lassen: Die traditionellen ‚Geltungs‘- oder ‚Wahrheitskriterien‘, die intersubjektive Überprüfbarkeit von Wahrnehmungsdaten und die Wiederholung von Experimenten werden durch das Kriterium der Computersimulation ergänzt. Wissenschaftliche Modelle bewähren sich, indem sie in ‚lauffähige‘ Programme umgesetzt werden können. Diese Sehweise wirkt schon seit einiger Zeit auch auf die Konzeptualisierungen der zu untersuchenden Wirklichkeit zurück: Soziale und psychische Phänomene erscheinen als informationsverarbeitende Systeme, die – wie die Computer – durch Programme gesteuert werden.

Forschungsziel vieler Projekte ist entsprechend die Ermittlung solcher prozeßsteuernder Programme. Diese werden in den verschiedenen einzelwissenschaftlichen Schulen ganz unterschiedlich bezeichnet, etwa als ‚latente Strukturen‘, ‚Codestrukturen‘ oder ‚selbstreferentielle Strukturen‘, ‚Expertensysteme‘, ‚Turn-Taking-Mechanismen‘, ‚Spracherzeugungsmechanismen‘ u.a. Gemeinsam ist diesen Ansätzen ein mehr oder weniger ausgeprägtes kybernetisches Denken, die Annahme von Rückkoppelungskreisen und von systemischen Abhängigkeiten.

/2/ In dieses Paradigma ordnet sich auch der in diesem Buch vorgestellte Ansatz ein. Soziale Institutionen und andere Phänomene werden als mehrdimensionale Systeme aufgefaßt, die Informationen verarbeiten, Aufgaben für die Umwelt lösen und Interaktionsbeziehungen gestalten. Ziel der Normalformrekonstruktion ist es, die Programme zu ermitteln, die den Ablauf in diesen Systemen steuern. Die erarbeiteten sogenannten Normalformmodelle sollen den Praktikern in den beforschten Institutionen alternative Sehweisen ihres Alltags und neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Es bleibt den ‚leibhaftigen‘ Experten also selbst überlassen, die Modelle in Programme zu übersetzen, die unter ihren speziellen Arbeitsbedingungen ‚lauffähig‘ sind. Die Implementierung der Normalformmodelle wird ebenfalls kommunikationswissenschaftlich untersucht. Diese Untersuchung übernimmt bei der hier vorgestellten Methode gleichsam die Funktion der Computersimulation, den Test der Modelle.

Die nachfolgende Arbeit wurde 1984 von der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld als Dissertation angenommen.\*

Mittlerweile sehe ich so manche modelltheoretische Annahme über die Dimensionen sozialer Systeme und der kommunikativen Welt in einem anderen Licht – im Licht der Informations- und Kommunikationskonzepte, die für die Beschreibung der Funktionsmechanismen der neuen Medien

---

\* Den Gutachtern, Prof. Gert Rickheit, Prof. Niklas Luhmann und Prof. Hannes Rieser danke ich für ihre kritischen Hinweise während und nach der Fertigstellung der Arbeit; der Rheinisch-Westfälischen Universitätsgesellschaft für die Auszeichnung der Dissertation, Frau Helga Buurman für die souveräne ‚Textverarbeitung‘ meines Manuskripts.

entwickelt wurden. Die Darstellung dieser im engeren Sinne kommunikationstheoretischen Überlegungen bleibt einer anderen Publikation überlassen.

Selbst wenn man die nachfolgend vorgetragenen Annahmen über die Gliederung der kommunikativen Welt und die Architektur der Systeme nicht teilt, so bleiben die detaillierten methodischen und methodologischen Überlegungen dennoch für die Behandlung zahlreicher aktueller Forschungsprobleme instruktiv:

- Es wird gezeigt, wie bei der Datenerhebung und -auswertung mit der - zu oft nur erhobenen, aber selten eingelösten – Forderung des selbstreflexiven erkenntnistheoretischen Paradigmas, den Forschungsprozeß und die Reaktionen des Forschers auf seine Untersuchungsobjekte mit in die Analyse einzubeziehen, ernst gemacht werden kann. Stützen können sich diese selbstkontrollierenden Verfahren auf Anregungen des Psychoanalytikers Georges Devereux.
- Es findet eine Auseinandersetzung mit verschiedenen ‚qualitativen‘ Techniken der Interpretation verbaler Daten, wie sie z.B. in der formalen und in der ethnomethodologisch orientierten Konversationsanalyse angewendet werden, in zahlreichen Exkursen statt. Diese Ansätze bauen zumeist auf soziologische Axiome auf, die von Alfred Schütz /3/ oder im Symbolischen Interaktionismus für die Analyse umweltlicher Sozialbeziehungen bzw. einfacher Interaktionssysteme entwickelt wurden. Da die Protagonisten qualitativer Verfahren oftmals diese Herkunft ihrer Annahmen nicht kennen oder leugnen, kommt es zu höchst problematischen Übertragungen dieser Modelle auch auf ganz andersartige Phänomene, wie etwa die der institutionellen Kommunikation.
- Die Frage, was als Daten zu behandeln ist, die Tonaufzeichnungen oder die Transkriptionen, wird diskutiert. Dabei zeigt sich, daß das Emergenzniveau von Daten von dem Entwicklungsstand der ‚technischen‘ Medien abhängt, die beginnend bei der Datenerfassung in der life-Situation eingesetzt werden können. Es wird am Werk Albrecht Dürers in Erinnerung gebracht, daß auch die traditionelle wissenschaftliche Methodologie, die ‚Logik der Forschung‘, bei der Einführung neuer Medien entstand, nämlich den perspektivischen Zeichnungen (Holzschnitten) und deren schriftlichen Beschreibungen in den gedruckten Büchern.
- Schließlich versteht sich die Normalformanalyse und –rekonstruktion als ein Mittler zwischen einerseits der Einzelfallanalyse, bei der geringe Datenmengen aus verschiedenen Dimensionen intensiv interpretiert werden, und andererseits den kodierenden, statistischen Verfahren, bei denen die Datenfülle oftmals nur durch eindimensionale (monokausale) Interpretationen reduziert werden kann. Als Kompromiß werden vier Analysedimensionen und ein Verfahren zur Reduktion der Daten, die Suche nach Prototypen, vorgeschlagen.

Die Methodenkritik erfolgt in diesem Buch nicht in einem speziellen Kapitel, sondern jeweils bei der Darstellung des eigenen Vorgehens in Form von Exkursen. Diese sind kursiv gesetzt. Illustrationen von theoretischen Positionen oder Beispiele zu methodischen Schritten werden eingerückt. Auf die Themen längerer methodologischer Exkurse wird im Inhaltsverzeichnis, ebenfalls durch Kursivdruck, hingewiesen.

/4/

# 1. Einführung

## 1.1 Ziele der Normalformanalyse

Eine grundlegende Aufgabe kommunikationswissenschaftlicher Forschung ist die Entwicklung von Modellen, die empirische soziale Prozesse, wie sie durch Tonband oder Videorekorder aufgezeichnet werden können, als strukturiert erscheinen lassen. Ein möglicher Typus eines solchen Modells ist das ‚Normalformmodell‘. Normalformmodelle sind idealtypische Modelle von bestimmten Arten von sozialen Phänomenen, die folgende Bedingungen erfüllen: Sie ermöglichen eine Entscheidung darüber, ob beliebige empirische soziale Phänomene Exemplare der Art sind, von der das Normalformmodell gebildet wurde. Wenn dies der Fall ist, dann lassen sich von diesem Phänomen durch Vergleich mit dem Modell Beschreibungen (‚Kodierungen‘) anfertigen, die intersubjektiv wiederholbar und damit überprüfbar sind. Die empirischen Ereignisse lassen sich in einem spezifischen kommunikationswissenschaftlichen Sinne ‚verstehen‘, indem sie Modellstrukturen zugerechnet werden. Da es sich bei dem Normalformmodell um ein Artmodell handelt, werden zwischen den empirischen Exemplaren und dem Modell immer wieder Differenzen auftauchen. Diese informativen Differenzen oder ‚Abweichungen‘ sollen bis zu einem gewissen Grade durch Zurückführung auf typische interferierende Größen (Systeme) erklärbar sein. Insbesondere sollen begründete Prognosen über den weiteren (differenten) Ablauf der Ereignisse möglich sein, wenn bei der Analyse von sozialen Phänomenen derartige Abweichungen auftauchen. Weiterhin sollen Normalformmodelle systematische Vergleiche zwischen Exemplaren derselben Art und zwischen unterschiedlichen Arten ermöglichen.

Schließlich besteht die Möglichkeit, Normalformmodelle normativ zu interpretieren und die Exemplare gemäß dieser Norm zu bewerten. Diagnose, Verstehen, Erklären und Bewerten von empirischen Phänomenen durch Vergleich mit dem Normalformmodell bezeichne ich als ‚Normalformanalyse‘.

## 1.2 Theoretische Voraussetzungen der Normalformanalyse

Voraussetzung der Normalformanalyse sind immer allgemeine kommunikationswissenschaftliche Modelle der zu untersuchenden Phänomene. Die Entwicklung dieser Normalformmodelle nenne ich ‚Normalformrekonstruktion‘. Sie ist ein komplexes, mehrstufiges Beschreibungs-, Modellbildungs- und Testverfahren. Ein Ziel der vorliegenden Arbeit ist die Darstellung der wesentlichen Prinzipien sowohl der Normalformrekonstruktion als auch der Normalformanalyse. Diese erfolgt im Kapitel 3 bzw. 4.

Ähnlich wie Normalformmodelle Voraussetzungen für die Analyse von Exemplaren sind, gibt es auch modelltheoretische Voraussetzungen für die Normalformrekonstruktion. /5/ Diese allgemeineren Modellvorstellungen legen fest, welche Fragen bei der Entwicklung von Normalformmodellen immer wieder gestellt werden müssen. Sie sind eine Bedingung für einen systematischen Vergleich von Normalformmodellen unterschiedlicher Arten von sozialen Phänomenen.

Solche Voraussetzungen können auf ganz unterschiedlichem Abstraktionsniveau angesiedelt werden. Verglichen mit Modellen allgemeiner Kommunikationstheorien, die Kommunikation in den verschiedensten Bereichen erfassen wollen, sind die in dieser Arbeit anvisierten Normalformmodelle relativ speziell. Sie wollen weder auf intrapersonelle psychische Phänomene, noch auf tierische Gemeinschaften, technische Systeme oder Phänomene wie die Mensch-Maschine-Kommunikation angewendet werden. Ihr Gegenstand sind ausschließlich soziale Phänomene. Es scheint mir sinnvoll, die Voraussetzungen für Normalformmodelle sozialer Phänomene im Rahmen einer kommunikationswissenschaftlichen Theorie sozialer Systeme zu entwickeln. Ich unterscheide dabei im Anschluß an N. Luhmann drei unterschiedliche Ordnungen sozialer Systeme: einfache Sozialsysteme, wie sie sich zur Erfüllung persönlicher Zwecke vor allem in dyadischen Beziehungen ad hoc herausbilden; organisierte Sozialsysteme, das sind institutionsähnliche Gebilde, die sozial normierte Zwecke nach bestimmten Programmen erfüllen, und schließlich größere soziale Einheiten wie Gesellschaften, Staaten und ähnliche (vgl. 2.5). In dieser Arbeit werde ich mich nur mit den organisierten Sozialsystemen beschäftigen. Solche Systeme, z.B. ‚Schulstunden‘, ‚Visten‘, ‚Gerichtsverhandlung‘, ‚Beratungen‘, ‚Therapien‘ usw., sind zeitlich, personell und thematisch überschaubar. Sie beschreiben sich selbst als soziale Identitäten, besitzen Namen und können auch von außenstehenden Betrachtern identifiziert werden. Das institutionelle Geschehen lässt sich mit elektronischen Aufzeichnungsgeräten dokumentieren und die beteiligten Personen können ggf. befragt werden. Kein Gegenstand der

Normalformrekonstruktion (und -analyse) sind demgegenüber einzelne Handlungen, Äußerungen oder auch ‚Gesprächsausschnitte‘. Diese Phänomene erfüllen nicht die Bedingungen, die an selbstreferentielle soziale Systeme gestellt werden.

Reflektiert man die Voraussetzungen der Theorien sozialer Systeme noch einmal, so befindet man sich auf dem Spezifitätsniveau einer allgemeinen Systemtheorie. Sie legt gleichsam die Eintrittsbedingungen für die kommunikative Welt fest: Nur Systeme verschiedener Ordnungen und Arten sind als Elemente dieser Welt zugelassen. Einen Ausblick auf diesen Objektbereich, die möglichen Gegenstände kommunikationswissenschaftlicher Forschung, gebe ich im Kapitel 2.

### 1.3 Empirische Voraussetzungen der Normalformanalyse und -rekonstruktion

Die Eingrenzung des Gegenstandes dieser Arbeit auf organisierte Sozialsysteme hängt mit den empirischen Phänomenen zusammen, die ich bislang untersucht habe. Dies waren vor allem Institutionen oder institutionsähnliche Gebilde wie Spielgruppen im Kindergarten, psychotherapeutische Erstinterviews, Gruppen- und Einzeltherapien verschiedener therapeutischer Richtungen, Schulstunden, Supervisions- und Balintgruppen und organisierte /6/ (narrative) Interviews in verschiedenen Settings. Daneben habe ich auch einfache Sozialsysteme, in denen das Erzählen über selbsterlebte Erfahrungen und deren intersubjektive Verarbeitung eine Rolle spielte, sowie dyadische Instruktionen analysiert.<sup>1</sup>

In einer historischen Perspektive habe ich mich schließlich mit größeren sozialen Zusammenhängen, insbesondere mit der Herausbildung einer nationalen (deutschen) Kommunikationsgemeinschaft in der frühen Neuzeit, beschäftigt.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. Giesecke: Interaktionssysteme als Untersuchungseinheiten in der frühkindlichen Spracherwerbsforschung. In: Drackmann: Salzburger Beiträge zur Linguistik, Bd. 4, Salzburg 1977, S. 41-54; ders./Martens: Zur Entwicklung der Sprechhandlungsfähigkeit des Kindes. In: Papiere zur Linguistik, 15, 1977, S. 120-137; Giesecke: Instruktionssituationen in Sozialisationsinstitutionen – Ablaufschemata und Bedeutungsübertragung bei instrumentellen Instruktionen im Kindergarten. In: Soeffner: Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart 1979, S. 38-64; Giesecke: Übersicht über die Grundannahmen und Untersuchungsverfahren in dem Projekt ‚Erforschung interaktioneller Vorgänge in ausbildungs- und berufsbegleitenden Supervisions- und Balintgruppen‘. In: Gaertner: Supervision. Kassel 1979, S. 152-204; Giesecke: Die Normalform der Falleinbringung in Supervisionsgruppen. In: Gaertner: Supervision, S. 206-236; Flader/Giesecke: Erzählen im psychoanalytischen Erstinterview. In: Ehlich: Erzählen im Alltag. Frankfurt/Main 1980, S. 209-161; Giesecke/Rappe: Rekonstruktion von Bedeutungszuschreibungen mithilfe der Normalformanalyse. In: Frier: Pragmatik, Theorie und Praxis. Amsterdam 1981, S. 343-378; Giesecke: Die Normalformanalyse, ein kommunikationswissenschaftliches Untersuchungsverfahren für interaktionelle Vorgänge in Institutionen. In: Soeffner: Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie. Tübingen 1980, S. 185-204; Giesecke/Rappe: Setting und Ablaufstrukturen in Supervisions- und Balintgruppen. In: Flader/Grodzicki/Schröter: Psychoanalyse als Gespräch. Frankfurt/Main 1982, S. 208-302; Giesecke: Probleme, Bedingungen und Methoden einer interdisziplinären Forschung von Therapie- und Balintgruppen. In: Ders./Rappe-Giesecke: Kommunikation in Balintgruppen - Ergebnisse interdisziplinärer Forschung. Stuttgart/New York 1983, S. 13-23; Giesecke: Phasen im Ablauf einer Balintgruppensitzung. In: Ders./Rappe-Giesecke: Kommunikation in Balintgruppen, S. 25-38; Giesecke/Rappe-Giesecke: Bausteine zu einer kommunikationswissenschaftlichen Analyse des ‚Settings‘ von psychoanalytisch orientierten Supervisionsgruppen und von Balintgruppen. In: Dies.: Kommunikation in Balintgruppen, S. 103-120. Einzelne Untersuchungen entstanden in oder im Zusammenhang mit folgenden Projekten oder projektähnlichen Arbeitszusammenhängen: ‚Entwicklung kindlicher Sprechhandlungsfähigkeit‘ an der TU Hannover (vgl. Martens: Zur Herausbildung kommunikativer Handlungsmuster zwischen Kind und Bezugsperson. In: Dies.: Kindliche Kommunikation. Frankfurt/Main 1979, S. 9-60; und Reski: Aufforderungen - Zur Interaktionsfähigkeit im Vorschulalter. Bern/Frankfurt/Main 1982); ‚Sprachverhalten psychosomatischer Patienten‘ in Marburg und Gießen (vgl. Keseling u. a.: Untersuchungen zum Sprachverhalten psychosomatisch Kranker - Ein interdisziplinärer Arbeitsbericht. Marburg 1979) und dem DFG-Projekt zur ‚Erforschung interaktioneller Vorgänge in ausbildungs- und berufsbegleitenden Supervisions- und Balintgruppen‘ an der GH Kassel, Leitung: D. Eicke und A. Gaertner (vgl. Eicke: Geschichte des Projekts zur Erforschung interaktioneller Vorgänge in Supervisions- und Balintgruppen. In: Giesecke/Rappe-Giesecke: Kommunikation in Balintgruppen, S. 9-12; Müller: Über den Umgang mit Transkriptionen und Tonbandaufzeichnungen von Gruppensitzungen. In: Giesecke/Rappe-Giesecke: Kommunikation in Balintgruppen, S. 39-58; Rappe-Giesecke: Fall Erzählung und Themen der Gruppenarbeit. In: Giesecke/Rappe-Giesecke: Kommunikation in Balintgruppen, S. 59-72; dies.: Typen von Leiterinterventionen. In: Giesecke/Rappe-Giesecke: Kommunikation in Balintgruppen, S. 73-88; und Lieberich: Analyse von Leiterinterventionen nach dem Normalformmodell. Diplomarbeit der GH Kassel 1983.

<sup>2</sup> Vgl. Giesecke: Schriftsprache als Entwicklungsfaktor in Sprach- und Begriffsgeschichte. In: Koseleck: Historische Semantik und Begriffsgeschichte. Stuttgart 1979, S. 262-302; Giesecke: ‚Volkssprache‘ und ‚Verschriftlichung des Lebens‘ im Spätmittelalter - am Beispiel der Genese der gedruckten Fachprosa in Deutschland. In: Gumbrecht: Literatur in der Gesellschaft des Spätmittelalters. Heidelberg 1980, S. 39-70; und Giesecke: Überlegungen zur sozialen Funktion und zur Struktur handschriftlicher Rezepte im Mittelalter. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 51/52, 1984, S. 167-184; sowie ders./Elwert: Adult Literacy in a Context of Cultural Revolution: Structural Parallels of the Literacy Process in

Die kommunikationswissenschaftlichen Modellvorstellungen, die ich in dieser Arbeit entwickle, sind in erster Linie das Ergebnis von theoretischen und methodologischen Verallgemeinerungen dieser Studien. Besondere Bedeutung kommt hierbei den Supervisions- und Balintgruppen zu, weil nur von diesen Gruppen ein weitgehend ausgearbeitetes Normalformmodell existiert. Entsprechend gibt es Normalformanalysen in einem strengen Sinne bislang nur für diesen Phänomenbereich.<sup>3</sup> Nur für ihn können aus diesem Grund die hier entwickelten Modellvorstellungen in gewissem Umfang empirische Verifikation beanspruchen. Für andere Phänomenbereiche liefere ich theoretische Hypothesen und detaillierte methodische Vorschläge.

In zweiter Hinsicht sind die Modellvorstellungen das Ergebnis einer Verallgemeinerung von mikroanalytischen Untersuchungen alltäglicher und institutioneller Kommunikation, wie sie in den letzten zwanzig Jahren (vor allem) von Sprachwissenschaftlern und Soziologen angefertigt wurden.<sup>4</sup> Von besonderer Bedeutung waren für mich die Arbeiten der ethnomethodologischen Konversationsanalyse. Die intensive Auseinandersetzung mit den in diesen Untersuchungen vertretenen ‚qualitativen‘ und ‚interpretativen‘ Verfahren bestimmt die Struktur dieser Arbeit auf weiten Strecken und ist sicherlich auch der Grund für manche Einseitigkeiten.

#### 1.4 Besonderheiten der kommunikationswissenschaftlichen Modellbildung und Methoden

Das grundlegende Problem bei der Abfassung dieser Arbeit war für mich das Fehlen eines klar konturierten kommunikationswissenschaftlichen Objektbereichs. So sehr im Alltag von ‚Kommunikation‘ die Rede ist, so wenig hat sich innerhalb der Forschergemeinschaft ein Konsens über kommunikationswissenschaftliche Modelle und Kategorien hergestellt. Unmittelbare Folge dieser Tatsache sind der häufige Verzicht auf eine theoretische Konstitution des Gegenstands, Grenzerhaltungsprobleme, Vermengung von Kategorien der unterschiedlichsten Disziplinen bei einer Untersuchung usw. Ich beginne die Arbeit deshalb mit der Darlegung meiner Überlegungen zu einem möglichen Objektbereich einer Kommunikationswissenschaft und die möglichen Gegenstände kommunikationswissenschaftlicher Untersuchung. Diese Gegenstände grenze ich, zumindest in einigen Aspekten, von denjenigen der Nachbardisziplinen, insbesondere der Soziologie, der Linguistik und der Psychologie, ab. Im konkreten Fall der Normalformrekonstruktion ist der Gegenstand eben keine soziale ‚Handlung‘, kein sprachlicher ‚Text‘ (Zeichensystem) und auch nicht das ‚Verstehen‘ von Personen, sondern ein bestimmtes Modell eines sozialen Systems.

/7/ Andererseits werden bei der Modellbildung Vorstellungen, Begriffe, und Methoden von Nachbardisziplinen, insbesondere der Soziologie und Sozialpsychologie, der Sprachwissenschaft und der Kybernetik, aufgegriffen. Ein solcher integrativer Zugang erleichtert es den Vertretern verschiedener

---

Sixteenth Century Germany and Present-Day Benin. In: Coulmas/Ehlich: *Writing in Focus*. Berlin/New York/Amsterdam 1983, S. 209-226. Diese Arbeiten wurden durch meine Teilnahme an der Forschungsgruppe ‚Zwischen Linguistik und Geschichte‘ (Leitung: R. Koselleck) am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld und durch ein Forschungsstipendium der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel möglich.

<sup>3</sup> Vgl. vor allem Giesecke/Rappe-Giesecke: *Kommunikation in Balintgruppen*. Ältere Arbeiten zeigen mehr oder weniger deutlich ihren Status als Vorstudien zum hier entwickelten Modellbegriff und zu der hier entwickelten Methodologie.

<sup>4</sup> Ich kann hier nur - recht willkürlich - auf einschlägige Sammelbände verweisen wie: Auwärter/Kirsch/Schröter: *Seminar: Kommunikation, Intraaktion, Identität*. Frankfurt/Main 1976; Dittmann: *Arbeiten zur Konversationsanalyse*. Tübingen 1979; Ehlich: *Erzählen im Alltag*; Ehlich/Rehbein: *Kommunikation in Schule und Hochschule*. Tübingen 1983; Soeffner: *Interpretative Verfahren*; ders.: *Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie*; Watzlawick/Weakland: *Interaktion*. Bern u. a. 1980; Weingarten/Sack/Schenkein: *Ethnomethodologie - Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt/Main 1976; Winkler: *Methoden der Analyse von Face-to-Face-Situationen* 1980; auf Überblicksartikel von: Kallmeyer/Schütze: *Konversationsanalyse*. In: *Studium Linguistik*, 1, 1976, S. 1-28; Schank/Schwitalla: *Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse*. In: Althaus/Henne/Wiegand: *Lexikon der germanistischen Linguistik*. Tübingen 1980, S. 313-322; Bergmann: *Ethnomethodologische Konversationsanalyse*. In: Schröder/Steger: *Dialogforschung*. Düsseldorf 1981, S. 9-51; Kanth: *Kommunikativ-pragmatische Gesprächsforschung*. Neuere gesprächs- und konversationsanalytische Arbeiten. In: *ZGL*, XL, 1983, S. 202-222; und in Heft 24 der Zeitschrift *OBST* z.B. von: Fehlenberg: *Die empirische Analyse der Visitenkommunikation*. In: *OBST*, 24, 1983, S. 29-56; Ingwer: *Der evangelische Gottesdienst als institutionell inszeniertes Ritual*. In: *OBST*, 24, 1983, S. 91-106; Brüner/Fiehler: *Kommunikation in Institutionen der beruflichen Ausbildung*. In: *OBST*, 24, 1983, S. 145-167; sowie schließlich auf einzelne Autoren, die sich mit der mikroanalytischen Untersuchung von Kommunikation in bestimmten Institutionen beschäftigt haben wie: Bliesener: *Die Visite - ein verhinderter Dialog*. Initiativen von Patienten und Abweisungen durch das Personal. Tübingen 1982; Hoffmann: *Kommunikation vor Gericht*. Tübingen 1983; Labov/Fanshel: *Therapeutic Discourse*. New York u. a. 1977; und mit psychotherapeutischer Blickrichtung Stierlin/Rücker-Emden/Wetzel/Wirsching: *Das erste Familiengespräch*. Stuttgart 1980.

Disziplinen, sich die Analyseverfahren anzueignen, und schafft dadurch auch günstige Voraussetzungen für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit, wie sie in größeren sozialwissenschaftlichen Projekten üblich geworden ist. Die Basis für die Integration der verschiedenen Konzepte bildet die Systemtheorie.

Will man die Normalformrekonstruktion als eine wissenschaftliche Methode kurz charakterisieren, so ist sie am ehesten als ‚funktionalstrukturelle Methode‘ zu bezeichnen.<sup>5</sup> Sie nimmt ihren Ausgangspunkt von ‚prototypischen‘ Phänomenen. ‚Prototypisch‘ sind solche Phänomene, die aus der alltagsweltlichen Perspektive (der Beteiligten) als ‚normal‘ und ‚erfolgreich‘, nicht aber als ‚krisenhaft‘ oder ‚problematisch‘ bewertet werden. Diese ‚unauffällige‘ Normalität wird durch die spezifische kommunikationswissenschaftliche Perspektive (Fragestellung) des außenstehenden Betrachters in mehreren, methodisch kontrollierten Analyseschritten in Frage gestellt. Das ‚normale‘, alltäglich Erfahrbare wird, um es in der Sprache von N. Luhmann auszudrücken, ‚ins Unwahrscheinliche aufgelöst‘, als komplex gesetzt, um dann begreiflich zu machen, daß es trotzdem mit hinreichender Regelmäßigkeit zustandekommt.<sup>6</sup>

Diese Forschungsperspektive deckt sich mit kybernetischen und ökologischen Konzepten: Es geht um eine Modellierung sozialer Phänomene als selbstregulierende Systeme, die es ermöglicht, Defekte (Krisen) als Gleichgewichtsstörungen zu identifizieren und Normalisierungsprozesse zu beschreiben bzw. zu prognostizieren.<sup>7</sup> Voraussetzung für eine Identifizierung von Krisen oder Gleichgewichtsstörungen ist die Kenntnis der normalen Systemstrukturen, der Homöostase. Ökologisch ist das Normalformkonzept auch insoweit, als die ‚lebenswichtige‘ Umwelt der sozialen Systeme durch Interferenztheorien und in der Differenzierungsdimension mitmodelliert wird.

Luhmann stellt dieser Forschungsperspektive einen anderen Theorietyp entgegen, der „eine Ordnung als gegeben voraussetzt und deren Defekte problematisiert“<sup>8</sup>. Letzterem Theorietyp entsprechen etwa sprach- und kommunikationswissenschaftliche Arbeiten, die ‚sprachliches Handeln‘ oder ‚Kommunikation‘ als Lösung alltäglicher Probleme auffassen, konversationsanalytische Arbeiten, die wesentlich an ‚Auffälligkeiten‘ des Gesprächsablaufs, z.B. ‚Verständigungskrisen‘, die von den Beteiligten thematisiert werden, interessiert sind, und jene soziolinguistischen Arbeiten, die sich mit ‚abweichendem‘ sprachlichen Verhalten, ‚Sprachbarrieren‘, ‚Kompetenzdefiziten‘ und ähnlichem beschäftigen.

All diese Arbeiten müssen einen Normalitätsbegriff voraussetzen. Unbefriedigend finde ich, daß dieser meist unexpliziert und kaum überprüfbar bleibt: entweder, weil er mit der Intuition des Forschers, z.B. als ‚native speaker‘, oder mit den alltäglichen mehr oder weniger manifesten Normalitätsvorstellungen der Untersuchungsobjekte in eins gesetzt wird. Die alltäglichen Normalitätsvorstellungen - ganz gleich, ob es sich um diejenigen von Untersuchungspersonen oder um diejenigen des Forschers als ‚Alltagsmenschen‘ handelt - sind überkomplex. Sie sind deshalb keine Erklärung, sondern müssen selbst als Datum /8/ behandelt werden. Die Überkomplexität ist ein Merkmal aller alltäglichen Konstruktionen der Wirklichkeit, auch der alltäglichen Normalitätsvorstellungen. Wenn man die Unterschiede zwischen den hier vertretenen kommunikationswissenschaftlichen Modellen und Methoden einerseits und vielen ethnomethodologischen, wissenssoziologischen, hermeneutischen und ähnlichen interpretativen Konzeptionen andererseits auf eine allgemeine Formel bringen will, so kann man sagen: In den Arbeiten des letzteren Typs wird das Problem der Komplexität unterschätzt. Aus dieser Unterschätzung lassen sich letztlich alle Eigentümlichkeiten jener Ansätze ableiten, die in dieser Arbeit kritisiert werden: die - häufig sozialromantisch verklärte - Verwischung der Unterschiede zwischen Alltag und Wissenschaft, die Reduktion von Methodologie auf handwerkliche Erfahrung, der naive Glaube, die Übernahme aller möglichen alltäglichen Standpunkte und Perspektiven durch den Forscher könne zu wissenschaftlicher

---

<sup>5</sup> Luhmann: Funktionale Methode und Systemtheorie. In: ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1974; ders.: Soziale Aufklärung. In: Soziologische Aufklärung. Bd. 2, S. 75; ders.: Soziologie als Theorie sozialer Systeme. In: ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 2, S. 113 ff; und ders.: Vorbemerkungen zu einer Theoriesozialer Systeme. In: ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981.

<sup>6</sup> Luhmann: Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme, S. 12. Die Aufgabe wissenschaftlicher Analyse ist, nach dieser Konzeption, die ‚Entdeckung schon gelöster Probleme‘: „Die Welt kann nicht auf den Soziologen warten, sie hat ihre Probleme schon immer gelöst. Die Frage kann nur sein: wie? Und diese Frage kann im Hinblick auf andere funktional äquivalente Möglichkeiten ausgearbeitet werden.“ Ders.: Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien. In: ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3, S. 316.

<sup>7</sup> Vgl. etwa das Credo von Bateson in seiner ‚Ökologie des Geistes‘: „Wenn man irgendetwas im menschlichen Verhalten erklären oder verstehen will, dann hat man es im Prinzip immer mit totalen Kreisläufen, vollständigen Kreisläufen zu tun.“ Bateson: Ökologie des Geistes. Frankfurt/Main 1983, S. 589.

<sup>8</sup> Luhmann: Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme, S. 11; vgl. auch ders.: Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. In: ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3, S. 25 f. In einer ganz ähnlichen Weise unterscheidet Bateson zwischen ‚Weisheit‘ - als Produkt einer ökologischen Sichtweise - und ‚Trickwissen‘ - als Produkt problemlösender Strategien. Bateson: Ökologie des Geistes, S. 558.

Erkenntnis führen, die Unterschätzung der theoretischen Voraussetzungen des eigenen Handelns und Erlebens und schließlich die systematische Ausschaltung von intersubjektiver Kontrolle durch die Ablehnung allgemeiner Vergleichsmaßstäbe.

Nimmt man das Problem der Komplexität ernst und behandelt die sozialen Phänomene als überkomplex, so kann es im Forschungsprozeß nur darum gehen, diese Komplexität kontrolliert zu reduzieren. Dabei muß man in Kauf nehmen, daß jedes Modell eine ‚Reduktion‘ ist. Auch jedes beliebige Normalformmodell ist in diesem Sinne selektiv. Mit ihm werden „nur Möglichkeiten, nicht auch Notwendigkeiten“ abgebildet.<sup>9</sup> Normalformmodelle beanspruchen, nur eine mögliche, aber eine systematische Modellierung der Phänomene zu sein. Sie ermöglichen Vergleiche zwischen den Modellen verschiedener Phänomene und zwischen Modellen verschiedener Forscher von dem gleichen Phänomen.

Überkomplexität impliziert auch Multidimensionalität: Soziale Phänomene haben nicht nur unendlich viele Elemente, sie haben auch unendlich viele Dimensionen. Will man möglichst viele Dimensionen und damit möglichst viel Komplexität der realen Phänomene in seinen wissenschaftlichen Konstruktionen erhalten, so empfiehlt es sich, mehrdimensionale Modelle zu bilden. Die Modellvorstellungen von den sozialen Phänomenen, die ich im Rahmen der Normalformrekonstruktion verwende, sind vierdimensional. Dies unterscheidet sie beispielsweise von den eindimensionalen Sequenzanalysen.

Aus den bisherigen Schilderungen ist sicherlich schon deutlich geworden, daß ich die Normalformanalyse im Unterschied zu den meisten mikroanalytischen konversationsanalytischen und interpretativen Ansätzen als ein ‚kodierendes‘ Verfahren verstehe. Im Zuge der Normalformanalyse werden vorab entwickelte und überprüfte Modellvorstellungen, eben die Normalformmodelle, als Relevanzsystem verwendet: Soziale Ereignisse, etwa Äußerungen, die in den Transkriptionen dokumentiert sind, werden den Modellstrukturen zugeschrieben. Nur wenn sich Daten (z.B. Transkriptionen) auf diese Weise kodieren lassen, sind sie in einem kommunikationswissenschaftlichen Sinne ‚verstanden‘.

Bei der Normalformanalyse und -rekonstruktion läßt es sich prinzipiell nicht vermeiden, daß der Forscher den Standpunkt des neutralen, kodierenden Betrachters verläßt und /9/ aufgrund seines ganz persönlichen Erfahrungsschatzes Bedeutungszuschreibungen vornimmt. Die Auswirkungen der Abweichungen von der Kodierungsperspektive können kontrolliert werden, wenn man den Forschungsprozeß als eine bestimmte Art eines sozialen Systems betrachtet. Die Theorie sozialer Systeme läßt sich dann selbstreferentiell auch auf die Analysetätigkeit anwenden. Dabei werden zunächst die Grenzen der Methode deutlich. Der Forscher ist immer zugleich Element des von ihm untersuchten Systems, und er kann, insoweit er Element ist, niemals die Systemstruktur insgesamt überblicken, geschweige denn kontrollieren. Ihm bleibt nur die Möglichkeit, diesen selbstreferentiellen Charakter zu berücksichtigen, die Strukturen des Forschungsprozesses und insbesondere seine Rolle in diesem Prozeß im nachhinein noch einmal zu reflektieren.<sup>10</sup> Für diese Reflexion ist eine spezielle Auswertungsphase sowohl im Rahmen der Normalformrekonstruktion als auch in der Normalformanalyse vorgesehen. (Vgl. 3.6 und 4.6)

Im Gegensatz zu einfachen normativen (kodierenden) Forschungsprogrammen wird in dem hier vorgetragenen kommunikationswissenschaftlichen Konzept von vornherein von den ‚Grenzen der Methode‘ ausgegangen. Störungen werden im empirischen Forschungsprozeß als Daten behandelt, die in einer besonderen selbstreferentiellen Dimension zu prozessieren sind.

Schon diese kurze Skizze der Normalformanalyse und -rekonstruktion macht ihren aufwendigen Charakter deutlich. Vor allem die Normalformrekonstruktion läßt sich kaum mehr von einem einzelnen Wissenschaftler allein durchführen. In der Regel erfordert die Erstellung von Normalformmodellen ein interdisziplinär zusammengesetztes Forschungsteam. Zusätzlich ist auch die Zusammenarbeit mit den Professionals der beforschten Institutionen, z.B. Therapeuten, Ärzten, Lehrern usw. angezeigt.

---

<sup>9</sup> „Der Gewinn, den die funktionale Analyse einbringt, besteht [...] nicht in der Gewissheit der Verknüpfung spezifischer Ursachen mit spezifischen Wirkungen, sondern in der Fixierung eines abstrakten Bezugspunktes, nämlich des ‚Problems‘, von dem aus verschiedene Möglichkeiten des Handelns, äußerlich ganz unterschiedlich anmutende soziale Tatbestände, als funktional äquivalent behandelt werden können. Die Rationalisierung der Problemstellung durch abstrahierende Konstruktionen von Vergleichsmöglichkeiten ist der eigentliche Sinn der funktionalen Methode.“ Luhmann: Funktionale Methode und Systemtheorie, S. 35.

<sup>10</sup> Zum selbstreferentiellen Aufbau von Theorien und Forschungssystemen vgl. z.B. Luhmann: Identitätsgebrauch in selbstsubstitutiven Ordnungen, besonders Gesellschaften. In: ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3, S. 200 ff.; ders.: Ideengeschichte in soziologischer Perspektive. In: Matthes: Lebenswelt und soziale Probleme. Frankfurt/Main/New York 1981, S. 51; ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 2: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt/Main 1981, Kapitel 1 und S. 235 ff.; sowie Bateson: Ökologie des Geistes, S. 563, 593 f.

Auch die Normalformanalyse ist auf eine interprofessionelle und interdisziplinäre Zusammenarbeit ausgelegt: Ihre Leistung beschränkt sich nicht auf die Diagnose und Deskription von einzelnen Phänomenen, zusätzlich liefert sie auch Informationen, die mit Hilfe von Relevanzsystemen anderer Disziplinen oder Professionen weiterverarbeitet werden können. Hierin liegt nach meiner Erfahrung ein besonderer Vorzug des Verfahrens und seine Attraktivität für andere Disziplinen und Praktiker, wie z.B. Therapeuten, Lehrer und Sozialarbeiter. Vergleicht man andererseits den Aufwand, der bei der Erstellung von Modellen sozialer Phänomene aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht betrieben wird, mit jenem, der bei der Erstellung von Modellen natürlicher Phänomene aus der Sicht naturwissenschaftlicher Disziplinen üblich ist, so mutet er eher bescheiden an.

## 2. Kommunikative Welt und soziale Systeme: Annahmen über den Objektbereich einer Kommunikationswissenschaft

### 2.1 Unterschiede zwischen der alltäglichen Wirklichkeit und der kommunikativen Welt

#### 2.1.1 Dimensionen der Wirklichkeit und der Welt

Von der Wirklichkeit hat jede wissenschaftliche Disziplin ihre eigene Vorstellung. Diese Vorstellungen bilden die ‚Welt‘ der betreffenden Disziplin. Nur in dieser Welt bewegt sich der Forscher bei seinen Untersuchungen. Insgesamt unterscheiden sich die verschiedenen theoretischen Vorstellungen beträchtlich von jenen, die wir uns als Alltagsmenschen von der Wirklichkeit machen. Ich gehe davon aus, daß die alltägliche Welt unendlich viele Dimensionen besitzt. Der ‚Alltag‘ oder die ‚Wirklichkeit‘ wird m.a.W. als eine n-dimensionale Welt aufgefaßt. Die Elemente dieser Wirklichkeit sind die alltäglichen Phänomene. Auch sie sind n-dimensional.

Jede wissenschaftliche oder theoretische Welt reduziert diese Dimensionen auf eine beliebige aber bestimmte, in der Regel sehr geringe Anzahl von Dimensionen. Die Elemente der kommunikativen Modellwelt sollen vier Dimensionen besitzen. Solche mehrdimensionalen Modelle kann man *Systeme* nennen.

Solange es sich bei den Elementen beliebiger theoretischer Welten noch um zwei- oder dreidimensionale Gebilde handelt, reichen ‚natürliche‘ oder ‚technische‘ Metaphern wie etwa die von ‚Körpern‘, von ‚Organismen‘ oder ‚Maschinen‘ aus. Bei Gebilden mit mehr als drei Dimensionen haben wir Vorstellungsprobleme, sie sind eben nicht mehr ‚überschaubar‘. Sucht man dennoch eine Veranschaulichung, so leisten die mehrdimensionalen Prozeßmodelle, wie sie in den modernen Naturwissenschaften - z.B. in Form von Atommodellen, (astronomischen) Modellen der Planetenbewegung oder des Modells der DNS - vorliegen, noch am ehesten eine gewisse Hilfestellung. Alle diese Modelle sind gedankliche Abstraktionen. Sie sind aus Elementen zusammengesetzt, die selbst als ‚dreidimensional‘ (‚körperhaft‘) vorgestellt werden. Diese Elemente befinden sich in einer permanenten Bewegung, sie drehen sich - z.B. im astronomischen Modell - mit großer Geschwindigkeit um sich selbst und untereinander. Elemente von theoretischen Welten, die mehr als drei Dimensionen haben, bezeichne ich als ‚Systeme‘.

Diese Bestimmung gibt der häufig gebrauchten Formel vom ‚Alltag als der Voraussetzung der wissenschaftlichen Welt‘ einen präzisen Sinn: Jede beliebige theoretische Konstruktion einer Welt ist eine Selektion aus den n-Dimensionen der Wirklichkeit. Die Bedingung der Möglichkeit dieser theoretischen Konstrukte ist immer eine höherdimensionale Wirklichkeit. Das Verhältnis zwischen Alltag und wissenschaftlicher Welt läßt sich hiernach systematisch als eine selektive Beziehung fassen, deren je spezifische Struktur durch die Angabe der /11/ ausgewählten Dimensionen zu beschreiben ist. Theoretische Vorstellungen können zwar beliebig komplex sein - und insofern auch die alltägliche Wirklichkeit in unterschiedlichen Graden erfassen -, sie haben aber immer eine im Vergleich zu den alltäglichen Vorstellungen einfache und überschaubare Anzahl von Dimensionen. Jedes Normalformmodell eines sozialen Systems reduziert beispielsweise die unendlich vielen Dimensionen des alltäglichen Phänomens auf genau vier.

*Exkurs zu einer wissenssoziologischen Unterscheidung zwischen dem Alltag und den theoretischen Welten*

*Die Frage nach dem Verhältnis zwischen der alltäglichen Wirklichkeit und den theoretischen Konstruktionen bildet traditionell ein wichtiges Untersuchungsfeld für phänomenologische und wissenssoziologische Arbeiten.<sup>11</sup> Es bietet sich deshalb*

---

<sup>11</sup> Vgl. zur Einführung etwa Schütz (Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt/Main 1974, S. 313 f.; ders.: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 3-54; ders.: Die soziale Welt und die Theorie der sozialen Handlung. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 3-21; ders.: Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2, S. 22-50; ders.: Don Quichote und das Problem der Realität. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2, S. 102-128; ders.: Die Gleichheit und die Sinnstruktur der sozialen Welt. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2, S. 203-256; ders.: Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen. In: ders.:

an, in einem Exkurs auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen einigen wichtigen Positionen dieser Schule und meinen eigenen Vorstellungen einzugehen. Dringlich ist eine solche Einlassung auch, weil in der pragmatischen Gesprächsanalyse und vor allem in der ethnomethodologischen Konversationsanalyse gern - mehr oder weniger explizit - auf Axiome von Autoren wie A. Schütz und Th. Luckmann zurückgegriffen wird.

Ich finde die von P. Berger und Th. Luckmann in ihrer ‚Theorie der Wissenssoziologie‘ vorgetragene Annahme, daß wir alle in unserem alltäglichen Leben bestimmte Aspekte der Wirklichkeit typisieren und aus solchen Typisierungen Modelle aufbauen, plausibel. Sie schreiben in ihrer bekannten Schrift über die ‚Gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit‘: „Alles menschliche Tun ist der Gewöhnung unterworfen. Jede Handlung, die man häufig wiederholt, verfestigt sich zu einem Modell, welches unter Einsparung von Kraft reproduziert werden kann und dabei vom Handelnden (in freilich unterschiedlichen Graden der Bewußtheit) als Modell aufgefasst wird. Habitualisierung in diesem Sinn bedeutet, daß die betreffende Handlung auch in Zukunft ebenso und mit ebensolcher Kraft ausgeführt werden kann.“<sup>12</sup>

Die Autoren haben dabei keineswegs nur instrumentelle Handlungen, sondern auch solche soziale Handlungen wie etwa ‚Begrüßungen‘, ‚Auskunft erteilen‘ und ähnliche, sowie Typisierungen von Wahrnehmungen von Personen, Beziehungskonstellationen usw. im Auge. Auch die Schlussfolgerung, daß innerhalb von Gruppen von Menschen und größeren sozialen Gemeinschaften ähnliche Modellierungen und insofern ‚soziale‘ Konstruktionen der Wirklichkeit vorgenommen werden, um die gemeinsamen und privaten Bedürfnisse befriedigen zu können, ist ohne weiteres einsichtig. Nur wenn verschiedene Personen die sozialen Prozesse für die jeweils anstehenden Zwecke hinreichend ähnlich sequenzieren und typisieren, scheint ein wechselseitiges, ‚reziprokes‘ Identifizieren von Wirklichkeitsausschnitten und abgestimmtes Handeln in der uns geläufigen Selbstverständlichkeit - aber auch Konflikthaftigkeit - denkbar.

Die Modelle oder Typisierungen dienen als ein Raster oder ‚Relevanzsystem‘, um sich in der sozialen Wirklichkeit zurechtzufinden. Sie werden mit ‚umgangssprachlichen Aus- / 12 / drücken‘ benannt, die in verschiedenen Situationen immer wieder als Zeichen für ähnliche ‚Einheiten‘ verwendet werden können. Vor diesem Hintergrund gesehen, kann man umgangssprachliche Ausdrücke wie ‚Einkaufen‘, ‚Erzählen‘, ‚Chef‘ - aber auch ‚Sprache‘ und ‚Kommunikation‘ - oder professionelle Fachausdrücke wie etwa ‚psychoanalytische Therapie‘, ‚Beweisaufnahme‘, ‚Verkündigung‘ o. ä. als Bezeichnungen für soziale Modelle von Wirklichkeit auffassen. Insbesondere in der ethnomethodologischen Schule wird dabei immer wieder auf die ‚essentielle Vagheit der umgangssprachlichen Ausdrücke‘ hingewiesen.<sup>13</sup> In den Gesprächen müssen die Gesprächspartner sich ständig bemühen, diese Vagheiten und Lücken in der Darstellung durch eigene Interpretationsleistungen ‚auszugleichen‘. Der spezifisch soziale Charakter dieser Ausdrücke und der alltagsweltlichen Vorstellungen überhaupt beruht nach diesen Konzeptionen auf ‚Idealisierungen‘, vor allem derjenigen, der andere werde die Welt schon ähnlich sehen wie man selbst.<sup>14</sup> Diese Annahme bildet auch die Basis ethnomethodologischer Verständigungskonzeption: „Der Sprecher erwartet, der andere werde seinen Bemerkungen den vom Sprecher intendierten Sinn zuschreiben, und gerade dadurch erlaube der andere ihm, dem Sprecher, die Annahme, daß beide wüßten, worüber der Sprecher gerade spreche - und zwar ohne, daß irgendeine Überprüfung erforderlich sei.“<sup>15</sup>

Fachausdrücke unterscheiden sich dagegen von den umgangssprachlichen Ausdrücken durch den höheren Grad an ‚Auslegung‘ und ihren geringeren Grad an sozialer Verbreitung. Sie sind nicht nur aus beiläufigen Habitualisierungsprozessen hervorgegangen, sondern ihre intersubjektive Gültigkeit beruht zumindest zum Teil auf expliziten Abmachungen, bewußten Thematisierungen und Reflexionen. So gesehen nimmt das professionelle ‚Sonderwissen‘, z.B. der Ärzte, Richter oder Sozialarbeiter, eine gewisse Zwischenstellung zwischen den theoretischen und den alltäglichen Vorstellungen von der Wirklichkeit ein.<sup>16</sup> Je stärker die berufliche Welt schon zum Gegenstand wissenschaftlicher

---

Gesammelte Aufsätze. Bd. 2, S. 259-278), auf dessen Unterscheidung der ‚Sinnbereiche‘ (Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1, S. 399) ich schon zurückgegriffen habe.

<sup>12</sup> Berger/Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/Main 1977, S. 56.

<sup>13</sup> Garfinkel: Studies in the Routine Ground of Everyday Activities. In: ders.: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs 1967, S. 202; Cicourel: Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Reinbek 1973, S. 177; vgl. auch Schütz: Wissenschaftliche Interpretation, S. 15f.; ders.: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft, S. 462f.

<sup>14</sup> Vgl. z.B. Cicourel: Sprache in der sozialen Interaktion. München 1975, S. 33 f.; und ders.: Basisregeln, S. 174. Das System der wechselseitig zu realisierenden Unterstellungen ist ein Kernstück der phänomenologischen Theorie des Alltagsbewußtseins. Schütz geht davon aus, daß die Standpunkte und Perspektiven von Interaktionspartnern im Grunde ‚unvereinbar‘, die eigenen Perspektiven demgegenüber notwendig ‚uneinsehbar‘ seien und umgekehrt. Diese Unvereinbarkeit der Standorte und Perspektiven werden durch zwei grundlegende Idealisierungen interaktiv bewältigt. Er nennt sie ‚Idealisierung der Vertauschbarkeit der Standpunkte‘ und ‚Idealisierung der Kongruenz der Relevanzsysteme‘ und beschreibt sie an verschiedenen Stellen (Wissenschaftliche Interpretation, S. 1 ff.; ders.: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft, S. 364 ff.; sowie Schütz/Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt 1975, S. 73 ff.). Ich gehe auf dieses Konzept in einem Exkurs im Abschnitt 2.5.1 ein.

<sup>15</sup> Garfinkel: Routine Ground of Everyday Activities, S. 202.

<sup>16</sup> Vgl. etwa Schütz/Luckmann: Strukturen der Lebenswelt, S. 133: „Abgesehen von der Gliederung der Lebenswelt in verschiedene Wirklichkeitsbereiche ist der wichtigste Umstand für die Strukturierung des Wissensvorrats der Unterschied

Untersuchungen gemacht wurde, um so mehr werden sich auch theoretische Elemente in den professionellen Wissensbeständen finden. Deshalb ist etwa bei ‚Ärzten‘ mit mehr theoretischen Elementen als bei der Profession der ‚Hufschmiede‘ zu rechnen. Unterhalten sich Berufsangehörige mit Hilfe von Fachausdrücken, so gelten die Möglichkeiten der Bedeutungszuschreibung zu diesen – im Vergleich zu den alltagsweltlichen Ausdrücken – als begrenzt.

Ziel wissenssoziologischer Forschung ist die Rekonstruktion der alltäglichen und professionellen orientierungs- und handlungsleitenden Modelle, die „Analyse jenes Wissens, welches das Verhalten im Alltag reguliert“.<sup>17</sup> Gegenstand wissenssoziologischer Untersuchungen ist bei Berger/Luckmann alles das, „was in der Gesellschaft als ‚Wissen‘ gilt“, „Jedermanns Interpretationen der Wirklichkeit“. (Ebd., S. 16, 23) Die eben referierten Überlegungen über die Struktur der alltäglichen Wirklichkeit haben nicht den Status einer soziologischen Theorie. Berger/Luckmann würden sie vermutlich noch den philosophischen (phänomenologischen), ‚präsoziologischen‘ Prolegomena zurechnen. (Ebd., S. 21) Sie liefern allgemeine Vorstellungen, die die einzelwissenschaftlichen Untersuchungen begründen können. Die Aufforderung zur Rekonstruktion ‚handlungsleitender Wissensbestände‘ enthält an sich keine Kriterien dafür, was als ‚Wissen‘ und was als /13/ ‚Handlung‘ gelten soll. Werden im Rahmen beliebiger einzelwissenschaftlicher Untersuchungen Rekonstruktionen dieser Wissensbestände vorgenommen, so sind diese abstrahierte theoretische Modelle. Sie behandeln ihren Gegenstand selektiv. Das Gleiche gilt auch für die einzelwissenschaftliche Beschreibung von ‚Idealisierungen‘. Es kommt dabei alles darauf an, die Selektionskriterien genau zu bestimmen. Bevor dies nicht geschehen ist, sind beliebig viele Rekonstruktionen möglich, und es fehlt an Bezugspunkten, um sie miteinander vergleichen und überprüfen zu können. Diese Selektionskriterien können im Rahmen ganz verschiedener einzelwissenschaftlicher Theorien formuliert werden. Solange man sich nicht auf eine solche Theorie beruft, bleibt der Objektbereich der Untersuchung unklar. Die phänomenologische Schilderung der alltäglichen Wirklichkeit konstituiert einen solchen Objektbereich nicht.

Gerade wenn man die phänomenologische Beschreibung der alltäglichen Wirklichkeit ernst nimmt, scheint es mir konsequent, von der ‚unfaßbaren Komplexität‘ dieser Wirklichkeit auszugehen.<sup>18</sup> Die eigentümliche Ordnung dieser Welt ist ihre Vagheit, Überdeterminiertheit, Vielseitigkeit, eben ihre ‚Überkomplexität‘. Diese Überkomplexität macht die Besonderheit der ‚alltäglichen Wirklichkeit‘ aus und unterscheidet sie von den theoretischen Welten.

Jede theoretische Konstruktion selektiert, reduziert die Komplexität der alltäglichen Wirklichkeit und vernichtet notwendig die Vielseitigkeit, wenn sie den üblichen wissenschaftlichen Standards genügen will. Diese ‚Selektion‘, das Setzen von Grenzen, die Sinngrenze usw., ist unvermeidlich.<sup>19</sup> Insofern ist es sinnvoll, das Kriterium der ‚(Über-)Komplexität‘ zur Unterscheidung zwischen den alltäglichen und den wissenschaftlichen Vorstellungen zu verwenden.

Eine ganz andere Frage ist die, ob man die hier vorgenommene klare Trennung zwischen der alltäglichen und der wissenschaftlichen Welt für wünschenswert hält. Gerade unter konversationsanalytisch und pragmatisch orientierten Forschern scheint es eine große Sehnsucht zu geben, „die Abstände zwischen Erkenntnisarbeit und Erfahrung zu verkürzen, die ‚Trennung‘ zwischen ‚Alltag‘ und ‚theoretischer Arbeit‘ rückgängig zu machen.“ „Alltag wird zur Formel der Unmittelbarkeit; wer sie benutzt, versichert, daß er aus dem Zirkel der Esoterik von Wissen entkommen ist.“<sup>20</sup> Wird diesem Impuls nachgefolgt, so entstehen im Extremfall Interpretationen aus einer alltäglichen Perspektive von einem alltäglichen Standpunkt über ein alltägliches Phänomen in der Umgangssprache. Der Forscher ist bemüht, sich auf den Standpunkt der ‚Beteiligten‘ zu stellen und ‚ihre‘ Bedeutungszuschreibungen zu ‚rekonstruieren‘, oder er sammelt gleich eigene und/oder fremde Interpretationen aus beliebigen Perspektiven (‚method of rich interpretation‘). Als gänzlich unproblematisch gelten in diesen Arbeiten zumeist die Gegenstände der Untersuchung. Sie werden nicht theoretisch konstituiert, sondern in der Wirklichkeit gefunden und mit umgangssprachlichen Ausdrücken bezeichnet. Auf diese Weise können dann etwa Phänomene wie beliebige Gespräche untersucht werden, ohne daß ein theoretisches Konzept von ‚Gespräch‘ benutzt wird. Oder es können /14/ ‚Beratungen‘ analysiert werden, ohne daß irgendwelche theoretischen, in ihren Dimensionen begrenzten Modelle verwendet werden.

---

zwischen Erfahrungen, die als fertig konstituierte ‚Einheiten‘ der natürlichen Einstellung fraglos in den Wissensvorrat eingehen und Erfahrungen, die in problematischen Situationen der Auslegung bedürfen, bevor sie als Wissens-elemente sedimentiert werden.“ Professionelles Wissen wird zu einem Teil in problematischen Instruktionssituationen - z.B. in Ausbildungssituationen - angeeignet.

<sup>17</sup> Berger/Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, S. 21; vgl. ebd., S. 3.

<sup>18</sup> Luhmann: Ideengeschichte in soziologischer Perspektive, S. 51; vgl. auch ders.: Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme, S. 11 ff.; und ders.: Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation, S. 25 ff.

<sup>19</sup> Ackermann/Parsons haben aus diesem Grunde die ‚Tatsachen‘ der Wissenschaft als Mythen bezeichnet: „Wir schließen etwas aus - und was wir ausschließen, spukt auf den Mauern, die wir errichtet haben. Wir schließen etwas ein - und was wir einschließen, hinkt verkrüppelt durch unsere Amputation. Und was das Wichtigste ist, mit all dem müssen wir leben; wir müssen leben mit unseren Krüppeln und unseren Gespenstern. Einen Bultmann der Wissenschaft, der uns überzeugt, wir könnten ‚entmythologisieren‘, kann es nicht geben: analytisches Denken selbst ist schon Mythologisierung“. Ackermann/Parsons: Der Begriff „Sozialsystem“ als theoretisches Instrument. In: Jensen: Talcott Parsons - Zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1976, S. 71 f.

<sup>20</sup> Dieses Resümee zieht K. Ehlich in der Einleitung des von ihm herausgegebenen Bandes ‚Erzählen im Alltag‘, in dem zahlreiche neuere konversationsanalytische, pragmatische und kommunikationswissenschaftliche Arbeiten gesammelt sind (S. 4). Ich nehme die Diskussion der entsprechenden ethnomethodologischen Positionen in 2.9 wieder auf.

Für diese Positionen gibt es verschiedene Begründungen, die m. E. alle darauf hinauslaufen, die prinzipiellen Unterschiede zwischen der alltäglichen Wirklichkeit und den theoretischen Welten zu negieren. Auf Alfred Schütz können sich die Protagonisten dieser Entdifferenzierung letztlich nicht berufen: „Es ist ein Missverständnis des wesentlichen Charakters der Wissenschaft“, so schreibt er, „zu denken, daß sie mit der Realität zu tun hat, wenn wir die Alltagswelt als das Muster der Realität betrachten.“<sup>21</sup> Mich befriedigen letztlich weder die praktischen Untersuchungsergebnisse noch die theoretischen Begründungen dieser Ansätze. Ich verstehe sie als Ausdruck bestimmter historischer Entwicklungsphasen von wissenschaftlichen Disziplinen. Sie ermöglichen die Arbeit, solange ausreichende theoretische Modelle nicht zur Hand sind, und werden insoweit im Entwicklungsgang der Forschung immer wieder auftauchen. Sie leisten eine wichtige Vorarbeit, um überhaupt Selektionskriterien und Abstraktionen zu finden. Sie verlieren ihre Berechtigung aber dann, wenn sie als theoretische Axiome verwendet werden und das Bemühen um eine theoretische Bestimmung von Objektbereichen, die Konstruktion theoretischer Welten, verhindern.<sup>22</sup> Ich werde die Auseinandersetzung mit diesen Positionen an verschiedenen Stellen der Arbeit fortsetzen.

## 2.1.2 Konstitutionsprobleme einer Kommunikationswissenschaft

Damit aus den (individuellen) theoretischen Vorstellungen ein wissenschaftlicher Objektbereich werden kann, müssen sie reflektiert und die Selektionskriterien thematisiert werden. Dies geschieht in Form von Aussagen, Axiomen und Theorien über die Elemente der Welt und ihre Zusammenhänge. Sie dienen den Forschern als Relationierungsanweisung: Sie sagen, ‚als was‘ die Wirklichkeit zu betrachten ist, wie viele und welche Dimensionen für den Forscher interessant sind.<sup>23</sup>

Die Reflexion und Explikation der Selektionskriterien ist eine Voraussetzung dafür, daß mehrere Forscher, eine ‚Forschergemeinschaft‘, die Komplexität der Wirklichkeit ähnlich reduzieren und daß diese Reduktion noch einmal intersubjektiv kontrolliert werden kann.

Wenngleich auch die alltäglichen Vorstellungen die Komplexität der Welt reduzieren, die Erscheinungen ordnen, so bleiben die Kriterien dieser Ordnung doch weitgehend vage. Für den praktisch handelnden wie auch für den betrachtenden „Alltagsmenschen“ ist es normalerweise nicht erforderlich, seine Vorstellungen von der Wirklichkeit zu problematisieren und sie auszubuchstabieren. Sie sind handlungsleitend, ohne selbst zu Objekten der Aufmerksamkeit zu werden.<sup>24</sup>

Gelegentliche Reflexionen bleiben punktuell, es besteht im Gegensatz zur wissenschaftlichen Arbeit keine Veranlassung, sie an verschiedenen Beispielen zu überprüfen und zu einem widerspruchsfreien Gebäude von Aussagen zusammenzusetzen.<sup>25</sup> Die alltäglichen Konstruktionen der Wirklichkeit sind eben ‚praktische‘ und keine ‚theoretischen‘ Konstruktionen. Die theoretischen Konstruktionen setzen Formen der Erfahrungsgewinnung, -aufberei- /15/ tung und -darstellung voraus, die sich beständig selbst thematisieren. Es werden besondere Anforderungen an die Überprüfbarkeit, Klarheit, Plausibilität und Widerspruchsfreiheit von theoretischen Aussagen gestellt. Um diesen zu genügen, gibt es verschiedene, die Selbstreflexivität provozierende methodische Vorkehrungen, wie beispielsweise die Forderung nach Ausbuchstabierung des Relevanzsystems bei der Datenverarbeitung oder die Forderung nach der Einhaltung bestimmter Darstellungsprinzipien.<sup>26</sup>

Die besondere Leistung der Festlegung von Objektbereichen von Disziplinen besteht darin, eine selektive Behandlung von Wirklichkeitsausschnitten zu ermöglichen und diese Selektionen klar voneinander abzugrenzen. Das bedeutet auf der anderen Seite, daß sehr viele Aspekte der empirischen Phänomene und viele ihrer Zusammenhänge nicht mehr in den Blick kommen, wenn sie einem Objektbereich - als ‚Gegenstand‘ - zugeordnet werden können. Dies können auch Aspekte sein, die in der alltäglichen Einstellung als ‚wesentlich‘ oder als ‚offensichtlich‘ erscheinen.

<sup>21</sup> Schütz: Das Problem der Rationalität, S. 49.

<sup>22</sup> Auf die Notwendigkeit, daß „auf die Zeit der Entdeckung der ‚Wissenschaftswürdigkeit‘ eines riesengroßen Problemgebietes“ - nämlich der ‚Kommunikation‘, „auch seine ‚Verwissenschaftlichung‘ folgen müsse“, hat B. Schlieben-Lange schon 1975 in ihrer Übersicht über die ‚Linguistische Pragmatik‘ (Stuttgart 1975, S. 62) hingewiesen. Bei dem ‚theoretischen Wildwuchs‘, damals noch mit Fragezeichen versehen (ebd., S. 61), ist es seitdem geblieben.

<sup>23</sup> Diese Relationierungsanweisungen werden in der wissenschaftstheoretischen Fachliteratur - seit Th. S. Kuhn - häufig ‚Paradigmen‘ genannt.

<sup>24</sup> Dies trifft zumindest auf die wesentlichen Bereiche des Alltagswissens von Schütz - zunächst ‚Kochbuchwissen‘ genannt (Das Problem der Rationalität, S. 33) - und später als ‚Routinen‘ weiter differenziert (Schütz/Luckmann: Strukturen der Lebenswelt, S. 118 ff.), zu

<sup>25</sup> So spricht Schütz etwa vom ‚System‘ - Charakter des wissenschaftlichen ‚Wissensvorrats‘ im Gegensatz zum ‚inhomogenen Alltagswissen‘. Die Systematik ändert natürlich nichts an der ‚hypothetischen Natur‘ wissenschaftlicher Aussagen (Tiresias, S. 271).

<sup>26</sup> Vgl. z.B. ders.: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1, S. 281 ff.

Die Selektivität geht in zwei Richtungen: Sie ermöglicht einmal eine Abgrenzung gegenüber den Objektbereichen anderer Disziplinen, und zum anderen ermöglicht sie eine interne Differenzierung des Objektbereichs in ‚Gegenstände‘ für spezielle Untersuchungen. Ein und dasselbe Phänomen der alltäglichen Wirklichkeit kann als Element verschiedener Objektbereiche behandelt werden und gibt insofern unterschiedliche ‚Untersuchungsgegenstände‘ ab.

Beispielsweise kann eine beliebige sprachliche Äußerung einer Person in einem Gespräch als Produkt intrapsychischer Prozesse betrachtet und mit spezifischen Modellen der (Sprach-)Psychologie beschrieben werden. Die gleiche Äußerung kann auch unter verhaltenswissenschaftlichen (ethologischen) Gesichtspunkten betrachtet und in der Sprache dieser Disziplin beschrieben werden. Linguisten können die internen Strukturen der Äußerung nach den Modellen ihrer Teildisziplinen morphologisch, syntaktisch, phonologisch usw. beschreiben. Weiter kann die Äußerung als ein Ereignis in einem bestimmten sozialen System aufgefasst und in soziologische Modelle eingeordnet werden. Diese Liste ließe sich beliebig lange fortsetzen. Sie wird lediglich durch die Anzahl der historisch vorfindlichen Disziplinen begrenzt.

Als Kriterium der ‚Reife‘ einer Disziplin gilt in der Wissenschaftstheorie sowohl der Grad, in dem sie ihre Vorstellungen von der Wirklichkeit in Form von Axiomen und Theorien explizieren kann, als auch der Grad der intersubjektiven Festigung dieser Vorstellungen in einer Forschergemeinschaft.

Gemessen an diesen Kriterien ist es kaum möglich, von einer kommunikationswissenschaftlichen Disziplin zu sprechen. Was vorliegt, sind bestenfalls Bausteine für die Konstruktion eines kommunikationswissenschaftlichen Objektbereichs. Besonders mißlich ist, daß zwar eine Vielzahl von Vorschlägen zur Konzeptualisierung von ‚Kommunikation‘ existiert, diese aber im Rahmen sehr unterschiedlicher Einzelwissenschaften entwickelt wurden. Auf diese Vorschläge, Theorien und Erfahrungen kann man zwar zurückgreifen, aber sie sind wie Bausteine aus verschiedenen Baukästen. Am schwersten wiegt, daß /16/ gegenwärtig keine Klarheit darüber besteht, ob es überhaupt möglich und fruchtbar ist, einen eigenständigen kommunikationswissenschaftlichen Objektbereich mit spezifischen Verfahren und Untersuchungsgegenständen anzustreben. Ich gehe davon aus, daß es sinnvoll ist, eine ‚Kommunikationswissenschaft‘ als eigenständige Disziplin zu konstituieren. Aber diese Annahme ist nicht selbstverständlich.

#### *Exkurs: Dimensionen einzelwissenschaftlicher Kommunikationstheorien*

*Selbstverständlich scheint es gegenwärtig eher zu sein, Kommunikationstheorien im Rahmen von etablierten Einzelwissenschaften als Teiltheorien zu entwickeln. So setzt man beispielsweise in sprachwissenschaftlichen, vor allem in pragmatisch orientierten Arbeiten, ‚Kommunikation‘ oft mit ‚Verwendung von Sprache‘ gleich, wobei Sprache dann im Sinne der etablierten Linguistik als ‚Zeichensystem‘ verstanden wird.<sup>27</sup> Zahlreiche psychologische Ansätze sehen ‚Kommunikation‘ unter dem Gesichtspunkt einer Realisierung von personalen Handlungsintentionen, -motiven oder von kognitiven Plänen. Dabei kann der Schwerpunkt eher auf der Analyse von Verstehen (Wahrnehmung) oder von Sprechen (Handlung) liegen. ‚Kommunikative Handlungen‘ sind erklärt, wenn sie auf zugrundeliegende ‚Intentionen‘, ‚Pläne‘ oder ‚Kompetenzen‘ zurückgeführt werden können.<sup>28</sup>*

*Im Rahmen eher (sprach-)soziologisch orientierter Forschung wird ‚Kommunikation‘ oft im Sinne von ‚Kooperation‘ verwendet. Je nachdem, ob es sich um mikrosoziologische Forschungsrichtungen, die sich mit Dyaden oder Kleingruppen beschäftigen, oder um makrosoziologische Untersuchungen von größeren sozialen Zusammenhängen handelt, wird dabei unter ‚Kooperation‘ entweder ‚gemeinsames Aufgabenlösen‘ oder ‚Zusammenführung gesellschaftlich geteilter Arbeit‘ verstanden.*

<sup>27</sup> So z.B. Wunderlich: Studien zur Sprachtheorie. Frankfurt/Main 1976, S. 13: „Kommunikation heißt: Gebrauch von Sprache oder verschiedenen vorsprachlichen, mit Sprache assoziierten oder von Sprache abgeleiteten Zeichengebilden zur Verständigung“. (Ähnlich auch ebd., S. 351) Es erübrigt sich für diese Auffassung, weitere Belege anzuführen, da nahezu alle Arbeiten, die sich - wie in der neueren Sprachwissenschaft üblich - auf das de Saussure'sche ‚langue‘ - Konzept stützen, in diese Richtung argumentieren.

<sup>28</sup> Vgl. z.B. Leont'ev (Sprache, Sprechen, Sprechfähigkeit. Stuttgart 1971; und ders.: Psycholinguistische Einheiten und die Erzeugung sprachlicher Äußerungen. Berlin (DDR) 1975; Bobrow/Collins: Representation and Understanding - Studies in Cognitive Science. New York u. a. 1975; Hymes: Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt/Main 1979; oder auch Rehbein: Komplexes Handeln. Stuttgart 1977.

Erfolgreiche Kommunikation ‚koordiniert‘ jedenfalls Aktivitäten unterschiedlicher Rollen – und ist insofern ein Mechanismus zur Behandlung einer Fragestellung, die für die Soziologie konstitutiv ist.<sup>29</sup>

Eher sozialpsychologisch kann man das Konzept von Cooley und von vielen daran anschließenden Autoren nennen, die ‚Kommunikation‘ als ‚Interaktion‘ und letztere als ‚Herstellen von Beziehungen zwischen Personen‘ definieren.<sup>30</sup> In eine ähnliche Richtung zielen auch die bekannten wissenssoziologischen Ansätze von Schütz und in dessen Nachfolge von Berger/Luckmann, die ‚Kommunikation‘ als ‚soziale Konstruktion der Wirklichkeit‘ oder als ‚Herstellen von Reziprozität über Ausschnitte der Wirklichkeit‘ konzeptualisieren.<sup>31</sup> ‚Kommunikation‘ ist nach dieser Auffassung erfolgreich, wenn die Interaktionspartner wechselseitig ihre Bedeutungszuschreibungen, ihr Verstehen von Äußerungen des Gegenübers in Rechnung stellen können.<sup>32</sup>

Auffällig ist, daß sich diese Liste von Einzelwissenschaften, in denen Kommunikationskonzepte entwickelt werden, nahezu beliebig fortsetzen läßt: Auch in der Biologie, Ethologie, Betriebswissenschaft usw. gehört ‚Kommunikation‘ zum Objektbereich.

Einen etwas anderen Status nehmen kybernetische, informationstheoretische und mathematische Überlegungen zu einer Kommunikationstheorie ein. In ihnen taucht ‚Kommunikation‘ als „Erzeugung von Redundanz, Bedeutung, Muster, Voraussagbarkeit, Information [17] und/oder die Reduktion des Zufalls durch ‚Einschränkung“ in Systemen mit Rückkopplungsnatur auf.“<sup>33</sup> Kommunikationstheorien nehmen in diesen Disziplinen einen zentralen Raum ein.

Natürlich hat es nicht an Versuchen gefehlt, verschiedene Kommunikationsbegriffe zu integrieren. Ein jüngerer Versuch ist beispielsweise die ‚Theorie kommunikativen Handelns‘ von Jürgen Habermas. ‚Kommunikation‘ wird von ihm (mindestens) sowohl unter der Perspektive der „Koordination von Handlungen“<sup>34</sup>, des „Herstellens von Einverständnis über die Bedeutung (Geltung) von Äußerungen“ (ebd., Bd. 2, S. 45, 184 u.a.o.), der „Erreichung illokutionärer Ziele“ (ebd., Bd. 1, S. 349, Bd. 2, S. 392 u.a.o.), der „Herstellung gemeinsamer Situationsdefinitionen (Auslegung)“ (ebd., Bd. 1, S. 142, Bd. 2, S. 193 u.a.o.) als auch der „Herstellung von Verständigung über etwas in der Welt“ (ebd., Bd. 1, S. 394, 397, Bd. 2, S. 192 u.a.o.) behandelt. Eine übergreifende theoretische Klammer für diese unterschiedlichen Ansätze sehe ich allerdings nicht. Seit längerem bemüht sich die ethnomethodologisch und interaktionistisch orientierte Konversations- oder Gesprächsanalyse verschiedene Perspektiven bei der Untersuchung von Gesprächen (‚Kommunikation‘ oder ‚Konversation‘) miteinander zu verknüpfen. „Zu den Grundbedingungen der Kommunikation gehören“, so schreiben z.B. Kallmeyer/Schütze, „ihr dialogischer Charakter, die Interpretation von ausgetauschten Symbolen und die Konstitution der Symbole sowie des Symbolaustauschs in der Zeit.“<sup>35</sup> Jeder dieser Charakterzüge eines Gesprächs kann bei empirischen Analysen nacheinander betrachtet werden, und man kann versuchen, die Ergebnisse anschließend zu integrieren. Dieser Aspektreichtum scheint letztlich der Ausbildung eines eigenständigen konversationsanalytischen Paradigmas eher im Wege zu stehen. Er ermöglicht es den Vertretern sowohl der Soziologie, der Psychologie als auch der Linguistik im engeren Sinne Anschluß an diese Forschungsrichtung zu finden, ohne dabei ihre disziplinspezifischen Perspektiven aufgeben zu müssen.

<sup>29</sup> Mit dem ersteren Konzept arbeiten gerne gesprächs- und konversationsanalytische Autoren, die übergreifende soziale Zusammenhänge mit in die Untersuchung einbeziehen wollen (z.B. Fiehler: Kommunikative Bedingungen kooperativer Prozesse, theoretische und methodische Aspekte. In: Conte/Raamat/Raamat: Sprache im Kontext. Tübingen 1978, S. 143-153; ders.: Kommunikation und Kooperation. Theoretische und empirische Untersuchungen zur kommunikativen Organisation kooperativer Prozesse. Berlin 1980; Quasthoff: Gemeinsames Erzählen als Form und Mittel im sozialen Konflikt oder ein Ehepaar erzählt eine Geschichte. In: Ehlich: Erzählen im Alltag, S. 109-142). Paradigmatisch für die zweite Variante ist etwa Kanningeier 1973, S. 131; und Hartung: Sprachliche Kommunikation und Gesellschaft. Berlin (DDR) 1974. Vgl. aber auch die Arbeiten im Anschluß an die ‚Tätigkeitstheorie‘ (Kummer, Holzkamp, A. N. Leontjew). Lewis (Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung. Berlin/New York 1975) entwickelt das Koordinationsproblem dagegen eher entscheidungstheoretisch.

<sup>30</sup> Cooley: Social Organisation. New York 1909, hier S. 61; und anschließend Mead: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/M. 1978, S. 299 ff.; Watzlawick/Beavin/Jackson: Menschliche Kommunikation. Bern/Stuttgart/Wien o. J.; Haley: Gemeinsamer Nenner Interaktion, Strategien der Psychotherapie. München 1978.

<sup>31</sup> Programmatisch Schütz Gesammelte Aufsätze. Bd. 1, hier z.B. S. 371 ff.; Berger/Luckmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse. Ein anderer Vertreter des Konzepts der ‚Reziprozitätsherstellung‘ ist R. Laing.

<sup>32</sup> Über den Umweg der ‚Verständigung‘ wird Kommunikation in dieser Konzeption letztlich in einem psychologischen Sinn als ‚wechselseitiges Verstehen‘ interpretiert. Besonders deutlich ist dies bei Schütz: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1, S. 363. Ähnlich auch bei Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, S. 301.

<sup>33</sup> Bateson: Ökologie des Geistes, S. 186. Im gleichen Sinne auch Luhmann: Soziologische Aufklärung. Bd. 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen 1975, S. 42 f. Zu dieser Richtung zähle ich auch die Arbeiten der allgemeinen Kommunikationstheorie (vgl. z.B. Maser: Grundlagen der allgemeinen Kommunikationstheorie. Stuttgart 1973) und der Massenkommunikationsforschung (z.B. Silbermann/Krüger: Soziologie der Massenkommunikation. Stuttgart u.a. 1973), die sich meist auf die ‚Mathematical Theory of Communication‘ von Shannon/Weaver (Urbana 1949, hier S. 31) berufen.

<sup>34</sup> Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1: Handlungsrationale und gesellschaftliche Rationalisierung. Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt/M. 1981, Bd. 1, S. 141, 151, 385 ff. u.a.o.

<sup>35</sup> Kallmeyer/Schütze: Konversationsanalyse, S. 9; vgl. auch ihre Auflistung der vielfältigen Aufgaben der Konversationsanalyse, ebd., S. 4. Im Sinne von ‚Analyseebenen‘ sind auch die ‚Ordnungsebenen‘ (Handlungs-, Gesprächs- und Sachverhaltsdarstellungsschema) bei Kallmeyer/Schütze (Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegener: Gesprächsanalysen. Hamburg 1977) zu verstehen.

(Vgl. auch 2.9) Der ‚dialogische Charakter‘ kann z.B. im soziologischen Sinne der ‚Kooperation‘, die ‚Symbolinterpretation‘ als ‚Verstehen‘ im Sinne der Psychologie, die ‚Konstitution der Symbole‘ als linguistisches Problem der Textkonstitution usw. aufgefaßt werden.

Ein anderes Vorgehen findet sich in der sogenannten ‚formalen‘ Konversationsanalyse, deren Prinzipien zuerst umfassend in dem Aufsatz ‚A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking‘ von Sacks, Schegloff, Jefferson niedergelegt wurden. ‚Kommunikation‘ wird dort als ‚Medium oder Werkzeug (Vehicle)‘ der Interaktion‘ verstanden, und es geht den Autoren um die Beschreibung der Strukturen dieses medialen ‚turn-taking‘-Systems.<sup>36</sup>

Auch unter den Autoren, die sich explizit als ‚Kommunikationswissenschaftler‘ bezeichnen, besteht kein Konsens über die Theorien, die für ihren Objektbereich konstitutiv sind. Als ein typischer Vertreter dieser Richtung sei G. Ungeheuer zitiert, der feststellt, „daß bei aller Beachtung kommunikativer Verhaltensweisen menschlicher Individuen es weder hinreichend ausgearbeitete Kommunikationstheorien gibt, noch ausreichende Explorationen der Phänomene selbst [...]. Was üblicherweise als Theorie angeboten wird, ist entweder zu einseitig, zu eng oder zu inadäquat.“<sup>37</sup> / 18/

## 2.2 Gliederung der kommunikativen Welt oder die Konstituenten des Objektbereichs

Die kommunikative Welt ist der ‚eigenständige‘ Objektbereich der Kommunikationswissenschaft. Ich stelle sie mir als eine Ansammlung von unzählbar vielen Systemen vor, die untereinander in unterschiedlichen Beziehungen stehen. Die Elemente der kommunikativen Welt sind, wie schon mehrfach angesprochen, vierdimensional: Jedes System besitzt eine Komplexitäts- und eine Differenzierungsdimension, eine dynamische und eine selbstreferentielle Dimension. Die genauere Beschreibung dieser Dimensionen ist Gegenstand einer kommunikationswissenschaftlichen *Theorie der Elemente der kommunikativen Welt* oder, was nur ein anderer Ausdruck ist, einer kommunikationswissenschaftlichen Systemtheorie.

*Die kommunikationswissenschaftlichen Vorstellungen haben eine große Ähnlichkeit mit dem ‚kognitiven Schema‘ der Systemtheorie von Parsons. Als ‚knappsten Umriss‘, ‚Wegweiser der Analyse‘ skizzieren Ackermann/Parsons „ein Bild [...] von pulsierenden Systemen, die in sensitiver Interpenetration miteinander stehen, einander stimulieren und aufeinander reagieren, durch Energieströme miteinander verbunden und mit Leben erfüllt werden, durch Informationen gesteuert und geregelt werden.“<sup>38</sup> Auch die Idee, Sozialsysteme als mehrdimensionale Gebilde auf mehreren ‚dimensionalen Achsen‘ zu untersuchen, findet sich bei Parsons.<sup>39</sup> Die hier vorgeschlagenen Dimensionen decken sich aber nicht mit denjenigen von Parsons.*

Es gibt eine große Vielfalt unterschiedlicher Elemente in dieser kommunikativen Welt. Diese Vielfalt läßt sich aus einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive ordnen, indem man die Systeme untereinander vergleicht und Typen bildet. Auch diese Typen können auf einer höheren Abstraktionsebene noch einmal unter dem Gesichtspunkt ähnlicher Merkmale geordnet werden.

Ähnlich wie der Biologe die Wirklichkeit in ein Tier- und ein Pflanzenreich aufteilt, und diese Reiche wieder in Klassen, Ordnungen, Familien, Arten und Varietäten untergliedert, kann der Kommunikationswissenschaftler unterschiedliche Klassen, Ordnungen, Familien und Arten von Systemen herausarbeiten. Die Erstellung einer solchen Taxonomie ist eine spezifische wissenschaftliche Klassifikationsleistung. Ähnlich wie es in der Natur beispielsweise nur individuelle Pflanzenexemplare gibt, und ihre Einordnung in das botanische Klassifikationssystem eine Leistung des Botanikers ist, so ist auch die Identifizierung von Systemen als Angehörige einer bestimmten Art, Familie usw. eine Leistung des Wissenschaftlers. Sie gliedert den Objektbereich dieser Wissenschaft und schafft dadurch speziellere Untersuchungsgegenstände für kommunikationswissenschaftliche Forschungen.

<sup>36</sup> Sacks/Schegloff/Jefferson: A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation. In: Language, 50, 1974, S. 700. Auf diesen Aufsatz komme ich im Abschnitt 2.9 zurück.

<sup>37</sup> Ungeheuer: Kommunikation und Gesellschaft. In: ders.: Sprache und Kommunikation. Hamburg 1972, S. 201.

<sup>38</sup> Ackermann/Parsons: Der Begriff „Sozialsystem“, S. 78.

<sup>39</sup> Parsons: Grundzüge des Sozialsystems. In: Jensen: Talcott Parsons, S. 164 ff., hier S. 167.

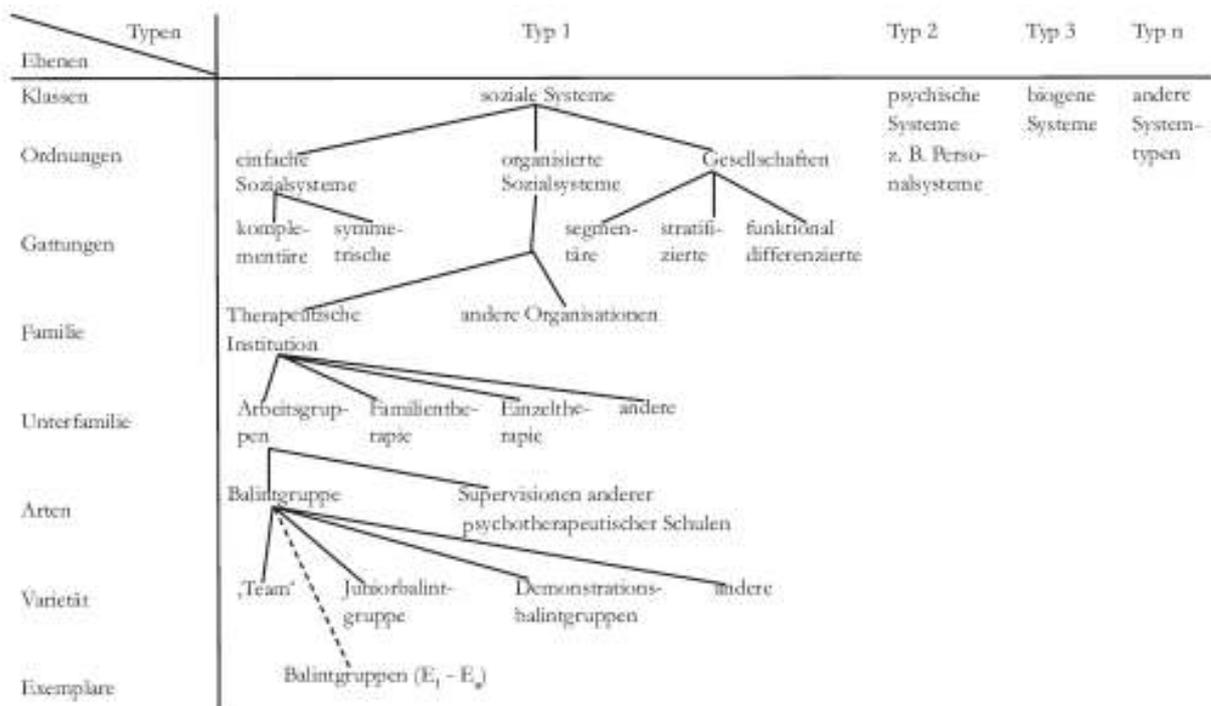


Abb. 1: Gliederung der kommunikativen Welt

/20/ Natürlich ist es viel zu früh, eine begründete *Taxonomie* der kommunikativen Welt aufzustellen. Andererseits habe ich gewisse Vorstellungen darüber, welche Abstraktionsebenen erforderlich sein könnten, um die Vielfalt der kommunikativen Welt zu ordnen. Ich habe diese Vorstellungen in der vorstehenden Abbildung 1 zusammengestellt.

Die oberste Ordnungsebene, das ‚Reich‘ des Kommunikationswissenschaftlers, sind die Systeme. Diese Systeme emergieren auf verschiedenen Ebenen. Die Bezeichnung der Ebenen, Klassen, Ordnungen, Gattungen usw., folgt den taxonomischen Vorstellungen der Biologie. Auf dem zweiten Parameter der kommunikativen Welt, den Typen, sind nur diejenigen Systeme aufgenommen, die für die Zwecke dieser Arbeit von besonderer Bedeutung sind: soziale Systeme, psychische Systeme und biogene Systeme. Dieser Parameter ist offen für weitere Systemtypen. Psychische und biogene Systeme werden in dem Schaubild nicht weiter differenziert. Wie bei den sozialen Systemen auch, kann man hier unterschiedliche Ordnungen und Gattungen ansetzen. Beispielsweise wird man zwischen ‚einfachen‘ biogenen Systemen und Ökosystemen unterscheiden können, und erstere vielleicht weiter in botanische und zoologische Gattungen unterteilen. Eine Gattung psychischer Systeme sind jedenfalls die menschlichen Personalsysteme. Feiner untergliedert ist die Ordnung der organisierten Sozialsysteme auf dem Spezifitätsniveau von den ‚Familien‘ abwärts. Als Beispiel habe ich ‚therapeutische Institutionen‘ bzw. auf dem Spezifitätsniveau der ‚Art‘ die Balintgruppen ausgewählt. Wie die Gattungen organisierter Sozialsysteme zu differenzieren sind, ist noch eine offene Frage.

Das Schaubild hat seinen Sinn erreicht, wenn es eine erste Vorstellung darüber vermittelt, auf welchen Abstraktionsebenen die Untersuchungsgegenstände der Normalformrekonstruktion (Artmodelle) einzuordnen sind, und wie sich diese Abstraktionsebene von derjenigen der Normalformanalyse unterscheidet.

*Über die Anzahl und Hierarchisierung von Systemen gibt es von Parsons Vorschläge aus soziologischer Sicht. Er betrachtet ‚Organismus‘, ‚Persönlichkeit‘, ‚Sozialsysteme‘ und ‚Kultur‘ als Subsysteme von Handlungssystemen und grenzt diese von denjenigen Systemen ab, die sich - wie etwa biologische Systeme - nicht als Handlungssysteme auffassen lassen. Hauptaugenmerk seiner späteren theoretischen Arbeit lag auf der Differenzierung der Sozialsysteme.<sup>40</sup> Von einem kommunikationswissenschaftlichen Standpunkt aus scheint mir diese an einem Handlungskonzept orientierte Einteilung nicht sinnvoll. Lubmann nimmt eine gewisse Zwischenstellung ein. In älteren Arbeiten setzt er ebenfalls den Handlungsbegriff in das Zentrum seiner Systemtheorie: Systeme bestehen aus konkreten Handlungen, die als „Lösungen*

<sup>40</sup> Vgl. z.B. Parsons: Gesellschaften. Frankfurt/M. 1975, S. 14 ff.; und ders.: Grundzüge des Sozialsystems, S. 165 f.

bestimmter Systemprobleme interpretiert werden können“.<sup>41</sup> In neueren Arbeiten spricht er im Anschluß an G. Pask davon, daß „Kommunikation die elementare Einheit sei, aus der selbstreferentielle soziale Systeme gebildet werden.“<sup>42</sup> Von diesem letzteren Standpunkt aus gibt es keine Veranlassung mehr, ‚Handlungssystemen‘ - wie bei Parsons - einen besonderen hierarchischen Rang zuzusprechen. Eher würde es sich anbieten, Systeme nach den unterschiedlichen selbstreferentiellen Möglichkeiten zu differenzieren.

/21/ Die Beziehungen zwischen den Systemen sind ebenfalls von unüberschaubarer Vielfalt. Es kommt zu Zusammenstößen (Störungen), Überlagerungen, mehr oder weniger engen funktionalen Beziehungen oder auch Gefügen, die man sich in Analogie zu chemischen Verbindungen vorstellen kann. Ähnlich wie chemische Verbindungen zwischen verschiedenen und gleichartigen Elementen mehr oder weniger stabil sein können, ist es auch den Systemen möglich, mehr oder weniger feste Beziehungen zu anderen gleichartigen oder verschiedenartigen Systemen aufzunehmen. ‚Supersysteme‘, die aus Systemen unterschiedlicher Klassen zusammengesetzt sind, kann man vielleicht mit dem modernen Ausdruck ‚Ökosystem‘ belegen.<sup>43</sup>

Diese Beziehungsvielfalt läßt sich ähnlich der Systemvielfalt taxonomisch ordnen. Für die Beschreibung der einzelnen Klassen von Beziehungen müssen dann spezielle Theorien entwickelt werden. Eine dieser Theorien, die für die Zwecke dieser Arbeit besonders wichtig ist, bezeichne ich als *Interferenztheorie*. Die allgemeine Interferenztheorie macht Aussagen über die Beziehungen zwischen verschiedenen Klassen; speziellere Interferenztheorien machen Aussagen über die Beziehungen zwischen verschiedenen Ordnungen einer Klasse; noch speziellere Interferenztheorien behandeln die Beziehung zwischen den verschiedenen Familien einer Ordnung usw. Ein Blick auf die schematische Darstellung der taxonomischen Gliederung der kommunikativen Welt zeigt schon, wieviele verschiedenartige Beziehungen hier jeweils zu berücksichtigen sind. Ähnlich, wie es vermutlich sinnlos ist, Systeme, die auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen angesiedelt sind, untereinander zu vergleichen, dürfte es auch sinnlos sein, Theorien über die Interferenz von Systemen unterschiedlicher Abstraktionsebenen zu entwickeln.

Die vier Dimensionen der Elemente der kommunikativen Welt haben komplizierte Strukturen und vielfältige Ausprägungen. Die Dimensionen sind m.a.W. in einem spezifischen Sinne ‚komplex‘. Diese Komplexität läßt sich durch spezielle kommunikationswissenschaftliche Theorien reduzieren. Ich bezeichne diese Theorien, die sich auf die Dimensionen der Systeme beziehen, als *Strukturtheorien*. Für jede Dimension sind eigene Strukturtheorien erforderlich. Außerdem sind die Strukturtheorien vermutlich spezifisch für die jeweilige Klasse von Systemen. Ich halte es jedenfalls im gegenwärtigen Stadium der Theorieentwicklung nicht für sinnvoll, allgemein festzulegen, wie viele Strukturtheorien für die einzelnen Dimensionen der ganz unterschiedlichen Systemklassen gebraucht werden. Eine Strukturtheorie steht allerdings für alle Klassen von Systemen fest: die Kommunikationstheorie. Hinsichtlich der Klasse der sozialen Systeme läßt sich das Phänomen der ‚Kommunikation‘ präzisieren. Ich nehme an, daß die dynamische Dimension sozialer Systeme als ein Prozeß aufzufassen ist, der sich durch die Annahme von drei permanenten Problemen zu überschaubaren Abläufen strukturieren läßt. Diese drei Probleme habe ich ‚Kommunikation‘, ‚Interaktion‘ und ‚Kooperation‘ genannt. ‚Soziale Kommunikation‘ ist nach dieser Konzeption ein permanentes Problem der dynamischen Dimension sozialer Systeme. Die Strukturen der Dimensionen der verschiedenen Typen von Systemen lassen sich noch einmal durch speziellere Theorien gliedern. Man kann Konzepte über die Elemente der Strukturen entwickeln. Ein solches Konzept über die Elemente der Strukturen der /22/ dynamischen Dimension sozialer Systeme, die sog. ‚sozialkommunikativen Körper‘, stelle ich im Abschnitt 2.4.2 dar. Ich gehe dort - und an einigen anderen Stellen - auch auf weitere Spezifizierungsmöglichkeiten, vor allem auf die *Medientheorie*, ein.

Eine letzte notwendige Konstituente des Objektbereichs der Kommunikationswissenschaft sind *Evolutionstheorien*. Sie behandeln das Problem der Entstehung der einzelnen Klassen, Ordnungen, Familien und Arten von Systemen und Systemgefügen, wie sie sich verändern und wie sie vergehen. Es sind also eine ganze Reihe von Evolutionstheorien auf den unterschiedlichen Abstraktionsniveaus zu entwickeln. Auch für die Klasse der sozialen Systeme müssen eine Reihe von Theorien unterschiedlicher Spezifität gebildet werden.

---

<sup>41</sup> Luhmann: Funktion und Kausalität. In: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 1, Kap. 2.5.

<sup>42</sup> Ders.: Vorbemerkungen, S. 17; vgl. auch ders.: Temporalstrukturen des Handlungssystems: Zum Zusammenhang von Handlungs- und Systemtheorie. In: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.

<sup>43</sup> Freilich meint dieser Begriff in der Biologie nicht nur die Gemeinschaft verschiedenartiger Gruppen von Individuen, sondern zusätzlich auch noch die Relation zwischen diesem Biozön und der ‚nicht lebenden Umgebung (Biotop)‘. Odum: Ökologie. München/Bern/Wien 1972, S. 11 ff., hier S. 12.

Beispielsweise ist - auf der Ebene der Ordnungen - zwischen einer Theorie der Evolution von organisierten Sozialsystemen, von einfachen Sozialsystemen und von Gesellschaften zu unterscheiden. Derartige Unterscheidungen sind in der Soziologie, Wirtschaftswissenschaft oder der Geschichtswissenschaft allgemein üblich: ‚Revolutionstheorien‘ beziehen sich beispielsweise auf ‚Gesellschaften‘ und nicht auf ‚einfache‘ oder ‚organisierte Sozialsysteme‘. Ebenso wird unterschieden zwischen der Evolution von ‚Organisation‘ (Bürokratie) schlechthin und der Evolution einzelner Institutionen wie z.B. der ‚Post‘. Die Übertragung von theoretischen Aussagen, die auf einem bestimmten Spezifitätsniveau gewonnen sind, auf ein anderes Niveau ist generell problematisch.

Eine besondere Stellung wird vermutlich der Theorie der Evolution von Exemplaren zukommen. Hier lassen sich die sog. ‚Konstitutionsprobleme‘ sozialer Systeme abhandeln.

Eine weitgehend offene Frage ist für mich, ob es sinnvoller ist, Evolution im Rahmen des systemtheoretischen (kybernetischen) Paradigmas zu behandeln, oder ob man (zunächst) Systemtheorie und Evolutionstheorie strikt trennt und bei der Entwicklung der Evolutionstheorie an ältere, teleologische Konzepte anschließt. Bei dem ersten Ansatz sehe ich letztlich keinen Raum für eine eigenständige Evolutionstheorie. Das, was zunächst als Evolution erscheint und beschrieben wird, läßt sich auf einer anderen theoretischen Ebene als eine Struktur der dynamischen Dimension größerer Systeme, die u.U. aus verschiedenen Klassen von Systemen zusammengesetzt sind, auffassen. ‚Veränderungen‘ von Systemen erscheinen als Bewegung von Elementen in Systemen, z.B. als Systemdifferenzierung, als Veränderung von Gleichgewichtszuständen, als Veränderung der Komplexität von Systemen aufgrund von Interferenzen und Ähnliches.<sup>44</sup> So gesehen würde die evolutionäre Perspektive, die Frage nach der Entstehung und Veränderung von Systemen, lediglich eine heuristische Funktion im Rahmen der Systemtheorie erfüllen: Sie gibt den Anstoß zur Modellierung größerer Systeme, in denen das Ausgangssystem als ein Element auftritt.

Hält man demgegenüber an einem traditionellen Konzept von Entwicklung als ‚Fortschreiten zum Gegenwärtigen‘ fest, so ergeben sich ganz andere Ausgangspunkte und Zielvorstellungen. Ein Ausgangspunkt könnte (z.B.) ein ausgearbeitetes Artmodell eines bestimmten sozialen Systems sein. Dieses Modell dient als Vergleichsmaßstab, an dem die /23/ historischen Exemplare gemessen und auf typische, rekurrente Abweichungen hin überprüft werden. Man untersucht, wann überhaupt die ersten Exemplare auftauchen, die sich unter das Artmodell subsumieren lassen und in welchen Quantitäten sie vorzufinden sind. Dazu wird man verschiedene diachrone Schnitte machen und die Ergebnisse der Beschreibung dieser Schnitte miteinander vergleichen.<sup>45</sup> Hat man auf diese Art und Weise die Entstehung verschiedener Arten beschrieben, so lassen sich möglicherweise im Vergleich dieser Beschreibungen allgemeinere Aussagen über die Evolution von Arten gewinnen. Bei diesem zweiten Ansatz werden die evolutionstheoretischen Annahmen aus der Systemtheorie herausgelöst, und sie bilden stattdessen, wie auch die Annahmen über die Typen und Ebenen, einen zusätzlichen, dritten Parameter der kommunikativen Welt, sie ordnen die Systemvielfalt taxonomisch. Die Bemerkungen über die Richtung, in der bei der Entwicklung einer kommunikationswissenschaftlichen Evolutionstheorie gegangen werden kann, brauchen an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt zu werden. Evolutionstheorien sind für die Zwecke der Normalformrekonstruktion und der Normalformanalyse von sozialen Systemen nicht unbedingt erforderlich.

---

<sup>44</sup> Vielleicht sollte man im Rahmen des kybernetischen Paradigmas besser von ‚Veränderungstheorien‘ als von ‚Evolutionstheorien‘ sprechen. Luhmann hält zwar an dem Begriff der ‚Evolution‘ fest, interpretiert diese aber als ‚Veränderung‘ – wenn er etwa als Aufgabe der Evolutionstheorie die ‚Erklärung der Wahrscheinlichkeit von zunächst unwahrscheinlichen Strukturveränderungen‘ formuliert. (Luhmann: Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie. In: Gumbrecht/Link- Heer: Epochen-schwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte. Frankfurt/M. 1984, zitiert nach dem Ms.; 4). Letztlich wird aber vermutlich auch der Maßstab für ‚Unwahrscheinlichkeit‘ aus der Systemtheorie bezogen. In diesem Fall wird die Unterscheidung zwischen Evolutionstheorie und Systemtheorie wieder problematisch.

<sup>45</sup> Man korrigiert bei diesem Vorgehen in einem gewissen Sinn die idealisierenden Annahmen, die während der Entwicklung der Modelle sozialer Systeme gemacht werden mußten. Während der Normalformrekonstruktion tut der Forscher so, als ob die Zeit stehenbleibt, die Systeme als Gegenstand der Untersuchung insoweit ‚statisch‘ bleiben. Die internen Prozesse müssen natürlich miterfaßt werden, und insofern wird das Ergebnis ein dynamisches Modell sein. Aber normalerweise wird weder bei der Auswahl der Exemplare noch bei ihrer Auswertung die Zeit als Datum berücksichtigt. Das Anhalten der Zeit ist ein in den beschreibenden Wissenschaften heute allgemein übliches Vorgehen, wengleich es historisch nicht immer selbstverständlich war (vgl. die Exkurse in 3.2).

Die in diesem Abschnitt vorgetragenen Überlegungen geben einen allgemeinen Überblick über die wichtigsten Konstituenten des Objektbereichs einer Kommunikationswissenschaft: Theorien über die Elemente der kommunikativen Welt (Systemtheorien) und taxonomische Annahmen über die Systemtypen und -ebenen, speziellere Theorien über die Strukturen der Dimensionen der Elemente (darunter Kommunikationstheorien), Medientheorien, Interferenztheorien und taxonomische Annahmen über die Interferenztypen, sowie schließlich Evolutionstheorien. Diese Konzepte liegen auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen und hängen in unterschiedlicher Weise voneinander ab.

Für den Fortgang der Arbeit ist insbesondere das Verhältnis zwischen der Systemtheorie und ihren Teiltheorien einerseits und den taxonomischen Annahmen andererseits von Bedeutung. Ich gehe auf dieses Verhältnis abschließend kurz, ohne die brisanten wissenschaftstheoretischen Implikationen ausreichend zu markieren, ein.

Die Elemente der kommunikativen Welt sind, genau gesprochen, Exemplare von Systemen. Die allgemeinen Strukturen dieser (Exemplare von) Systeme(n) werden in der kommunikationswissenschaftlichen Systemtheorie - oder der Theorie der Elemente der kommunikativen Welt - im nächsten Abschnitt dargestellt. Die taxonomische Gliederung der Exemplare in Klassen, Ordnungen, Familien, Arten usw. ist eine ganz andere Sache. Die Normalformanalyse sozialer Systeme setzt sowohl die Systemtheorie als auch taxonomische Annahmen voraus. Nur in einer verkürzten Redeweise kann man sie als Analyse von Exemplaren bezeichnen. Ausführlich gesprochen ist sie eine Analyse von Exemplaren als Vertreter einer Art, einer Ordnung und einer bestimmten Klasse. /24/

Um noch einmal die Botanik zum Vergleich heranzuziehen: Die Normalformanalyse hat den Status einer ‚Diagnose‘ - eben deshalb setzt sie nicht nur die Systemtheorie als ‚Deskriptionsanweisung‘ voraus, sondern auch taxonomische Modelle (vgl. a. 2.8.1 und 3.2).

Mich interessieren die Elemente der kommunikativen Welt in dieser Arbeit nur, insoweit sie sich unter Arten der Ordnung der organisierten Sozialsysteme und sich diese unter der Klasse der sozialen Systeme subsumieren lassen. Deshalb stelle ich in den weiteren Abschnitten dieses Kapitels meine taxonomischen Annahmen über die Klasse der sozialen Systeme und über die Ordnungen dar (vgl. 2.4 und 2.5).

Wie hängen nun die taxonomischen Annahmen mit anderen Theorien zusammen? Zunächst einmal kann man sagen, daß die Theorie der Elemente (Systeme) eine notwendige Voraussetzung für die Identifizierung von Exemplaren und damit auch für die Aufstellung einer Taxonomie ist. Aber die kommunikationswissenschaftliche Systemtheorie ist sicherlich keine hinreichende Bedingung. Sie ist zunächst einmal nicht hinreichend, weil sie keine Aussagen darüber erlaubt, welche Klassen, Ordnungen, Arten etc. von Systemen in der kommunikativen Welt vorkommen. Sie ist zweitens auch deshalb nicht hinreichend, weil sie keine Aussagen über die Unterscheidungsmerkmale zwischen den Klassen, Ordnungen usw. und damit über Strukturen der spezifischeren Modelle erlaubt.

Um diese Fragen zu beantworten, müssen zusätzliche, eben taxonomische Annahmen gemacht werden. Wie kommt man nun zu den taxonomischen Annahmen? Man kann vielleicht in negativer Abgrenzung sagen, daß es nicht mehr sinnvoll ist, taxonomische Annahmen ausschließlich axiomatisch zu setzen. Der Einbau einer Taxonomie in den Theorieaufbau unterstreicht gleichsam die Forderung nach empirischer Untersuchung: Damit Artmodelle begründet aufgestellt werden können, sollten viele Exemplare beschrieben sein. Damit man Modelle von Ordnungen aufstellen kann, müssen viele Artmodelle vorhanden sein. Klassenmodelle verlangen andererseits mehrere Ordnungsmodelle. Es zeigt sich hier eine Abhängigkeit der jeweils höheren Theorieebene (in der Taxonomie) von der jeweils niedrigeren Theorieebene. Letztlich ist die Analyse von Exemplaren die Voraussetzung für eine Weiterentwicklung der Taxonomie (vgl. 2.8.1). Andererseits sind die Modelle auf höheren Abstraktionsstufen in einem gewissen Sinn auch Voraussetzung für die Formulierung von Modellen auf niedrigeren Abstraktionsstufen. Beispielsweise müssen allgemeine Annahmen über die Klassenmodelle gemacht werden, um überhaupt Ordnungen, Arten und schließlich Exemplare sozialer Systeme modellieren zu können. Diese Annahmen auf den abstrakteren Ebenen der Taxonomie sind theoretische Hypothesen, die sich ganz ähnlich wie die systemtheoretischen Konzepte zunächst nur durch ihre heuristische Fruchtbarkeit bewähren können.

Auch die in der Abbildung 1 vorgelegte Taxonomie enthält neben mehr oder weniger gut überprüften empirischen Verallgemeinerungen derartige hypothetische Setzungen. Dies betrifft vor allem die Unterscheidung auf der Ebene der Klassenmodelle. Um diese Unterscheidung plausibel zu machen, kann ich abschließend lediglich die Gründe darstellen, die mich zur Annahme gerade dieser Klassen (auf diesem Abstraktionsniveau) bewegt haben. /25/

1. Von einem wissenschaftstheoretischen Standpunkt aus gesehen kann man die Klassenmodelle als Rekonstruktionen von Aussagen einzelwissenschaftlicher Basisdisziplinen ‚als Systeme‘ verstehen. Die allgemeinen systemtheoretischen Annahmen dienen als Anweisungen zur Neustrukturierung von Ergebnissen, Modellen, Konzepten anderer wissenschaftlicher Disziplinen, z.B. von denen der Soziologie, Biologie, Psychologie, Kristallographie, Chemie usw. Das Ergebnis der Rekonstruktion von Aussagen dieser Disziplinen sind Modelle sozialer, biologischer, psychischer, kristalliner, chemischer usw. Systeme. Diese Rekonstruktionen können natürlich nur unter Rückgriff auf die spezifischen einzelwissenschaftlichen Kategorien und Theorien erfolgen. Soziale Systeme werden beispielsweise mit Hilfe soziologischer Konzepte wie etwa ‚Rolle‘, ‚soziales Ereignis‘, ‚Institution‘ usw. zu beschreiben sein. Das gleiche gilt auch für eine Theorie psychischer Systeme, die genuin psychologische Konzepte wie die von ‚psychischen Ereignissen‘, ‚Wahrnehmung‘, ‚Selbstbewußtsein‘, ‚Ausdruck‘ usw. verarbeiten muß. Ich betone dies um klarzustellen, daß kommunikationswissenschaftliche Klassenmodelle nicht ohne eine ausreichende Kenntnis der Theorien und Ergebnisse der betreffenden Einzelwissenschaften gebildet werden können. Wird diese Bindung an Basisdisziplinen geleugnet und werden stattdessen alltägliche Konzepte zur Grundlage der Bildung von Klassenmodellen gemacht, so sind wesentliche Teile des Objektbereichs der Kommunikationswissenschaft nicht mehr theoretisch konstituiert.

Taxonomische Annahmen auf dem Spezifitätsniveau der ‚Klassen‘ haben neben den kommunikationswissenschaftlichen auch einzelwissenschaftliche Voraussetzungen. Aus dieser Perspektive betrachtet richtet sich die Anzahl und die Qualität der Klassenmodelle nach den Einzelwissenschaften oder ‚Basisdisziplinen‘, die für kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen interessant sind.<sup>46</sup> Interessant sind zunächst einmal diejenigen Disziplinen, in denen selbst mit Konzepten von ‚Kommunikation‘ gearbeitet wird. Dies sind, wie in dem Exkurs in Abschnitt 2.1 gezeigt, eine ganze Reihe.

2. Aus der Annahme, daß ein Typus der Elemente der kommunikativen Welt die (Klasse der) sozialen Systeme sind, lassen sich Folgerungen auf weitere Typen ziehen. So stellt sich für Soziologen traditionellerweise das Problem des Verhältnisses zwischen sozialen Systemen, Rollen oder Ereignissen einerseits und ‚personalen‘ oder ‚psychischen‘ Systemen oder Ereignissen andererseits.<sup>47</sup> Ein weiteres problematisches Verhältnis ist für den Soziologen die Beziehung zwischen organischen, biologischen oder physischen Faktoren und den sozialen Phänomenen.<sup>48</sup>

Aus diesen Thematisierungen von Soziologen mag man entnehmen, daß psychische und biologische Systeme oder Faktoren zur relevanten Umgebung von sozialen Systemen gehören. Es liegt nahe, diese relevanten Umfelder im Rahmen kommunikationswissenschaftlicher Untersuchungen durch die Einrichtung entsprechender Klassenmodelle zu berücksichtigen. /26/

3. Schließlich gibt es eine empirisch praktische Begründung für die Notwendigkeit, bestimmte Klassen von Systemen auseinanderzuhalten. Bei der Auswertung von Transkriptionen sozialer Prozesse im Rahmen meiner kommunikationswissenschaftlichen Untersuchungen sind mir immer wieder Äußerungen der folgenden Art aufgefallen:

„Als Mensch finde ich ihn ja ganz nett, aber sobald er in seine Amtsrobe schlüpft, erkennt man ihn nicht wieder!“

„Er versteht sein Handwerk, ich mag ihn aber trotzdem nicht.“

oder:

---

<sup>46</sup> Hinsichtlich der Klassenmodelle nimmt die Kommunikationswissenschaft – ähnlich wie die Kybernetik, Informatik, Spieltheorie usw. – den Status einer ‚Querschnittswissenschaft‘ ein. Sie verarbeitet – vor dem Hintergrund der allgemeinen systemtheoretischen Annahmen – Aussagen, Modelle usw. von Einzelwissenschaften. In der Tatsache, daß der Entwicklungsstand von Querschnittswissenschaften generell von dem Grad der einzelwissenschaftlichen Exploration der Phänomene abhängt, mag man eine Begründung für das vergleichsweise geringe Niveau kommunikationswissenschaftlicher Theoriebildung sehen.

<sup>47</sup> Die Abgrenzung ‚soziologischer Tatbestände‘ von psychischen und biologischen Erscheinungen stand am Anfang der Konstitution der Soziologie als Disziplin bei Durkheim (Regeln der soziologischen Methode. Neuwied/Berlin 1970, S. 105 ff.); vgl. auch Parsons: Social Structure and Personality. New York 1964; und im Anschluß daran Luhmanns Konzept der ‚Interpenetration‘ (z.B.: Interpenetration – Zum Verhältnis personaler und sozialer Systeme. In: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3) sowie die Darstellung in 2.4.1.

<sup>48</sup> Vgl. zu diesen Problemen etwa Luhmann: Symbiotische Mechanismen. In: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3. Ausführlicher gehe ich auf die Beziehungen zwischen den Sozialsystemen und anderen Klassen von Systemen im Abschnitt 2.7 ein.

„Man kann ihr ihre Unfreundlichkeit im Geschäft nicht übelnehmen. Sie hat schwer an ihrem Mann zu tragen.“

„Er hat nichts gegen deine Kartoffelsuppe - aber sie erinnert ihn immer so an seine Kindheit.“  
oder:

„Man konnte den Herrn Pastor heute gar nicht verstehen. Er muß einen fürchterlichen Schnupfen gehabt haben.“

„Schwester Martha kann heute den Verband nicht erneuern. Sie hat sich selbst den Finger gebrochen.“

Diese Beispiele sollen illustrieren, daß es im alltäglichen Leben üblich ist, zwischen Personen als ‚Rollen‘ und Personen als ‚Menschen mit einer eigentümlichen Biographie und psychischen Struktur‘ zu unterscheiden. In den beiden letzten Beispielen wird von dem Sprecher das Verhalten von Personen weder ihren Rollen noch ihrer eigentümlichen psychischen Struktur, sondern bestimmten organischen (somatischen) Erscheinungen zugeschrieben.

Klassenmodelle sollten so angelegt sein, daß sie zur Klärung von Zuschreibungsproblemen der eben geschilderten Art etwas beitragen. Nach meinen Erfahrungen bei der Analyse sozialer Phänomene ist es dazu mindestens erforderlich, soziale, personale (psychische) und biophysiologische Systeme auseinanderzuhalten. Theoretische Modelle, die diese alltäglichen Differenzierungsleistungen bei Zuschreibungsproblemen nicht erfassen können, scheinen mir für kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen sozialer Phänomene wenig geeignet. Letztlich dürfte die Frage nur empirisch zu entscheiden sein, welche Bezugssysteme zur Klärung von Zuschreibungsproblemen in sozialen Systemen in Anspruch genommen werden. Von diesen Bezugssystemen müssen ‚Klassenmodelle‘ gebildet werden.

### 2.3 Systemtheorie oder die Beschreibung der Elemente der kommunikativen Welt

Die Beschreibung der Elemente der kommunikativen Welt erfolgt im Rahmen einer kommunikationswissenschaftlichen Systemtheorie. Sie legt die Anzahl der Dimensionen der Systeme fest, und beschreibt sie in einer allgemeinen Form. Genauere Annahmen über die /27/ Strukturen der Dimensionen bestimmter Typen von Systemen werden im Rahmen von Klassen-, Ordnungs-, Artmodellen usw. formuliert.

Die Elemente der kommunikativen Welt haben vier Dimensionen. Ich nenne sie ‚Komplexität‘, ‚Differenzierung‘, ‚Dynamik‘ und ‚Selbstreferenz‘.<sup>49</sup> Mit dem Konzept der *Komplexität* erfasse ich die interne Struktur: Systeme bestehen aus mehreren gleichartigen und/oder verschiedenartigen Elementen, die untereinander in Beziehungen stehen. Je mehr Beziehungen und damit auch Relationen zwischen Beziehungen vorhanden sind, umso komplexer ist das System. Das Konzept der *Differenzierung* dient der Erfassung der System-Umwelt-Beziehung. Systeme ‚unterscheiden‘ sich von ihrer Umwelt. Diese Unterschiede sind für jedes System spezifisch und konstitutiv. Die Aufrechterhaltung der Unterschiede (Differenzen) ist insofern für jedes System ein permanentes Problem. Sind keine Unterschiede zur Umwelt auszumachen, kann man nicht von Systemen sprechen. Sind diese Unterschiede vorhanden, gibt es eine Innen-Außen-Differenz. Die Aufrechterhaltung dieser Differenz und damit auch einer bestimmten internen Komplexität kann man als ‚Grenzhaltung‘ bezeichnen. differenzierte Systeme unterscheiden sich von weniger differenzierten Systemen durch die Anzahl der Beziehungen, die sie zu ihrer Umwelt aufrechterhalten können, ohne (grundlegend) ihre Struktur zu verändern. Man kann auch sagen: sie unterscheiden sich durch die Unterschiede, die sie aufrechterhalten können. Allgemein läßt sich der Unterschied zwischen der Welt und den Systemen als Komplexitätsgefälle beschreiben: Die Welt hat mehr Elemente und Beziehungen als das System. Sinn der Systembildung ist insofern die Reduktion von Weltkomplexität.

Das Differenzierungskonzept macht es möglich, zwischen der ‚Welt‘ und der ‚Umwelt‘ von Systemen zu unterscheiden: Unter der ‚Umwelt‘ sind diejenigen Ausschnitte der Welt zu verstehen, zu denen das System eine konstitutive differenzierende Beziehung aufbaut. Diese Umwelt ist gegenüber der Welt schon

---

<sup>49</sup> Meine Annahmen über die Dimensionen der Systeme habe ich in der Auseinandersetzung mit den Vorstellungen von N. Luhmann entwickelt. Viele Begriffe verwende ich in ähnlicher Weise. Andererseits haben sich aufgrund der kommunikationswissenschaftlichen Fragestellung auch andere Akzentuierungen und Entwicklungen ergeben. Es bleibt der weiteren Diskussion überlassen, festzustellen, wo die Differenzen im einzelnen liegen.

von vornherein von reduzierter Komplexität. Sobald ein System diese Umwelt fokussiert, beginnt es, (Umwelt-)Systeme zu bilden. So gesehen muß man davon ausgehen, daß als Umwelt von Systemen immer wieder nur Systeme in Frage kommen.<sup>50</sup> Ein System braucht sich nicht von der Welt schlechthin zu unterscheiden, sondern eben nur von der angrenzenden Umwelt. Die Beschreibung der Beziehung zwischen System und angrenzenden Systemen aus der Perspektive von dritten Systemen (Beobachtungssystemen) kann im Rahmen von Interferenztheorien erfolgen.

Im engeren Rahmen einer kommunikationswissenschaftlichen Theorie komplexer und differenzierter Systeme ist allerdings das Verhältnis zwischen diesen beiden Dimensionen zu klären: Komplexität und Differenzierung stehen zueinander in einem problematischen Verhältnis. Die Umwelt - oder genauer: die Aufrechterhaltung der Unterschiede (Relationen) zwischen dem System und seiner Umwelt - ist für das System ein konstitutives und das meint permanentes Problem. Umwelтанforderungen müssen verarbeitet und irgendwie intern bewältigt, mit der Komplexitätsstruktur in Beziehung gesetzt werden. Komplexe Systeme können andererseits zu ihrer Umwelt nicht mehr unmittelbar, sondern nur in verzögerten Kontakt treten. Der Außenkontakt setzt einen komplexen Innenkontakt der /28/ Elemente voraus.<sup>51</sup> Externe Relationierungen kann man sich nicht mehr ohne interne Relationierungen vorstellen, und diese erfordern zumindest eines: Zeit. Man kann vermuten, daß umso mehr Zeit (Relationierungsprozesse) benötigt wird, je komplexer die (interne) Struktur des Systems ist.

Die hier vorgeschlagene Lösung des theoretischen Problems des Verhältnisses zwischen Komplexität und Differenzierung ruht auf zwei miteinander verbundenen Konzepten. Zum einen wird eine temporale, *dynamische Dimension* eingeführt: Komplexe und differenzierte Systeme lassen sich nur als dynamische Systeme vorstellen, weil sie für die (Relationierungs-) Prozesse konstitutiv sind. Die Ursache dieser Prozesse ist die Notwendigkeit der Umarbeitung externer Beziehungen in interne Komplexität. Diese Umarbeitung ist - und das ist die zweite konzeptionelle Schlußfolgerung - für alle Systeme ein permanentes Problem. Im hier skizzierten systemtheoretischen Sinn sind Prozesse als Behandlung von ‚permanenten Problemen‘ konzipiert. Diese Probleme sind letztlich Relationierungsprobleme - Prozesse also Relationierungsvorgänge in einer zeitlichen Dimension.

Die drei vorgestellten Dimensionen des Systems stehen untereinander in einem Verhältnis wechselseitiger Voraussetzung. Komplexität ist nicht ohne Differenzierung, Differenzierung nicht ohne Komplexität und beide sind nicht ohne Dynamik vorstellbar. Anders ausgedrückt: Systeme sind nicht ohne strukturelle Elemente, Relationen, Umwelt und Umweltbeziehungen denkbar; Systemerhaltung und Umweltkontakt setzen interne Prozesse voraus usw. Diese Abhängigkeit der Dimensionen untereinander läßt sich nicht befriedigend mit kausalen, finalen oder temporalen Konzepten erklären. Eine moderne Form, diese zirkulären Zusammenhänge zu modellieren, ist das Konzept der ‚Selbstrepräsentation‘ oder der ‚Selbstreferenz‘.

*Für die Behandlung des Problems der Selbstreferenz sind „erst in jüngster Zeit aussichtsreiche Theoriegrundlagen entstanden.“<sup>52</sup> Die verschiedenen Konzepte stehen aber noch weitgehend unvermittelt nebeneinander. Die Herausarbeitung der selbstreferentiellen Charakteristik sozialer Systeme nimmt in den neueren Arbeiten von Luhmann einen immer breiteren Raum ein. Er beschränkt die Selbstreferenz aber nicht auf soziale Systeme: „Biologische, psychologische und soziologische Forschungen und neuerdings kybernetische Modellversuche machen es unausweichlich, zuzugestehen, daß auch die Objektwelt selbstreferentielle Strukturen aufweist.“<sup>53</sup> Im einzelnen unterscheidet er zwischen drei großen Typen von Selbstreferenz: basaler Selbstreferenz, (Prozeß) Reflexivität und Reflexion oder Identität.<sup>54</sup>*

<sup>50</sup> Luhmann scheint davon auszugehen, daß Systeme (prinzipiell) die Möglichkeit haben, ihre Umwelt ‚ebensogut als Chaos wie auch als Ordnung‘ zu deuten. Luhmann: Ideengeschichte, S. 51.

<sup>51</sup> Auf diese wichtige Regel systemtheoretischer Argumentation ‚äußere Bedingungen wirken über innere Bedingungen‘ gehe ich noch an anderen Stellen ein. (Vgl. etwa 2.7). Die Formulierung der Regel geht auf S. L. Rubinstein zurück, der sich ausgiebig mit dem Problem der Interferenz verschiedener Systeme (vor allem psychischer, physiologischer und sozialer) - auf allerdings unentwickelter systemtheoretischer Grundlage - beschäftigt hat. Vgl. Rubinstein: Das Denken und die Wege seiner Erforschung. Berlin (DDR) 1968, S. 9ff.; sowie ders.: Sein und Bewußtsein. S'Gravenhage 1971, S. 206 ff.

<sup>52</sup> Luhmann: Gesellschaftsstruktur, S. 29.

<sup>53</sup> Ders.: Temporalstrukturen, S. 140.

<sup>54</sup> „Als basale Selbstreferenz wollen wir Strukturen bezeichnen, die durch Zirkularität geschlossen sind, also in sich auf sich selbst reagieren, gerade dadurch aber auch in spezifischer Weise offen sind, d.h. auch auf Umwelt reagieren. Systeme mit basaler Selbstreferenz sind so organisiert, daß sie mit jedem Prozeß auf sich selbst reagieren und nur dadurch, daß sie das tun, auf die Umwelt reagieren können [...]. Auf der Grundlage der basalen Selbstreferenz von Sinn lassen Selbstreferenzen sich intentionalisieren mit Hilfe von Identitätskonstruktionen, die sich unabhängig machen von der jeweiligen Gegebenheit des gerade aktuellen Erlebnisinhaltes. Solche Identitäten können die Form eines Prozesses oder die Form eines Systems annehmen und entsprechend gibt es zwei verschiedenartige Formen intentionalen Gebrauchs von Selbstreferenz. Intentionale Selbstreferenz von Prozessen wollen wir Reflexivität, die intentionale Selbstreferenz von Systemen wollen wir Reflexion nennen. Prozesse sind reflexiv, wenn und soweit sie sich auf sich selbst oder auf Prozesse gleicher Art richten [...] Reflexion

Die allgemeine Theorie der Elemente der kommunikativen Welt behandelt den Zusammenhang zwischen den drei Dimensionen (Komplexität, Differenzierung, Dynamik) in einer vierten, selbstreferentiellen Dimension. Ich gehe davon aus, daß das System als komplex, differenziert, dynamisch dimensioniertes Beziehungsgefüge im System für das System (einschließlich seiner Elemente) und für die (relevante) Umwelt verfügbar sein muß. Die /29/ Strukturen jeder einzelnen Dimension müssen nicht nur für die betreffende Dimension, sondern auch für die anderen Dimensionen zugänglich sein, um die Identität des Systems sowohl nach innen wie nach außen sichern zu können. Den ‚Ort‘, an dem die anderen drei Dimensionen aufeinander referieren können, an dem sie füreinander präsent sind und integriert werden, bezeichne ich als ‚selbstreferentielle Dimension‘. Sie ist die sprichwörtliche ‚vierte Dimension‘, in der die Einheit des Systems als ein mehrdimensionales Gebilde für das System und für die Umwelt hergestellt wird. Anders ausgedrückt: Das permanente Problem, welches die selbstreferentielle Dimension konstituiert, ist die integrierte Repräsentation der verschiedenen Dimensionen füreinander. Die Idee, Widersprüche zwischen Sinneserfahrungen oder zwischen theoretischen Aussagen dadurch ‚zu erklären‘, daß man höhere Dimensionen einführt, ist keineswegs neu. Neuere Modelle in den Naturwissenschaften wie etwa die Relativitätstheorie arbeiten mit vier Dimensionen, um Probleme, die sich in einem dreidimensionalen theoretischen Rahmen nicht lösen lassen, behandeln zu können.<sup>55</sup>

Die Struktur der selbstreferentiellen Dimension ergibt sich aus der Art und Weise, in der das permanente Problem dekomponiert und die dekomponierten Probleme behandelt werden. Auf diese Struktur gehe ich bei der Behandlung der selbstreferentiellen Dimension der Klasse der sozialen Systeme in Abschnitt 2.4.3 ein. Hier mag der Hinweis genügen, daß die Integrationsaufgaben der selbstreferentiellen Dimension durch die Entwicklung von Programmen bewältigt wird.

Solche Programme können bspw. genetische Codes in den biologischen Systemen und deren Elementen (Zellen), Selbstbilder von Personalsystemen oder Normen in sozialen Systemen sein.

Mit Bezug auf diese Programme kann an den verschiedenen Stellen im System und an seinen Grenzen ‚entschieden‘ werden, was dem System und was der Umwelt zuzurechnen ist. Das System erhält die Möglichkeit zur Negation von Relationierungsangeboten aus der Umwelt. Es kann stabil werden, indem es immer wieder die gleichen Umweltbeziehungen durch ähnliche interne Prozesse, die den gleichen Aufbau interner Komplexität erfordern, bestätigt und andere negiert. Die Programme dienen der Selbstregulation der internen Prozesse und der Korrektur von Krisen. Selbstreferenz in dem hier gekennzeichneten allgemeinen Sinn ist eine notwendige Bedingung der Systemerhaltung jeglicher Systeme. Komplizierte, hochentwickelte Klassen von Systemen können sich zu den unterschiedlichen Programmen noch einmal auf einer grundsätzlich anderen Stufe in Beziehung setzen und sich selektiv zu ihnen verhalten. Diese Relationierungsleistung bezeichne ich als ‚Selbstreflexion‘. Selbstreflexion macht Aspekte der Strukturen der selbstreferentiellen Dimension für das System und seine Elemente zugänglich.

Personalsysteme und Sozialsysteme haben prinzipiell die Möglichkeit zur Reflexion oder ‚Thematisierung‘ der selbstreferentiellen Dimension. Auf diese Möglichkeit gehe ich bei der Darstellung der Theorie sozialer Systeme näher ein. /30/

*Eine ausführliche Diskussion der Unterschiede zwischen der hier vorgetragenen Systemkonzeption und älteren organischen oder alltagsweltlichen Systemmodellen oder auch ganz anderen faktoriellen Modellen kann in dieser Arbeit nicht geführt werden. Zwei Unterschiede sollen dennoch hervorgehoben werden:*

*Die Grenzerhaltung und Stabilität von Systemen, die hier mit dem Konzept der Selbstreferenz begründet ist, wird in älteren Theorien häufig durch das Konzept der ‚Freiheit‘ oder der ‚Autonomie‘ beschrieben. Freiheit steht dabei im Gegensatz zur Determination des Systems durch Umweltfaktoren. Es fällt dann im Rahmen dieser Ansätze schwer, die Beziehung*

---

betrifft ein ganz anderes Problem, nämlich den Gebrauch der Identität eines Systems für die Orientierung seiner eigenen Selektionen.“ Luhmann: Identitätsgebrauch, S. 202 f.; vgl. auch ders.: Reflexive Mechanismen. In: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 1; ders.: Vorbemerkungen, S. 18 ff.; und ders.: Gesellschaftsstruktur, S. 28 ff. Die von mir vorgeschlagene Ableitung des (permanenten) Problems der Selbstreferenz und die Dekomponierung dieses Problems in Teilprobleme unterscheidet sich von der Ableitung und der Klassifizierung Luhmanns.

<sup>55</sup> Eine schöne Darstellung des Übergangs von dem dreidimensionalen, geometrischen Paradigma zum „vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuum“ der allgemeinen Relativitätstheorie findet sich z.B. in der populären Darstellung ‚Evolution der Physik‘ von Einstein/Infeld (Die Evolution der Physik. Hamburg 1970, S. 149 ff., hier S. 157). Zu den erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Implikationen vgl. auch Vollmer: Grundlagen einer projektiven Erkenntnistheorie. In: Hejl/Köck/Roth: Wahrnehmung und Kommunikation. Frankfurt/M. 1978, S. 79-97; und Popper: Logik der Forschung. Tübingen 1973, S. 79 und 91 ff.

zwischen dem System (Person, Organismus) und der Umgebung (Situation, Milieu) zu modellieren, weil dabei die Konzepte der Freiheit einerseits und der Abhängigkeit andererseits in Konflikt geraten. Der Identitätsbegriff auf der Basis des Selbstreferenz- und des Differenzierungskonzepts ist von vornherein an Relationierungen zwischen dem System und seiner Umwelt gebunden. Hier liegt u.a. die eigentliche Ursache für die zentrale Rolle des ‚Funktions‘-Begriffs für die verschiedenen Spielarten der neueren Systemtheorien. Ohne eine Funktionsangabe, d.h. ohne eine Hervorhebung einer bestimmten konstitutiven System-Umwelt-Beziehung, lassen sich Systeme nicht zureichend beschreiben. Funktionsangaben sind immer ein Merkmal der Strukturen in der Differenzierungsdimension. Auf Einzelheiten gehe ich in Abschnitt 2.4.2 ein.

Die selbstreferentiell konstituierte Identität von Systemen ist zweitens immer eine

Identität, die auf Komplexität und Dynamik und damit auf Relationierungen aufbaut. Sie beruht nicht auf Konzepten von ‚Kompaktheit‘, ‚Substanz‘ oder einfacher ‚Einheit‘. Systeme sind weder natürliche Körper noch einfache, theoretische Konstrukte (Faktoren). Dies muß man beachten, wenn man Kausalitätsvorstellungen auf die Beziehung zwischen Systemen anwenden will. Aufgrund seiner internen komplexen und dynamischen Struktur kann sich der ‚Faktor‘ System zu jeder Beziehung noch einmal selektiv verhalten. Das Reiz-Reaktionsschema etwa ist auf Systeme nur unter der Einschränkung anzuwenden, daß Reize als ‚äußere Bedingungen‘ zunächst systemintern komplex und dynamisch prozessiert werden. Die Reaktion von Systemen ist dann das Resultat interner Relationierungsvorgänge und nicht nur das Resultat eines bestimmten Umweltkontakts. Die (internen) Prozesse zwischen den Elementen sind grundsätzlich zirkulärer Natur. Monokausale deterministische Konzepte sind also sowohl bei der Beschreibung systeminterner Vorgänge als auch bei der Beschreibung von Interferenzen zwischen Systemen nur anzuwenden, wenn man zahlreiche Voraussetzungen macht.

## 2.4 Die Dimensionen sozialer Systeme

Meine Modellvorstellungen über die Struktur der Klasse der sozialen Systeme sind einerseits das Ergebnis von Systematisierungen von Analysen empirischer Phänomene und von Deskriptionsproblemen, andererseits sind sie das Produkt der Auseinandersetzung mit verschiedenen soziologischen Theorien, vor allem den Arbeiten von Durkheim, Schütz und Luhmann. Die Auseinandersetzung mit soziologischen Theorien ist in diesem Abschnitt /31/ geboten, weil sein Gegenstand die Klärung der Spezifik der Klasse der sozialen Systeme ist. Es geht also um die ‚differentia specifica‘ der sozialen Systeme vs. personaler, biologischer u.a. Systeme. Die internen Unterschiede zwischen den verschiedenen sozialen Systemen werden in Abschnitt 2.5 behandelt.

Die Arbeiten von Luhmann sind für die nachfolgenden Überlegungen von doppelter Bedeutung: einmal in allgemein systemtheoretischer Hinsicht und zum anderen als soziologischer Beitrag zur Theorie selbstreferentieller sozialer Systeme.<sup>56</sup> Dies sind zwei unterschiedliche Spezifitätsebenen, die man auseinanderhalten muß. Auf die Unterschiede zwischen der von mir angestrebten kommunikationswissenschaftlichen Theorie sozialer Systeme und der soziologischen Theorie weise ich nur an einzelnen Stellen hin.

### 2.4.1 Komplexitätsdimensionen

Die Komplexität sozialer Systeme ergibt sich aus der Anzahl der Elemente und den möglichen Beziehungen zwischen diesen Elementen. In jeder Beschreibung der Komplexitätsdimension werden zu diesen Elementen und Beziehungen auf unterschiedlichem Spezifitätsniveau Aussagen gemacht. Die Charakterisierung der Elemente und ihrer Beziehungen bleibt auf der Ebene von Klassenmodellen notwendig allgemein. Für kommunikationswissenschaftliche Zwecke ist es sinnvoll, zunächst zwei grundsätzlich unterschiedliche Klassen von Elementen, nämlich Selektionen und Selektionszentren zu unterscheiden. Diese lassen sich durch die Beziehungen, in denen sie stehen, näher charakterisieren. Dabei sind schon im einfachsten Fall drei Klassen von Beziehungen zu unterscheiden, die für den Systemaufbau in der Komplexitätsdimension konstitutiv sind: die Relation zwischen den Selektionszentren (Sozialbeziehung), die Relation zwischen den Selektionen (Ablaufstruktur) und die Relation zwischen den Selektionszentren und den Selektionen (Attributionsbeziehung).

Mindestvoraussetzung für die Konstitution eines sozialen Systems sind drei Selektionen und zwei Selektionszentren. Nach oben hin ist weder die Anzahl der Selektionen noch die der Selektionszentren

---

<sup>56</sup> Es handelt sich bei der Theorie selbstreferentieller sozialer Systeme von N. Luhmann um eine außerordentlich komplexe Theorie, die bislang nur in Teilen ausgearbeitet ist. Eine Zusammenfassung von Luhmann selbst liegt bislang (Das Problem der Epochenbildung) nicht vor, vgl. aber ders.: Vorbemerkungen. Zur Konzeptualisierung der Soziologie als ‚Theorie sozialer Systeme‘ vgl. ders.: Soziologie als Theorie sozialer Systeme.

begrenzt. Die Anzahl der Elemente ist für die verschiedenen Ordnungen von Sozialsystemen spezifisch. Je nach der Anzahl der Selektionen und Selektionszentren sowie ihrer internen Differenzierung wächst die Anzahl und die Typik der Relationen. Es ist leicht vorstellbar, wie durch die Zunahme der Elemente die Komplexität in sozialen Systemen überproportional gesteigert werden kann. Aus der Perspektive der Systemkonstitution kann man *Selektionen* als kontingente Ereignisse auffassen: Jede Selektion könnte so oder auch anders ausfallen. Sie ist eine Auswahl aus sehr vielen Möglichkeiten. Man kann diese unterschiedlichen Möglichkeiten als ‚Selektionsbereiche‘ bezeichnen. Jede einmal ausgeführte Selektion begrenzt aber den Selektionsbereich der (nachfolgenden) Anschlußselektion und strukturiert insofern den Prozeß. Soziale Prozesse erhalten in dem Maße eine bestimmte Struktur, in dem der Bereich der Möglichkeiten, aus dem die Selektionen ausgewählt werden können, einge- /32/ schränkt wird. Erst wenn soziale Prozesse in dieser Weise begrenzt und strukturiert sind, kann man von Systemen sprechen.

Wird die Komplexitätsdimension von bestimmten Systemen beschrieben, so sind Angaben über die Selektionsbereiche erforderlich. In Systemen hat man es nicht mehr mit ‚unbegrenzten‘ Prozessen zu tun, sondern mit einer Folge von Selektionen und Anschlußselektionen, die durch ‚Systemgrenzen‘ abgeschlossen sind. Begrenzte soziale Prozesse bezeichne ich als Abläufe. Habe ich die Gesamtheit der Relationen zwischen den Selektionen in einem bestimmten System im Auge, so spreche ich von der Ablaufstruktur. Die Beschreibung der Folge der Selektionen unter prozessuralem Gesichtspunkt als Ablauf, geschieht in der dynamischen Dimension.

Die vorstehende Argumentation hat aber auch für die allgemeine Charakterisierung derjenigen Ereignisse oder Selektionen, die als Elemente von bestimmten Systemen in Betracht kommen, Folgen: Nur diejenigen sozialen Ereignisse sind Elemente von bestimmten Ordnungen sozialer Systeme, die von den Systemen für Relationierungen in Anspruch genommen werden. Selektionen sind die ‚kleinsten‘ Elemente, die relationiert werden. Um die Spezifik sozialer Selektionen im Unterschied zu Selektionen in psychischen oder anderen Systemen zu umreißen, greife ich auf die Überlegungen von Durkheim zurück. Soziale Selektionen erfüllen die Bedingungen, die Durkheim ‚fait social‘ genannt hat.

*Durkheim ging es in seinen ‚Regeln der soziologischen Methode‘ vor allem darum, die Soziologie von anderen Disziplinen - insbesondere von der Psychologie - abzugrenzen. Er versuchte dies - sehr verkürzt gesprochen -, indem er die Existenz von Erscheinungen (fait) in der sozialen Wirklichkeit nachwies, die sich nicht auf das Handeln oder die psychischen Zustände einer einzelnen Person zurückführen ließen, die aber dennoch den Beteiligten in der Situation als ‚äußerer Zwang‘ gegenübertraten, die sie in ihrem Erleben und Verhalten beeinflussten. (Ebd., Kap. 1) Solche Erscheinungen, die also sowohl „ein von ihren individuellen Äußerungen unabhängiges Eigenleben besitzen“ und insofern allgemein sind, als auch die Fähigkeiten besitzen, dem Einzelnen als ‚verbindliche Macht‘ gegenüberzutreten, bezeichnet Durkheim als „soziale Phänomene“.<sup>57</sup> Luhmann bezeichnet soziale Ereignisse - Selektionen in sozialen Systemen - als Handlungen, ohne den Handlungsbegriff freilich an Intentionen oder Motive von Personalsystemen zu binden. Handlungen sind für ihn ‚Entscheidungspunkte‘, an denen sich Beziehungsnetze restrukturieren<sup>58</sup>: „Was eine Handlung zur Handlung macht, ist die Tatsache, daß sie in einem System als Element für Relationierungen in Anspruch genommen wird.“<sup>59</sup>*

*Selektionszentren* sind die Zurechnungspunkte der sozialen Selektionen<sup>60</sup>.

*Die Annahme von mindestens zwei psychophysisch unkoordinierten Selektionszentren liegt den meisten sprach- und kommunikationswissenschaftlichen Modellen über Sprachverwendung und Kommunikation zugrunde. Sie ist auch schon früh z.B. bei H. Paul<sup>61</sup> und K. Bühler<sup>62</sup> explizit und in ganz ähnlichen Formulierungen vorgetragen /33/<sup>63</sup>. Sprecher-Hörer-Modelle machen die Voraussetzung, daß a) zwei Selektionszentren vorhanden sind, b) mehrere Selektionen existieren und c) daß diese Selektionen den Selektionszentren irgendwie als Sprechen oder Hören zugeschrieben werden. Inso weit schließen die Aussagen in diesem Abschnitt in wichtigen Punkten an bekannte sprachwissenschaftliche Konzeptionen an. Aus einer informationstheoretischen Perspektive lassen sich die Selektionszentren als informationsverarbeitende Systeme auffassen. Werden mindestens zwei technische oder ‚natürliche‘ Informationssysteme miteinander ‚vernetzt‘, so spricht die Informatik und Nachrichtentechnik von Kommunikationssystemen.*

<sup>57</sup> Durkheim: Regeln, S. 114, 111.

<sup>58</sup> Luhmann: Temporalstrukturen, S. 130.

<sup>59</sup> Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3, S. 60; vgl. auch ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt/M. 1980, Bd. 1, S. 248 ff.

<sup>60</sup> Vgl. zu diesem Konzept beispielsweise Luhmann: Systemtheoretische Argumentationen. Eine Entgegnung auf Jürgen Habermas. In: Habermas/Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt/M. 1975, S. 328.

<sup>61</sup> Paul: Prinzipien der Sprachgeschichte. Tübingen 1920, S. 12.

<sup>62</sup> Bühler 1978: 28.

<sup>63</sup> Vgl. auch Ungeheuer: Sprache und Kommunikation, S. 231.

Ich bezeichne die Selektionszentren in der Ordnung der organisierten Sozialsysteme als (soziale) ‚Rollen‘. Will man zunächst eine ganz allgemeine Charakterisierung der sozialen Spezifik dieser Selektionszentren versuchen, ohne dabei bestimmte Systeme vor Augen zu haben, so kann dies durch die Kategorie der sozialen oder personalen ‚Idealtypen‘ geschehen, wie sie in der Soziologie entwickelt wurde.

*Für mich war die Schilderung, die A. Schütz in Anlehnung an M. Weber für das Vorgehen des Sozialwissenschaftlers bei der Bildung von Idealtypen gegeben hat, anschaulich und instruktiv. Ich möchte aus dieser Schilderung eine längere Passage zitieren, um den Lesern, die mit sozialwissenschaftlichen Konzepten nicht so vertraut sind, einen Eindruck von dieser besonderen soziologischen Modellbildung zu geben: Bei der Konstruktion von Idealtypen beobachtet der Sozialwissenschaftler „bestimmte Ereignisse als von menschlicher Tätigkeit verursacht, und er beginnt, einen Typus von solchem Geschehen aufzustellen. Danach koordiniert er diesen typischen Handlungen [Selektionen] typische Handelnde [Selektionszentren] als deren Ausführer. Es gelingt ihm schließlich, personale Idealtypen zu konstruieren, die er sich als mit Bewusstsein begabt vorstellt. Dieses fiktive Bewusstsein wird auf solche Weise konstruiert, daß der fiktive Handelnde, wenn er keine Vogelscheuche, sondern ein menschliches Wesen aus Fleisch und Blut wäre, den gleichen Bewußtseinsstrom wie der lebende Mensch hätte, der in der gleichen Weise handelt, jedoch mit der wichtigen Modifikation, daß das künstliche Bewußtsein nicht den ontischen Bedingungen der menschlichen Existenz unterworfen ist. Die Puppe wurde nicht geboren, sie wächst nicht heran und sie wird nicht sterben. Sie kennt weder Furcht noch Hoffnung [...]. [Der personale Idealtypus] kann nicht außerhalb der typischen Motive, der typischen Zweck-Mittel-Relation und außerhalb der typischen Situation [Systeme] handeln, die ihm der Sozialwissenschaftler bereitet hat. Der personale Idealtypus ist durch die Gnade seines Konstrukteurs gerade mit soviel Wissen versehen, wie er braucht, um den Zweck zu erfüllen, um dessentwillen er in die wissenschaftliche Welt gesetzt wurde.“<sup>64</sup>*

*Mit solchen Idealtypen arbeiten - ohne das freilich immer explizit zu machen - auch verschiedene sprachwissenschaftliche und konversationsanalytische Schulen. Beispielsweise lassen sich die Grice'schen Konversationsmaximen als Ausbuchstabierung derartiger idealtypischer Motive interpretieren. Als eine sehr abstrakte idealtypische Konstruktion kann man auch das sogenannte Sprecher-Hörer-Modell, also die Annahme von Sprechern und /34/ Hörern mit je spezifischen Handlungsmotiven und Erwartungshaltungen, ansehen. Welche Idealtypen von dem Wissenschaftler konstruiert werden, hängt vollständig von seiner Fragestellung ab.*

Im Unterschied zu dem wissenssoziologischen Ansatz von Schütz finde ich es nicht unbedingt erforderlich, die Merkmale im Bewußtsein oder dem Wissen der Idealtypen zu verankern. Worauf es ankommt, ist die ‚Standpunkte‘ und ‚Perspektiven‘ anzugeben, die Selektionszentren in den Systemen einnehmen. Ich spreche auch lieber von ‚sozialen Idealtypen‘ oder von ‚Rollen‘ als von ‚personalen Idealtypen‘, weil letztere Bezeichnung zu sehr in die Nähe von ‚Personalsystemen‘ führt. ‚Soziale Idealtypen‘ sind aber Kategorien aus dem Bereich der Klasse der sozialen Systeme, nicht aus dem von Personalsystemen, und sie sind natürlich erst recht nicht zu verwechseln mit dem, was man im alltäglichen Sprachgebrauch als ‚Person‘ bezeichnet. Personalsysteme sind keine Elemente von Sozialsystemen. (Vgl. 2.7)

Die Selektionszentren lassen sich weiter differenzieren, wenn man die Aufmerksamkeit auf die möglichen Beziehungen richtet, die zwischen den Selektionszentren in sozialen Systemen stehen können. Die Relation zwischen den Selektionszentren nenne ich Sozialbeziehung. Die Gesamtheit dieser Beziehungen macht die Sozialstruktur eines Systems aus. Jedes Selektionszentrum wird durch die Anzahl und die Qualität der Relationen, in der es steht, typisiert. In größeren Sozialsystemen ist es prinzipiell unmöglich, daß alle Selektionszentren zu allen anderen Beziehungen unterhalten. Die Sozialbeziehungen werden von dem System selektiv behandelt: Nicht mehr alle im Prinzip möglichen Beziehungen werden ‚benutzt‘ und damit strukturell relevant.

Zu einer Beschreibung der Komplexitätsdimension sozialer Systeme gehört auch die Typisierung der strukturell relevanten Sozialbeziehung. Dabei können natürlich auch Negationen von möglichen Beziehungen informativ sein. Eine zweite Relation, durch die Selektionszentren typisiert werden, ist die *Attributionsbeziehung*, also die Relation zwischen den Selektionszentren und den Selektionen.<sup>65</sup> Genauso wie

<sup>64</sup> Schütz: Das Problem der Rationalität, S. 42 f.

<sup>65</sup> Mit Zuschreibungsproblemen und Attributionsbeziehungen beschäftigt sich schon seit längerem die (sozial-)psychologische ‚Attributionstheorie‘. Vgl. z.B. Heider: Psychologie der interpersonalen Beziehungen. Stuttgart 1977; Görlitz/Meyer/Weiner: Bielefelder Symposium über Attribution 1978. Unter Attribution wird hier ‚die Verbindung zwischen einem wahrgenommenen Geschehen und einer Person, die aufgrund einer Handlung als Verursacher dieses Geschehens angesehen wird‘, verstanden. Heider: Wahrnehmung und Attribution. In: Görlitz u.a.: Bielefelder Symposium, S. 22.

eine beliebige Selektion bestimmte Anschlußselektionen wahrscheinlicher macht als andere, machen auch bestimmte Typen von Selektionszentren bestimmte Selektionen wahrscheinlicher als andere.

Weiß man beispielsweise, daß es sich bei einem Selektionszentrum um eine bestimmte soziale Rolle, z.B. einen ‚Schaffner‘, handelt, so kann man voraussagen, daß diese Rolle mit größerer Wahrscheinlichkeit Fahrkarten verkaufen als Eis anbieten wird.

Soziale Systeme sind mit anderen Worten gezwungen, die Zuschreibungsmöglichkeiten zu begrenzen. Es gibt nicht nur Beschränkungen der Anzahl von Selektionen und Selektionszentren von Sozialbeziehungen und Anschlußselektionen (Ablaufstruktur), sondern auch von Attributionsbeziehungen, die für Systeme strukturbildend sind. /35/

Abgesehen von der einen Feststellung, daß jede Selektion mindestens einem Selektionszentrum zugeschrieben werden muß, bin ich mir nicht darüber im klaren, ob sich allgemeinere Aussagen über diese Strukturierung machen lassen. Sicher ist allerdings, daß die Lösung von Zuschreibungsproblemen - die Strukturierung der Beziehung zwischen den Selektionszentren und den Selektionen - ein permanentes Problem in allen Ordnungen sozialer Systeme ist. Die Art und Weise, wie mit diesem Problem umgegangen wird, scheint aber sehr unterschiedlich zu sein. In der Komplexitätsdimension werden nur diejenigen Lösungsformen verankert, die ‚situativ‘ - und nicht dynamisch - eingesetzt werden.<sup>66</sup> Prozessurale Mechanismen der Komplexitätsreduktion werden in der dynamischen Dimension modelliert. Natürlich ist diese Trennung - genau wie die Abtrennung der Bestimmung der Komplexität von der Differenzierungsdimension - willkürlich, aber sie steht im Dienste einer sukzessiven Beschreibung des Modellaufbaus. Im Prinzip können Selektionen und Selektionszentren nur vollständig charakterisiert werden, wenn man alle Dimensionen berücksichtigt. Jeder Versuch, sie isoliert in einer Dimension zu beschreiben, bleibt unbefriedigend.

In diesem Abschnitt kam es mir vor allem darauf an, deutlich zu machen, daß Selektionen und Selektionszentren Elemente von sozialen Systemen sind. Dieser Systembezug schließt aus, Selektionen als Zeichenverwendung und damit unter Bezug auf Zeichensysteme, als physikalische Handlungen - also z.B. als Produktion von Lauten - oder als Leistungen von Personalsystemen und ähnlichem zu bestimmen. Ebenso schließt er aus, Selektionszentren als Personen mit je eigener Biographie zu betrachten.

#### 2.4.2 Differenzierungsdimension

Alle sozialen Systeme besitzen Funktionen für andere Systeme und stehen vor dem Problem, ihre Grenzen und ihre Umweltkontakte in einer Weise aufrechtzuerhalten, die ihre Identität sichert. Abgesehen von den einfachen Sozialsystemen sind alle Ordnungen von sozialen Systemen intern in Teilsysteme differenziert. Grenzerhaltung, Sicherung der Umweltkontakte und der Kohäsion zwischen den Teilsystemen sind permanente Probleme von Sozialsystemen. Ich kläre in diesem Abschnitt nur den Funktionsbegriff, u.a. weil er von so herausragender Bedeutung für jede systemtheoretische Konzeption ist.

Geht man noch einmal auf das Bild der kommunikativen Welt zurück, so sieht man, daß alle Systeme ein oder mehrere ‚Spitzen‘ oder ‚Enden‘ haben, an denen sie an andere Systeme angekoppelt sind.<sup>67</sup> Diese Koppelungsbeziehungen, die im Unterschied zu anderen Umweltkontakten an besonderen, von dem System dafür vorgesehenen ‚Stellen‘ stattfinden, nenne ich Funktionen. Funktionen sind bestimmte, markierte Beziehungen. Wenn man davon ausgeht, daß die Elemente der kommunikativen Welt kettenförmig aneinandergereiht sind, dann sind die Funktionen die Beziehungen zwischen den Kettengliedern. Es ist kein (intaktes) Sozialsystem denkbar, welches nicht nach ‚vorne‘ und ‚hinten‘ an irgendein System anschließt und diese Anschlußstelle ‚morphologisch‘ markiert. Will man diese /36/ bildhaften Vorstellungen präzisieren und die Besonderheit der ‚sozialen‘ Funktion herausarbeiten, so muß man - im Vorgriff auf den nächsten Abschnitt - das Konzept der Selbstreferenz, speziell der Identität, zu Hilfe nehmen: Jedes Sozialsystem ist gezwungen, die Umweltkomplexität zu reduzieren und diese Reduktion selbst wieder zur Bestimmung der internen Komplexität zu nutzen. Ein Mechanismus dieser Reduktion von Umweltkomplexität ist die Funktionssetzung. Aus der Vielzahl von Umweltsystemen

<sup>66</sup> Luhmann: Komplexität. In: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 2, S. 205.

<sup>67</sup> Von ‚Systemspitze‘ spricht Luhmann bei der Beschreibung von ‚Organisationen‘, um solche Rollen zu charakterisieren, die der ‚Einrichtung, Regulierung und Durchführung des Umweltverkehrs‘ dienen. Luhmann: Organisation und Entscheidung. In: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3, S. 358; vgl. auch ders.: Funktionale Methode, S. 40 f.

werden bestimmte Systeme ‚ausgewählt‘. Die Beziehung zu diesen ausgewählten Systemen wird ‚thematisiert‘, und die Spezifik dieser Beziehung als ein Merkmal der besonderen Identität des Systems verwendet. Man kann solche Thematisierungen von Umweltrelationen ‚Funktionsbestimmungen‘ nennen. Jedes selbstreferentielle Sozialsystem klärt im Rahmen der Identitätsbestimmung eine Funktion für mindestens ein Anschlußsystem. Da jedes Anschlußsystem in gleicher Weise verfahren muß, ist die Notwendigkeit zur Kettenbildung gegeben. Kein Sozialsystem kann seine Identität aufrechterhalten, wenn es nicht von anderen Systemen in dieser Identität gestützt wird. Je mehr Systeme funktional aneinander gebunden sind, umso mehr sind die betreffenden Systeme von diesen Beziehungen abhängig. Dies kann auf den Erhalt der internen Komplexität natürlich unterschiedliche, positive oder negative, Auswirkungen haben.

Die Ermöglichung von funktionalen Verkettungen ist auch für die dynamische Dimension sozialer Systeme ein permanentes Problem. Sprachlich etwas ungenau kann man dieses permanente Problem der Herstellung einer bestimmten Beziehung zu einem bestimmten Anschlußsystem ‚Funktionserfüllung‘ nennen. Die Erfüllung dieser Funktion muß ein Ziel der internen Prozesse sein, die in dem betreffenden System ablaufen. Nur wenn ein bestimmter innerer Aggregatzustand erreicht ist, kann die Beziehung an das Anschlußsystem klappen. Alles, was einen Beitrag dazu leistet, dieses Ziel zu erreichen, ist Teil dieses Systems.

Alle Sozialsysteme stehen vor der Aufgabe, funktionale äußere Anforderungen in systemimmanente ‚lösbar‘ Zielvorstellungen umzuarbeiten.<sup>68</sup> Die Erfüllung dieser Ziele ist eine Voraussetzung für den Anschluß an andere Systeme. Solche Ziele bzw. Voraussetzungen können ganz unterschiedlicher Art sein. Manche Sozialsysteme müssen bestimmte materielle Gegenstände ‚produzieren‘ oder ‚Entscheidungen‘ treffen, andere ‚Konsens‘ oder ‚soziale Beziehungen‘ herstellen, wieder andere - wie z.B. Forschungssysteme - erarbeiten Modelle, um den Anschluß an andere Systeme sicherzustellen. Unter dem Gesichtspunkt dieser ‚Ziele‘ werden die Prozesse in der dynamischen Dimension zu Abläufen mit einem Anfang und einem Ende strukturiert. An seinem ‚Anfang‘ sind die Voraussetzungen für den Anschluß an das Nachfolgesystem nicht gegeben. Ab seinem ‚Ende‘ sollen diese Voraussetzungen erfüllt sein. Der Prozeß wird zum Problemlösevorgang. Die verschiedenen Ordnungen von sozialen Systemen unterscheiden sich grundlegend bezüglich der Funktion, die sie zur Bestimmung ihrer Systemidentität heranziehen, und der Ziele, die sie sich intern setzen. /37/

Es soll noch einmal hervorgehoben werden, daß die Funktionsbestimmung nur ein Merkmal der Identität von Systemen ist. Entsprechend ist die Funktions- bzw. Zielerfüllung auch nur ein permanentes Problem neben anderen. Systemmodelle, die nur unter dem Aspekt der Zielerfüllung konstruiert werden, haben nur einen sehr begrenzten Aussagewert. Der Hauptweg der Systemerhaltung ist auch in der Differenzierungsdimension die Grenzziehung, die Negation von Beziehungsangeboten und die Nutzung von Differenzen zu anderen Systemen zur Konturierung der eigenen Identität. Insofern ist die Beschreibung der relevanten Umwelten, von denen sich die betreffende Ordnung von Systemen abgrenzt, eine wichtige Aufgabe der Modellkonstruktion in der Differenzierungsdimension.

Die Möglichkeit zu einer funktionalen Bestimmung von System-Umwelt-Beziehungen ist für jedes Sozialsystem notwendig sehr begrenzt (vgl. auch Abschnitt 2.5.2).

Abschließend soll noch kurz auf die Bedeutung der Funktionsbestimmung für die Systemdifferenzierung eingegangen werden. Von intern differenzierten Sozialsystemen spreche ich dann, wenn Systeme aus mehreren Teilsystemen aufgebaut sind. Die interne Differenzierung geschieht dadurch, daß die Funktions- bzw. Zielbestimmung in Teilfunktionen bzw. Teilziele dekomponiert wird. Die Teilsysteme sind wiederum funktional aneinandergeschlossen. Die Voraussetzung für den Anschluß von Teilsystemen untereinander ist jeweils die Erfüllung von Teilfunktionen bzw. Teilzielen. Die interne Systemdifferenzierung kann so vielgestaltig wie die Anzahl der ‚Ziele‘ und die Möglichkeit ihrer Dekomponierung sein.

### 2.4.3 Selbstreferentielle Dimension

Das permanente Problem, welches die selbstreferentielle Dimension konstituiert, ist, die Strukturen der verschiedenen Dimensionen füreinander verfügbar zu machen. Dieses Problem wird durch die Ausbildung von Programmen bewältigt. Rein theoretisch läßt sich dieses Problem in folgender Weise dekomponieren:

---

<sup>68</sup> Luhmann: Zweckbegriffe und Systemrationalität. Frankfurt/M. 1973, S. 312.

1. Die dynamische Dimension und die Differenzierungsdimension müssen für die Komplexitätsdimension und umgekehrt die Komplexitätsdimension für die dynamische Dimension und für die Differenzierungsdimension verfügbar sein.
2. Die dynamische Dimension und die Komplexitätsdimension müssen für die Differenzierungsdimension und umgekehrt die Differenzierungsdimension für die dynamische Dimension und die Komplexitätsdimension verfügbar sein.
3. Die Differenzierungsdimension und die Komplexitätsdimension müssen für die dynamische Dimension und umgekehrt die dynamische Dimension für die Differenzierungsdimension und für die Komplexitätsdimension verfügbar sein. /38/

Mir ist nicht klar, ob sich diese drei bzw. sechs Teilprobleme für alle Klassen von Systemen sinnvoll interpretieren lassen. Im Prinzip ist die Beschreibung dieser dekomponierten Probleme und ihrer Behandlung in den Systemen die Aufgabe von Strukturtheorien auf dem Spezifitätsniveau der Klassenmodelle. Für die selbstreferentielle Dimension der Klasse der sozialen Systeme läßt sich diese Dreiteilung fruchtbar machen. Ich nenne die Teilprobleme vorläufig - der Reihenfolge nach - (soziale) Selbstrepräsentation, (soziale) Selbstregulation und (soziale) Selbstidentifizierung (und -korrektur). Entsprechend benötige ich drei Strukturtheorien: Theorien über die (Strukturen der) Selbstrepräsentation (2.4.3.1), Theorien über die Selbstregulation (2.4.3.2) und Theorien über die Selbstidentifizierung (2.4.3.3). Darüberhinaus sind soziale Systeme selbstreflexive Systeme: Teile der Strukturen der selbstreferentiellen Dimension können selbst noch einmal in dieser Dimension repräsentiert und für die anderen Dimensionen des Systems zugänglich gemacht werden. Die Beschreibung dieser selbstreflexiven Struktur erfolgt in einer weiteren, vierten Theoriekomponente (2.4.3.4).

2.4.3.1 Unter dem Problem der *sozialen Selbstrepräsentation* verstehe ich das Problem, daß die Strukturen der drei Dimensionen (Komplexität, Differenzierung und Dynamik) und in bestimmten Fällen, auf die ich unter dem Stichwort der ‚Selbstreflexion‘ noch zu sprechen komme, auch die Strukturen der selbstreferentiellen Dimension, den Selektionszentren, den sozialen Rollen verfügbar sein müssen. Selektionszentren sind nur dann Rollen und damit Elemente des Systems, wenn sie sich selbst und die Situation entsprechend der Systemstrukturen definieren, wenn sie bestimmte Beiträge zur Lösung von Aufgaben leisten und in ihrem Verhalten und Erleben bestimmte Beziehungen zur Umwelt herstellen, die einen Beitrag zur Systemabgrenzung leisten.

Beliebige Selektionszentren sind nur insofern (z.B.) ‚Eisenbahnschaffner‘ und damit Elemente eines bestimmten sozialen Systems, insofern sie bestimmte Beziehungen zu ihren Mitmenschen aufbauen und bestimmte Handlungen ausführen. Definieren sie sich anders, treten sie aus ihrer Rolle und damit mehr oder weniger auch aus dem sozialen System. ‚Schaffner‘, die nicht wissen, was sie in ihrer speziellen Eigenschaft zu tun haben, leisten keinen Beitrag zum Systemaufbau.

Die integrierte Repräsentation der Systemstrukturen bei den Rollen nenne ich *Normalformervwartungen*. Normalformervwartungen sind Programme, die das Verhalten und Erleben der Rollen so steuern, daß sich das System reproduzieren kann. Diese Programme sind überwiegend ‚latent‘, aber sie lassen sich prinzipiell sozial thematisieren. /39/

Ich unterscheide vorläufig vier Typen von Programmen:

- Situationsdefinitionen (gemeinsame Definitionen von Rahmenbedingungen),
- Erwartungen über den Ablauf institutioneller Vorgänge (Ablaufervwartungen),
- Erwartungen über Ziele und Funktionen der sozialen Systeme sowie
- Vorstellungen über den Umgang mit Krisen.

Diese Differenzierung baut zwar auf die Unterscheidung der vier verschiedenen Dimensionen (Komplexität, Dynamik, Differenzierung und Selbstreferenz) auf, aber es ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß in den einzelnen Programmen die Strukturen dieser Dimensionen schon – in einer noch ungeklärten Weise - integriert sind.<sup>69</sup>

---

<sup>69</sup> Theoriegeschichtlich gesehen ist diese Vierteilung früher etabliert als jene zwischen den Dimensionen (vgl. Giesecke: Übersicht über die Grundannahmen; und ders.: Die Normalformanalyse). Über die Frage, in welchem Verhältnis die

Die Kategorie der Normalformervorstellung kann sowohl in die Theorie sozialer Systeme als auch in die Theorie personaler Systeme eingeordnet werden. Erwartungen können sowohl als ‚soziale‘ als auch als ‚personale‘ Größen modelliert werden (vgl. a. 2.6).

Vom Standpunkt einer Theorie sozialer Systeme aus gesehen sind ‚Erwartungen‘ Elemente der selbstrepräsentativen Struktur in der selbstreferentiellen Dimension. Sie sind soziale Elemente insoweit sie erstens einen Beitrag zu einer solchen Programmierung des Verhaltens und Erlebens der Rollen leisten, welches die Reproduktion des Systems (gleiche Rahmenbedingungen, gleicher Ablauf, gleiche Umweltbeziehungen und Krisenbewältigung) gewährleistet (Rekurrenzaspekt), und zweitens sozial thematisiert werden können.

*Die ‚Themafähigkeit‘ ist auch das wesentliche Merkmal, welches Luhmann für die soziale Selbstreferenz nennt.<sup>70</sup> Er spricht wohlgemerkt von Themafähigkeit und nicht von Thematisierung. Selbstreferenz ist in allen Systemen Fakt. Ob thematisiert wird, und wenn ja, was thematisiert wird, ist eine ganz andere Frage. Hinzu kommt das Problem, daß Thematisierungen sowohl dem Sozialsystem als auch dem Personalsystem zugeschrieben werden können. Über die Art und Weise, in der ‚soziale Repräsentanz‘ im Unterschied zu individueller psychischer Repräsentanz modelliert werden kann, ist die vor allem in der Soziologie und Sozialpsychologie geführte Diskussion noch keineswegs abgeschlossen. Luhmann bezeichnet diese sozialen Repräsentanzen als ‚Normen‘, und er verwendet bezüglich der ‚basalen Selbstreferenz‘ den ‚Sinn‘-Begriff.<sup>71</sup> Die Grundannahme seiner soziologischen (!) Theorie selbstreferentieller sozialer Systeme ist, daß diese Systeme nicht auf der Ebene (in der Dimension) von Verhalten oder Erwartungen integriert sind, sondern auf der Ebene von Normen. Diese werden als ‚kontrafaktisch stabilisierte Erwartungserwartungen‘ verstanden.<sup>72</sup> Normen sind Systemstrukturen, die die Selektionen ordnen, und erst auf dieser Ebene läßt sich die ‚Identität‘ sozialer Systeme begründen. Luhmann betont, daß dieses Normkonzept ‚formal‘ und nicht ‚psychologisch‘ zu verstehen ist. Das Konzept der ‚kontrafaktischen‘ Stabilisierung besagt, daß an Erwartungen auch im Enttäuschungsfall festgehalten wird, also die Erwartungen nicht sofort geändert werden, wenn andere Umstände eintreten. ‚Lernbereite‘ oder ‚kognitive‘ Erwartungen werden demgegenüber von den /40/ Personen jeweils geändert, wenn sie enttäuscht werden. Spezifisch für soziale Normen ist nach der Konzeption Luhmanns, daß sie selbst dann weitergelten, wenn widerstreitende Erfahrungen gemacht werden: Die Tatsache, daß beständig gegen ‚Verkehrsregeln‘ oder ‚Anstandsnormen‘ verstoßen wird, ändert nichts daran, daß diese Normen weiterhin gelten. ‚Abweichendes‘ Verhalten erhält schon allein aus der Tatsache, daß es abweicht - unbeschadet der Art und Weise wie es abweicht - eine besondere Bedeutung, die bei der Beurteilung im zwischenmenschlichen Verkehr wichtig ist. Mit dem Konzept ‚reziproker‘ Erwartungen wird in ähnlicher Weise auch in der Sozialpsychologie - etwa von Laing - oder in der Wissenssoziologie gearbeitet, um das Problem der sozialen Repräsentation in den Griff zu bekommen. Die Normalformervorstellungen sind insofern kontrafaktische Programme, als sie unabhängig von den ‚Personalsystemen‘ und anderen interferierenden oder interpenetrierenden Systemen gelten.*

2.4.3.2 Unter dem Problem der *Selbstregulation* verstehe ich das Problem, die Strukturen der dynamischen Dimension, der Komplexitätsdimension und der Differenzierungsdimension - sowie in bestimmten Fällen auch der selbstreferentiellen Dimension - für die dynamische Dimension zugänglich zu machen. Diese Aufgabe wird durch die Entwicklung von Programmen gelöst, die die Prozesse so steuern, daß sowohl Rekurrenz wie auch Funktionserfüllung und Erhalt der internen Komplexität garantiert ist. Die selbstregulativen Programme haben eine zirkuläre, rückgekoppelte Struktur. Sie lassen sich vor dem Hintergrund kybernetischer Konzepte beschreiben.

---

Strukturen der drei Dimensionen - vermittelt über die einfache Selbstreferenz - zu den sozialen Repräsentanzen bei den Rollen stehen, gibt es in der Philosophie, Soziologie und anderen Disziplinen eine lange Diskussion.

Die klassische Frageformulierung ist hier die nach dem Verhältnis zwischen (sozialem) Sein und (sozialem) Bewußtsein, das Ideologiemproblem oder in der marxistischen Tradition das Basis-Überbau-Problem. (Vgl. auch 2.4.3.4)

<sup>70</sup> Luhmann: Soziologische Aufklärung, Bd. 2, S. 74.

<sup>71</sup> „Die basale Selbstreferenz sozialer Systeme hat die Form von Sinn.“ Luhmann: Identitätsgebrauch, S. 202; vgl. auch ders.: Sinn als Grundbegriff der Soziologie. In: Habermas/Luhmann: Theorie der Gesellschaft, S. 25-100.

<sup>72</sup> „Normativ wird Sinn in dem Maße, als das Festhalten von Erwartungen für den Enttäuschungsfall vorgesehen, also Lernen ausgeschlossen ist. Normen sind kontrafaktisch stabilisierte Erwartungen, die sowohl auf der Ebene der Verhaltenserwartungen als auch auf der der Erwartungserwartungen gegen die symbolischen, diskreditierenden Implikationen eines Enttäuschungsfalls abgesichert sind.“ Luhmann: Sinn als Grundbegriff, S. 65 f. Vgl. auch ders.: Normen in soziologischer Perspektive. In: Soziale Welt, 20, 1969. Der Ansatz hat die forschungspraktische Konsequenz, daß - auch rekurrente - Selektionen nur kontingente Anzeichen für Systemstrukturen sind. Mir sind die theoretischen Grundlagen des Normkonzepts von Luhmann letztlich nicht klar. Für mein Verständnis ‚interpenetrieren‘ hier soziologische und psychologische Konzepte in einer noch nicht ausbuchstabierte Weise. Ich greife auf dieses Konzept trotz seiner Mängel zurück.

2.4.3.3 *Selbstidentifizierung* ist das Problem, die Strukturen der Differenzierungsdimension, der Komplexitätsdimension, der dynamischen Dimension und - zumindest gelegentlich - die Strukturen der selbstreferentiellen Dimension für die Differenzierungsdimension so zugänglich zu machen, daß eine stabile Grenzerhaltung möglich ist. Dieses Problem wird durch die Entwicklung von (latenten) Programmen bewältigt, die es dem System erlauben, a) zwischen Rekurrenz und Information zu unterscheiden und b) die Informationen weiterzuverarbeiten. Diese Weiterverarbeitung geschieht in der Weise, daß die Informationen entweder dem System oder der Umwelt zugeschrieben werden und damit die Grenzen des Systems erhalten und die Identität gesichert wird. Die Klärung von Zuschreibungsproblemen ist häufig eine außerordentlich komplizierte Aufgabe für die sozialen Systeme. Sie macht es meist erforderlich, daß zusätzliche (Korrektur-)Programme zur Behandlung von ‚informativen‘ (abweichenden) Ereignissen entwickelt werden.

Die Identitätskonzepte sind nicht nur nach innen gerichtet, sondern auch nach außen: Auch der Umwelt, also z.B. Anschlußsystemen, muß signalisiert werden, mit welchem System sie es zu tun hat. /41/

2.4.3.4 Ein viertes Problem, welches in der selbstreferentiellen Dimension zu lösen ist, kann man folgendermaßen formulieren: Die Strukturen der selbstreferentiellen Dimension müssen prinzipiell an jeder Stelle dieser Dimension füreinander zugänglich sein. Anders ausgedrückt: Soziale Systeme müssen die Möglichkeit der ‚einfachen‘ Selbstreferenz in der selbstreferentiellen Dimension für die Systemerhaltung nutzen. Es muß ihnen prinzipiell möglich sein, die Programme wechselseitig füreinander und damit auch für das System insgesamt zu präsentieren. Das selbstreflexive Problem hat einen etwas anderen Status als die zuvor behandelten drei Probleme, und entsprechend unterscheiden sich auch die Mechanismen, die zur Behandlung dieser Probleme entwickelt werden. Die *Reflexion* der selbstreferentiellen Struktur ist nur eine permanente Möglichkeit, nicht eine permanente Notwendigkeit, in sozialen Systemen. Auf diese Möglichkeit kann immer dann zurückgegriffen werden, wenn der Bestand des Systems in irgendeiner Form gefährdet ist. Das selbstreflexive Problem wird nicht durch die Entwicklung (latenter) Programme, sondern durch einen besonderen Typus von (manifesten) Selektionen bewältigt. Ich bezeichne diese Selektionen als ‚Reflexionen‘ oder ‚Thematisierungen‘. Sie präsentieren Ausschnitte von Programmen der selbstreferentiellen Dimension für das System und seine Elemente (und für die Umwelt) und verstärken eben damit die - im Prinzip schon vorhandenen - Systemstrukturen. Thematisierungen oder ‚reflexive Mechanismen‘, wie Luhmann sie nennt, sind Strukturverstärker.<sup>73</sup>

Strukturverstärkungen können in unterschiedlicher Form zur Systemerhaltung immer dann eingesetzt werden, wenn der Bestand durch ‚Krisen‘, ‚Interpenetrationen‘, ‚Interferenzen‘ oder ähnliches ‚gestört‘ wird. Systeme, die an bestimmten Stellen immer wieder Schwierigkeiten haben, ihre Struktur aufrechtzuerhalten, können von vornherein solche Strukturverstärker einbauen. Dies geschieht z.B. dadurch, daß Teile von Strukturen reflektiert und kodifiziert werden. Sie sind dann als ‚Vorschrift‘ sozusagen beständig thematisiert. Auf diese Möglichkeit gehe ich im Abschnitt 2.5 bei der Beschreibung der organisierten Sozialsysteme genauer ein. Es ist weiterhin sinnvoll, zwischen interner und externer Strukturverstärkung zu unterscheiden. Unter ‚interner‘ Strukturverstärkung verstehe ich alle bisher behandelten Fälle, in denen vom System oder von seinen Elementen auf das System oder seine Elemente referiert wird. Unter externer Strukturverstärkung verstehe ich die Thematisierung der selbstreferentiellen Struktur eines Systems durch anschließende (besonders ausgezeichnete) Umweltsysteme. Die Möglichkeit der Annahme externer Strukturverstärkung ergibt sich aus der *funktionalen* Verkettung sozialer Systeme. Wenn diese Verkettungen oder die Systeme selbst von den Anschlußsystemen thematisiert werden, so wirkt dies strukturverstärkend, erleichtert die Grenzerhaltung und die interne Prozeßregulierung. Z.B. werden mit der Vergabe von Forschungsaufträgen durch staatliche Institutionen meist bestimmte Auflagen verknüpft: Ziel- und Terminvorstellungen, Anzahl der Mitarbeiter, interdisziplinäre Kontakte usw. Diese Vorgaben wirken auf das Forschungssystem immer wieder strukturverstärkend, verhindern die Veränderung der Identität. /42/

*Für eine befriedigende Beschreibung der sozialen Selbstreflexion fehlen augenblicklich noch theoretische Grundlagen. Die Unsicherheit beginnt schon bei der Frage, ob man die ‚Selbstreflexion‘ im Rahmen einer Theorie sozialer Systeme - und wenn ja, in welcher Dimension - entwickeln soll oder ob man zusätzliche Theorien annehmen soll. Luhmann diskutiert diese Frage in verschiedenen Zusammenhängen.<sup>74</sup> Einerseits sieht er in der internen Systemdifferenzierung eine Voraussetzung der selbstreflexiven Selbstreferenz. Die Reflexion findet „in der Perspektive eines Teilsystems“ statt, ist so gesehen eine Form der Relationierung zwischen Systemen und insofern im Rahmen einer Theorie der Systemdifferenzierung abzuhandeln. (Ebd., S.*

<sup>73</sup> Vgl. ders.: Reflexive Mechanismen; zu den ‚Verstärkermechanismen‘ in Organisationen auch ders.: Organisation und Entscheidung, S. 353.

<sup>74</sup> Vgl. z.B. Luhmann: Identitätsgebrauch, S. 220 ff., 260 ff.

204) *Andererseits entwickelt er mit dem Konzept der ‚reflexiven Mechanismen‘ eine spezielle Theoriekomponente, die eher den Status einer Medientheorie besitzt. (Vgl. Anm. 63) Gewiß lassen sich Thematisierungen auch als ein besonderer Typus von Referenz auffassen. Insofern können bei ihrer Beschreibung die theoretischen Überlegungen verwendet werden, die im Rahmen der Referenztheorie in der dynamischen Dimension entwickelt werden.*

Die bisherige Diskussion zeigt zumindest, daß zwischen ‚Referenz‘, ‚Repräsentation‘ und ‚Reflexion‘ ein enger Zusammenhang besteht. Dieser Zusammenhang kann in dieser Arbeit nur angedeutet werden. Seine Ausformulierung bleibt einer umfassenden Kommunikationstheorie überlassen. In ihrem Kontext könnte sich ‚Kommunikation‘ als ein Oberbegriff für die durch diese drei Begriffe umrissenen Problembereiche erweisen.

Im weiteren wird die Reflexionsthematik im Rahmen der selbstreferentiellen Dimension sozialer Systeme abgehandelt. Reflektiert werden können demnach ausschließlich Repräsentation, Elemente von Programmen dieser Dimension. Reflexion ist Referenz auf vom System schon aufgebaute Bestände (Repräsentation) und insoweit immer Selbstreflexion. Jede Reflexion bezieht sich auf irgendeinen Ausschnitt der Programme und leistet einen Beitrag zu ihrer Verstärkung. Und zwar nehme ich an, daß jede Thematisierung immer zugleich einen Beitrag zur Verstärkung aller drei in den vorigen Abschnitten genannten Programmen (2.4.3.1; 2.4.3.2; 2.4.3.3) leistet. Nur diejenigen Selektionen werden als ‚Selbstreflexion‘ bezeichnet, die sowohl auf die Normalformerwartungen als auch auf die Selbstregulations- und Identifizierungsprogramme Bezug nehmen und diese verstärken. Das bedeutet auf der anderen Seite, daß jede Selbstreflexion Aufschluß über die Strukturen der selbstreferentiellen Dimension des Systems liefert.

Jede Selbstreflexion verstärkt zwar zugleich alle drei Programme, aber sie verstärkt sie in unterschiedlicher Weise. Strukturverstärkung heißt für die selbstrepräsentative Struktur: Manifestation latenter Erwartungen; für die selbstregulative Struktur: Optimierung der Prozesse und Regulation von Störungen; und für die Selbstidentifizierungsstruktur: Klärung der Systemgrenzen entweder durch Thematisierung der Systemstrukturen oder der Umwelt (der Störung). /43/

Am Beispiel der Thematisierung von Normalformerwartungen läßt sich die reflexive Selbstreferenz vielleicht am einfachsten veranschaulichen. Das Konstrukt der reflexiven Selbstreferenz klingt zwar auf den ersten Blick kompliziert, ist uns aber aus dem Alltag geläufig und möglicherweise offensichtlicher als die ‚einfache Selbstreferenz‘. Eine Thematisierung der Ablauserwartungen wäre eine Äußerung wie: „Üblicherweise haben wir doch immer erst eine Tagesordnung aufgestellt, bevor wir mit der Diskussion begonnen haben!“ Und natürlich kann auch die Systemidentität thematisiert werden, im einfachsten Falle durch ‚Benennen‘: „Der Unterricht hat mit dem Klingelzeichen begonnen.“ Alle diese Thematisierungen setzen die latente Existenz der Normalformerwartungen voraus. Sogleich lassen sich die Thematisierungen auch als Beitrag zur Selbstregulation und zur Klärung der Systemgrenzen auffassen.

Im Rahmen einer Theorie selbstreferentieller Sozialsysteme läßt sich, wie schon erwähnt, lediglich die Notwendigkeit von Programmen (selbstreferentiellen Strukturen) und die prinzipielle Möglichkeit von ‚Selbstreflexion‘ begründen. Will man die Notwendigkeit von Selbstreflexion beschreiben, so braucht man eine speziellere Theorie. Man könnte etwa postulieren: Soziale Reflexion tritt immer dann auf, wenn Programme gefährdet sind und nur dann. Jede Selbstreflexion wäre dann eine Korrektur von Programmabweichungen. Jede Verletzung der Strukturen der selbstreferentiellen Dimension müßte mit Selbstreflexion beantwortet werden. Dies ist eine relativ rigide These, die man empirisch überprüfen sollte. Mir scheint es im Augenblick allerdings fruchtbarer zu sein, auch andere Ursachen für Reflexion anzunehmen. Vor allem muß man davon ausgehen, daß die Notwendigkeit zu sozialer Selbstreflexion nicht für alle Ordnungen der Klasse der sozialen Systeme gleichermaßen gegeben ist. Im Gegensatz zu den einfachen Sozialsystemen sind die Ordnungen der organisierten Sozialsysteme und der Gesellschaft immer strukturverstärkt. Sie manifestieren immer Teile ihrer Erwartungen. Sie können nur existieren, wenn sie sich zu mehr oder weniger weiten Teilen ihrer selbstreferentiellen Struktur beständig reflexiv verhalten. Diese organisierte Reflexion ermöglicht eine höhere Komplexität und schärfere Differenzierung. Will man diese Systeme näher charakterisieren, so muß man Angaben darüber machen, welche Strukturelemente verstärkt sind. Jede Reflexion ist eine spezielle Information über das betreffende soziale System. Strukturverstärkungen sind so gesehen ein wichtiges Merkmal zur Unterscheidung von verschiedenen Ordnungen und von verschiedenen Arten sozialer Systeme (vgl. 2.5.3). Weil sie so

voraussetzungsfull sind, kann man sie in einer evolutionstheoretischen Perspektive nicht als selbstverständlich behandeln.<sup>75</sup>

Um die Unterschiede zwischen den Programmen einerseits und den Selbstreflexionen andererseits zu kennzeichnen, scheint es sich zunächst anzubieten, auf das klassische Oppositionspaar ‚manifest‘ : ‚latent‘ zurückzugreifen. Man könnte dann sagen: Die Programme der selbstreferentiellen Dimension sozialer Systeme sind ‚latent‘, die Reflexionen ‚manifestieren‘ soziale Programme. /44/

*Das hier aus einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive angesprochene Problem der Beziehung zwischen manifesten und latenten Strukturen besitzt in der soziologischen Literatur eine lange Tradition. In der wissenssoziologisch orientierten Konversationsanalyse wird dieses Problem ebenfalls berührt - etwa indem man auffordert, von ‚manifesten‘ Äußerungen oder Erwartungen bei der Analyse von Gesprächen auszugehen. Die theoretische Begründung für die Unterscheidung zwischen ‚manifesten‘ und ‚nichtmanifesten‘ Erwartungen und Gesprächsstrukturen und für das Ausgehen von den manifesten Erwartungen dürfte letztlich bei Schütz liegen. Dieser hatte postuliert, daß Bedeutungsbeschreibungen, die Gesprächspartner zu Beiträgen oder zu Aktivitäten des Gegenübers vornehmen, manifest werden müssen, um die Verständigung zu sichern. „Um mich mit anderen zu verständigen, muß ich offenkundige Handlungen in der Außenwelt vollziehen, die von dem anderen als Zeichen dessen, was ich vermitteln will, interpretiert werden sollen.“ Um erfolgreiche Kommunikation zu erreichen, ist das ‚Manifestationsaxiom‘ noch durch ein Manifestierungsgebot zu ergänzen: „Es wird dabei vorausgesetzt, daß das wechselseitig apräsentativ begründete Verständnis von Vorgängen im Bewußtsein des anderen sofort zur Kommunikation führt.“<sup>76</sup> Die Gesprächspartner teilen sich mit anderen Worten mit, was sie vom anderen verstanden oder nicht verstanden haben. Es wird also davon ausgegangen, daß Verständigungsschwierigkeiten unmittelbar manifest werden, so daß sie ad hoc - durch die Erwiderung des Partners - bewältigt werden können.*

*In konversations- und diskursanalytischen Untersuchungen wird dieses Axiom häufig als Begründung für die Möglichkeit der Beschränkung des Datenmaterials auf Transkriptionen herangezogen. Für mich sind Theorien, die erst auf der Ebene von ‚Thematisierungen‘ (Manifestationen) einsetzen, unbefriedigend, weil sie die Bedingung der Möglichkeit solcher Thematisierungen nicht begründen.*

Der Rückgriff auf die ursprünglich soziologische Begrifflichkeit (latent vs. manifest) hat aber seine Tücken. Zunächst muß man darauf hinweisen, daß soziale Systeme prinzipiell nicht die Möglichkeit haben, ihre gesamte selbstreferentielle Struktur zu thematisieren. Jede Thematisierung erfordert ja besondere Selektionen, fügt dem System neue Strukturelemente hinzu. Diese Selektionen oder Strukturelemente und ihre Verankerung im Systemaufbau bleiben außerhalb der Thematisierung. Auch jeder Versuch, diese Thematisierung zu reflektieren, führt wiederum zu unthematisierten Selektionen usf. Außerdem muß man davon ausgehen, daß soziale Systeme ‚latente‘ Strukturen benötigen, um ihre Funktionen zu erfüllen. Thematisierungen können, aus dieser Perspektive betrachtet, das System gefährden. Dies wird beispielsweise insbesondere in den ‚minimal strukturierten‘ therapeutischen Institutionen deutlich. Zu viel Strukturverstärkung ist der Flexibilität von Systemen abträglich. ‚Abweichungen‘ von thematisierten Strukturen gefährden den Systemaufbau vermutlich oft mehr als die Abweichungen von ‚latenten‘ Strukturen. So gesehen sind Thematisierungen sparsam eingesetzte Ergänzung der (latenten) selbstreferentiellen Basis. Manifest können immer nur Ausschnitte aus den Programmen, niemals das gesamte Programm sein. /45/

Eine in einem ganz anderen theoretischen Zusammenhang anzusiedelnde Frage ist, inwieweit die latenten Strukturen von Sozialsystemen auch von dem ‚interpenetrierenden‘ Personalsystem reflektiert werden. Die Beantwortung dieser Frage geschieht nicht im Rahmen einer Theorie sozialer Systeme, sondern im Rahmen von Interferenztheorien (vgl. 2.7).

Theoretisch entsteht mit der Annahme von manifesten Strukturen (Teilprogrammen) das Problem ihrer Verortung: Ist die Manifestation als Merkmal der selbstreferentiellen Dimension zu behandeln, oder soll man sie in einer eigenen Dimension beschreiben? Im letzteren Fall müsste der Theorieaufbau weiter kompliziert werden und eine Möglichkeit der Selbstreflexion der selbstreflexiven Dimension vorgesehen werden. Solange es irgend geht, ziehe ich es vor, organisierte Selbstreflexion als Merkmal der selbstreferentiellen Dimension zu behandeln. Organisierte Programmverstärkung ist zwar Selbstreflexion, wird aber vom System wie einfache Selbstreferenz behandelt und in der selbstreferentiellen Dimension

---

<sup>75</sup> Zur Begründung der historischen Besonderheit der Thematisierungen („reflexive Mechanismen“) vgl. etwa Luhmann: Reflexive Mechanismen, S. 92f.

<sup>76</sup> Schütz: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten, S. 396 (Zitat 1), S. 364 (Zitat 2).

verortet.<sup>77</sup> Anders ausgedrückt: Wenn soziale Systeme die Selbstreflexion organisieren, so wird sie als ein normaler Programmpunkt behandelt, nicht als Selbstreflexion. Diese Konzeptualisierung ist natürlich eine Hypothese, die man überprüfen muß.

#### 2.4.4 Dynamische Dimension

In der dynamischen Dimension werden die sozialen Ereignisse als ‚Beiträge zur Lösung permanenter Probleme‘ aufgefaßt. Soziale Prozesse (Ereignisketten) erscheinen als Abfolge von Beiträgen. Die Selektionszentren (Rollen) werden durch die Typik ihrer Beiträge charakterisiert (vgl. 3.5.2.1).

Die Prozesse in der dynamischen Dimension lassen sich durch Strukturtheorien ordnen. Wie schon mehrfach angesprochen, nehme ich drei permanente Probleme an: Kooperation, Interaktion und Kommunikation. Jedes permanente Problem wird in einer speziellen Strukturtheorie begründet. Es sind also drei Strukturtheorien erforderlich. Diese Theorien sind gleichsam drei verschiedene Relevanzsysteme, mit denen derselbe dynamische Prozeß betrachtet wird. Kooperations-, Interaktions- und Kommunikationstheorien geben genauere Auskunft darüber, als was die ‚Beiträge‘ und die ‚Rollen‘ im einzelnen zu betrachten sind. Die Anwendung von Strukturtheorien setzt die Möglichkeit voraus, die betreffende Dimension des Systems zu überblicken. In Bezug auf die dynamische Dimension heißt dies, daß prinzipiell die gesamte Ereigniskette überschaut werden kann, der Prozeß begrenzt ist und die (System-) Grenzen bekannt sind. Die Selektionen, die eigentlich nacheinander folgen, werden zugleich, simultan betrachtet.

Ich stelle diese Theorien zunächst dar und gehe anschließend auf die Gründe für die Auswahl gerade dieser drei Theorien - bzw. die Annahme von drei permanenten Problemen - ein und reflektiere im Fortgang einige modelltheoretische Schwierigkeiten, die sich aus der vorgestellten Konzeption ergeben.

2.4.4.1 Das *Kooperationsproblem* ergibt sich aus den Darstellungen in Abschnitt 2.4.2 zwangsläufig: Die Umarbeitung von funktionalen Anforderungen in interne Arbeitsaufgaben ist ein beständiges Erfordernis für die sozialen Systeme. Die Lösung dieser Arbeitsaufgaben stellt dann ein permanentes Problem für die Prozesse in der dynamischen Dimension dar. Dieses Problem bezeichne ich als Kooperationsproblem. Kooperationsprobleme können das ‚Herstellen‘, ‚Durchführen‘, ‚Darstellen‘, ‚Lösen‘ usw. von etwas sein.<sup>78</sup> Elemente der kooperativen Struktur in der dynamischen Dimension sind solche Selektionen, die einen Beitrag zur Lösung der Arbeitsaufgaben (Kooperationsprobleme) leisten. Jeder dieser Beiträge - oder ‚Aktivitäten‘ - wird einem Selektionszentrum zugeschrieben. Die Selektionszentren (Rollen) bezeichne ich in der kooperativen Struktur als ‚Kooperationspartner‘ oder als ‚Akteure‘. Die Beiträge und die Kooperationspartner können im Rahmen einer Theorie von Kooperationsmedien genauer beschrieben werden. Im Lichte dieser Theorie spreche ich dann auch von ‚Handlungen‘ und ‚Handelnden‘ (vgl. 2.4.5). Es ist zu beachten, daß die Entscheidung darüber, was ein Beitrag und was Kooperationspartner (bzw. ‚Aktivitäten‘ und ‚Akteure‘) sind, nur ‚systemrelativ‘ durch Bezug auf die Arbeitsaufgaben zu Fällen ist. Nur diejenigen Selektionen, die zur Lösung der Arbeitsaufgaben beitragen, werden als ‚Beitrag‘, und nur diejenigen Selektionszentren, die einen kooperativen Beitrag leisten, werden als Kooperationspartner betrachtet.

*Kooperative Beiträge werden von mir also nicht unter Rekurs auf psychologische oder soziologische Konzepte von ‚Intentionen‘ von Akteuren bestimmt. Im Gegenteil: Was Akteure sind, läßt sich erst ermitteln, wenn man Aufgaben bestimmt und Beiträge festgelegt hat. Die Festlegung von Beiträgen und Akteuren ist eine Systemleistung.*

---

<sup>77</sup> Mit diesem Problem beschäftigt sich Schelsky (u.a.) in dem Aufsatz „Ist Dauerreflexion institutionallisierbar?“ (in: ders.: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Düsseldorf/Köln 1975, S. 250-275). Für eine Einordnung des Problems in die soziologische (Institutions-) Theoriendebatte vgl. Weingart: De-Institutionalisierung der Gesellschaft oder Verlust der Subjektivität. In: Heigl-Evers: Sozialpsychologie. Bd. 1: Die Erforschung der zwischenmenschlichen Beziehung. Weinheim/Basel 1984, S. 559-566.

<sup>78</sup> Diese Idee wird in den verschiedenen Ansätzen über das Handeln als (kooperatives) Problemlösen oder als zweckrationale (zielgerichtete) Tätigkeit im einzelnen entwickelt. Vgl. aus dem sprachwissenschaftlichen Bereich etwa Rehbein: Komplexes Handeln; oder aus dem verhaltenspsychologischen Bereich Klix: Information und Verhalten - Kybernetische Aspekte der organismischen Informationsverarbeitung. Berlin (DDR) 1977. Gemeinsam ist allen diesen handlungstheoretischen Ansätzen, daß sie Ziele, Probleme, Aufgaben oder ähnliches setzen, um dann von hier aus rückwirkend soziales Verhalten zu sequenzieren und zu schematisieren.

Die Ordnungen sozialer Systeme lassen sich nach der spezifischen Struktur der Aufgaben sowie deren Abfolge unterscheiden. Für jede beliebige Art eines sozialen Systems muß genauer festgelegt werden, welche Aufgaben durch welche Kooperationspartner zu lösen sind. Mehr oder weniger wird hierdurch auch bestimmt, welche Art von Beiträgen möglich ist und welche nicht. Natürlich gibt es immer eine ganze Anzahl von (funktional-)äquivalenten Beiträgen, aber der Selektionsbereich lässt sich bei spezifischeren Modellen begrenzen. Aufgaben und Beiträge sind eben Strukturmerkmale von sozialen Systemen, und sie müssen je nach der Abstraktionsebene der Modelle unterschiedlich genau festgelegt werden. Das gleiche gilt auch für die anderen strukturbildenden permanenten Probleme. /47/

2.4.4.2 Die *Interaktionstheorie* beschäftigt sich mit der Frage, welche sozialen Beziehungen zwischen den Selektionszentren bestehen, und wie sie reguliert werden. Die Regulation der Sozial- oder Interaktionsbeziehungen ist eine Aufgabe, die in sozialen Systemen nicht ein für allemal in der Komplexitätsdimension gelöst werden kann, weil sich diese Beziehungen je nach den Veränderungen der Umwelt der internen Dynamik usw. wandeln. Die Definition und Regulation der Beziehung ist deshalb ein permanentes Problem in der dynamischen Dimension. Wird diese Dimension unter dem Gesichtspunkt der Interaktion betrachtet, so lassen sich die Selektionen als eine Folge von Beiträgen zur Beziehungsdefinition und zur Regulation der Nähe und Distanz auffassen. Die Selektionszentren bezeichne ich als Interaktionspartner. Sie lassen sich durch die Selbst-, Fremd- und Beziehungsdefinitionen, die zueinander in bestimmten Verhältnissen stehen, näher charakterisieren. Die Mittel, die für die Beziehungsregulierung eingesetzt werden, können im Rahmen einer Theorie der Interaktionsmedien beschrieben werden. Beziehungsdefinitionen und die Beiträge, durch die Beziehungen aufrechterhalten werden, sind Strukturelemente von sozialen Systemen, die ebenfalls entsprechend des Spezifitätsniveaus der Modelle konkretisiert werden müssen.

*Zu diesen Fragen gibt es aus soziologischer Sicht<sup>79</sup> und in der psychologischen und sozialpsychologischen Literatur zahlreiche Lösungshinweise und Klassifikationsversuche. Bekannt ist etwa die Unterscheidung zwischen symmetrischen und komplementären Interaktionsbeziehungen bei Bateson, Watzlawick und anderen. Diese Unterscheidungen sind in der Therapieforschung in vielfältiger Weise operationalisiert worden.<sup>80</sup> Devereux spricht in seinen ethnologischen Studien von ‚Routineformen der sozialen Interaktion‘ oder von ‚komplementären Mustern‘ für Reziprozitätsherstellung.<sup>81</sup> Wichtig ist bei allen diesen Ansätzen, daß die Interaktionspartner und das Verhalten der Partner einander ergänzen und sie zusammen eine Interaktionsform bilden. Man muß also die Struktur dieser Interaktionsform finden und kann erst dann die komplementären Rollen bestimmen und das Verhalten schematisieren.*

2.4.4.3 Das dritte permanente Problem in der dynamischen Dimension ist das *Kommunikationsproblem*. Unter Kommunikation in sozialen Systemen verstehe ich die Verständigung über Themen oder präziser ausgedrückt, die thematische Strukturierung von Selektionen. Strukturiert sind die Selektionen, wenn klar ist, zu welchem Thema die Selektionen einen Beitrag leisten. Themen sind so gesehen das gemeinsame rekurrente Moment von Beiträgen. Sie bleiben über mehrere Beiträge hinweg konstant. Jeder Beitrag liefert nur - wie der Stein eines Puzzles - einen Teilaspekt des Themas und kann dieses nie vollständig umreißen. Nur diejenigen Selektionen, die etwas zum Thema beitragen, sind Elemente der Kommunikationsstruktur. /48/

*Dieser Kommunikationsbegriff hat verschiedene Wurzeln. Die Teil-Ganzes- (Thema-Beitrag-)Unterscheidung läßt sich durch begriffsgeschichtliche Untersuchungen erhärten. Etymologisch führt ‚Verständigung‘ auf gotisch ‚geminjan‘ (teilgeben, mitteilen, teilnehmen), althochdeutsch ‚gideilen‘ (teilen) und ‚gimeini duan‘ (eine gerechte Verteilung, z.B. der Beute, herstellen) und schließlich im Frühneuhochdeutschen auch auf ‚gemin machen‘ (etwas ‚öffentlich bekanntmachen‘) zurück. Schließt man an diese begriffsgeschichtlichen Wurzeln an, so ist der Sinn von Kommunikation oder von Verständigung sowohl im ‚gemin machen‘ von etwas als auch im ‚aufteilen‘ von etwas Gemeinsamen (Ganzen) zu sehen. Das, was ‚gemin‘ ist, z.B. die Beute oder der Besitz der Gemeinde, gehört allen, aber auch zugleich jedem einzelnen.*

*In der phänomenologischen Schule wird unter Kommunikation (u.a.) ebenfalls die Verständigung über Themen verstanden. Thema wird dabei als der gemeinsame Aufmerksamkeitsbereich von verschiedenen Personen (Wahrnehmenden)*

<sup>79</sup> etwa Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik, S. 139, 166 ff.

<sup>80</sup> Vgl. etwa Sluzki/Beavin: Symmetrie und Komplementarität. In: Watzlawick/Weakland: Interaktion, S. 117-136; Willi: Die Zweierbeziehung. Reinbek 1975; Stierlin u.a.: Das erste Familiengespräch; Wynne: Kommunikationsstörungen und die Suche nach sinnvollen Beziehungen in Familien mit einem schizophrenen Mitglied. In: Sager/Kaplan: Handbuch der Ehe-, Familien- und Gruppentherapie. München 1973, Bd. 3, S. 761-786; oder Haley: Gemeinsamer Nenner.

<sup>81</sup> Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München o.J., S. 245, 271 ff.

definiert. Themen sind Ausschnitte von Welt, auf die die Aufmerksamkeit verschiedener Personen ‚fokussiert‘ ist.<sup>82</sup> Allerdings sind diese Ansätze in Erkenntnis- und/oder Wahrnehmungstheorien fundiert und liefern nicht ohne weiteres einen Ansatzpunkt für eigenständige Kommunikationstheorien.

Beziehungen lassen sich auch zu sprachwissenschaftlichen und psychologischen Ansätzen herstellen, die mit dem ‚topic-comment‘-Konzept arbeiten. Ich habe besonders von den Arbeiten von J. S. Bruner profitiert, für den ‚topics‘ konstitutive Elemente sozialer Einheiten („mutual-action-formats“) sind.<sup>83</sup> Innerhalb der Konversationsanalyse „ist immer noch einigermaßen unklar, was ein Thema ist, bzw. konstituiert“.<sup>84</sup> Trotzdem findet sich in den einschlägigen Analysen, z.B. der ‚topicanalysis‘ von Schegloff<sup>85</sup> viel Material für die Entwicklung eines Themenbegriffs.

Alle kommunikativen Beiträge werden den Selektionszentren zugeschrieben, und zwar entweder als Erleben oder als Handeln. Werden sie als Erleben zugeschrieben, so kann man den betreffenden Kommunikationspartner (Selektionszentrum) als Hörer bezeichnen, werden sie als Handlung zugeschrieben, als ‚Sprecher‘. Die kommunikative Struktur ist dadurch gekennzeichnet, daß jeder Beitrag sowohl als Erleben als auch als Handeln verschiedenen Selektionszentren zugeschrieben werden muß.<sup>86</sup>

Themenabfolge und die Art der Beiträge sind Strukturmerkmale der dynamischen Dimension aller sozialen Systeme. D.h. zum einen, daß die Entscheidung darüber, ob ein Ereignis ein kommunikativer Beitrag ist (und wenn ja welcher), nur systemrelativ zu treffen ist. Zum anderen wird durch diese Annahme an alle kommunikationswissenschaftlichen Modelle von sozialen Systemen die Anforderung gestellt, auf unterschiedlichem Spezifitätsniveau Aussagen über Themen und Beiträge zu machen.

Jeder kommunikative Beitrag schafft Umwelt für das soziale System in dem System. Er referiert auf Systeme oder deren Elemente in der Umwelt und repräsentiert sie in dem System. Wird die Umwelt aus dieser kommunikationstheoretischen Perspektive gesehen, so /49/ kann man sie als ‚Referenzraum‘ bezeichnen. Themen sind dann als der gemeinsame Referenzraum mehrerer Beiträge zu verstehen. Die Voraussetzungen dieser referentiellen Konzeption werden im Rahmen einer Theorie der Kommunikationsmedien im nächsten Abschnitt behandelt.

Im Rahmen einer kommunikationswissenschaftlichen Theorie sozialer Systeme ist es unabdingbar, ein Kommunikationskonzept zu entwickeln, welches nicht auf psychische Größen (bzw. deren psychologische Formulierungen) wie ‚Aufmerksamkeit‘, ‚Intention‘, ‚Wahrnehmen‘, ‚Verstehen‘ usw. oder auf andere Leistungen von Personalsystemen zurückgreift. Diese Forderung ergibt sich aus dem gesamten bisherigen Theorieaufbau: Psychische Systeme sind kein Element oder Teilsystem von Sozialsystemen, und für die Klasse der psychischen Systeme ist ein eigener Kommunikationsbegriff zu entwickeln, der genügend diskriminierungsfähig ist. Das Bezugssystem in dieser Arbeit sind soziale Systeme. Nur wenn Kommunikation oder ‚erfolgreiche Verständigung‘ als eine Leistung des Sozialsystems erscheint, ist es sinnvoll, von sozialer Kommunikation bzw. von einer Theorie sozialer Kommunikation zu sprechen.

Die Beobachtung, daß ‚Kommunikation‘ - jetzt in einem alltäglichen Sinn verstanden - nicht auf die Leistung von ‚Personen‘ reduziert werden kann, daß Themen nicht durch die Beiträge einer einzelnen Person festgelegt werden können, ist sicherlich jedem von uns aus seiner alltäglichen Erfahrung geläufig. Anschaulich beschrieben wird diese Beobachtung etwa von Gadamer: „Wir sagen zwar, daß wir ein Gespräch ‚führen‘, aber je eigentlicher das Gespräch ist, desto weniger liegt die Führung desselben in dem Willen des einen oder anderen Partners. So ist das eigentliche Gespräch niemals das, das wir führen wollten. Vielmehr ist es im allgemeinen richtiger zu sagen, daß wir in ein Gespräch geraten, wenn nicht gar, daß wir uns in ein Gespräch verwickeln. Wie da ein Wort das andere ergibt, wie ein Gespräch seine Wendungen nimmt, seinen Fortgang und seinen Ausgang findet, das mag sehr wohl eine Art Führung haben, aber in dieser Führung sind die Partner des Gesprächs weit weniger die Führenden als die Geführten. Was bei einem Gespräch ‚herauskommt‘, weiß keiner vorher. Die Verständigung oder ihr Mißlingen ist wie ein Geschehen, das sich an uns vollzogen hat.“<sup>87</sup> Das Faktum der ‚Führung‘ ist m.a.W. eine ‚soziale Tatsache‘. Die Frage, die sich im Anschluß an diese Beobachtung stellt, ist, wie dieses Faktum theoretisch zu modellieren ist. Soziale Kommunikation läßt sich modellieren, wenn man Themen und

<sup>82</sup> Vgl. etwa Gurwitsch: Das Bewußtseinsfeld. Berlin 1975, S. 260 ff.; oder als Übersicht Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns, S. 182 ff.

<sup>83</sup> Vgl. z.B. Bruner: Early Social Interaction and Language Acquisition. In: Schaffer: Studies in Mother-Infant Interaction. London/New York/San Francisco, S. 247 ff.

<sup>84</sup> Bergmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse, S. 29, hier auch weitere Literaturangaben.

<sup>85</sup> Schegloff: Notes on a Conversational Practice: Formulating Place. In: Sudnow: Studies in Social Interaction. New York, S. 96 ff.

<sup>86</sup> Die Schematisierung von Aktivitäten in ‚Erleben‘ und ‚Handeln‘ habe ich von Luhmann übernommen. Ich komme auf diese Schematisierungen in 2.5.1 zurück.

<sup>87</sup> Gadamer: Wahrheit und Methode. Tübingen 1975, S. 64.

Beiträge als Strukturelemente von sozialen Systemen auffaßt. Alle Arten von sozialen Systemen müssen dann Angaben über diese thematische Struktur - genauso wie über die Kooperationsaufgaben und die Interaktionsbeziehungen - enthalten. Werden beliebige empirische Phänomene mit diesen Modellen untersucht, so kommt man zu Aussagen darüber, inwieweit deren Themenstruktur mit jener der Modelle übereinstimmt. Kommunikation ist nach diesem kommunikationswissenschaftlichen Konzept dann sozial erfolgreich, wenn die postulierten Themen – und ggf. die genauer spezifizierten Beiträge - in der vorgesehenen Reihenfolge /50/ geabgehandelt werden (vgl. Abschnitt 3.5.2.1). Der Gewinn, den diese formale Konzeption bringt, ist die Abkopplung der Erfolgsbedingungen von Kommunikation von psychischen Größen, Annahmen über Erwartungen, Intentionen usw. Diese erfordert, um es nochmals zu betonen, die Wahl eines neuen Bezugspunktes: Ausgangspunkt der kommunikativen Analyse sind nicht ‚Personen‘, die ‚Äußerungen‘ als Mittel zur Erreichung irgendeines (kommunikativen) Ziels einsetzen, sondern soziale Themenstrukturen (einschließlich der Relation Thema - Beitrag). Diese Struktur läßt sich - und das ist ein weiterer Gewinn - so genau definieren, daß sie zu operationalisierten, intersubjektiv überprüfaren Untersuchungsstrategien anleiten kann.

*Exkurs: Erfolgsbedingungen für Kommunikation in Psychologie und Handlungstheorie*

*Die Bindung des Kommunikationsbegriffs an ‚Personen‘ ist in der pragmatischen und konversationsanalytischen Literatur (i.w.S.) üblich: Kommunikation wird als „Herstellung einer partiellen Kongruenz zwischen den kognitiven Prozessen der an der Kommunikation partizipierenden Individuen“<sup>88</sup>, als ‚Herstellung von Reziprozität‘ (vgl. Anm. 22) oder als ‚Herstellen von Einverständnis‘<sup>89</sup> über Äußerungen durch Kommunikationspartner verstanden. Die Entscheidung über den Erfolg von Kommunikation läßt sich in diesen Konzeptionen schwer operationalisieren. Habermas (ebd., S. 386f.) legt sie in das Urteil ‚kompetenter Sprecher‘ und verlagert sie damit aus der Sphäre wissenschaftlicher Urteile in den Bereich des Alltags. Es ist im Prinzip gleichgültig, ob das Urteil Dritten (Versuchspersonen) überlassen bleibt oder ob der Wissenschaftler selbst sich auf einen alltäglichen Standpunkt stellt und von hier aus einschätzt, ob die Verständigung geglückt ist. In beiden Fällen kommt die Entscheidung nicht im Rahmen eines wissenschaftlichen Konzepts zustande.*

*Auch unter einer handlungstheoretischen Perspektive ist es schwierig, ‚Verständigung‘ als eine soziale Größe zu konzeptualisieren: Handeln wird entweder als ‚Verstehen‘ (Bedeutungszuschreibung) oder als ‚Sprechen‘ (Bedeutungsmanifestation) aufgefaßt. Das Problem der Verständigung erscheint dann entweder als Problem der Koordination zwischen der Bedeutungsmanifestation von Alter und dem Verstehen von Ego oder als Problem der Koordinierung des Sprechens von Alter mit dem Sprechen von Ego. Man kann das Problem von diesem Ansatz aus also in zwei Richtungen entfalten, als Problem des Fremdverstehens oder als Problem der Koordinierung eines besonderen Typus von Handlung. Die vorliegenden Koordinierungsmodelle sind für meine Zwecke nicht formal oder im Falle der ‚Idealisierung‘ oder der ‚Konversationsmaximen‘ nicht genau genug.*

*Nimmt man den zweckrationalen Handlungsbegriff für Kommunikationstheorien in Anspruch, so wird die Unterscheidung zwischen ‚Kooperation‘ und ‚Kommunikation‘ problematisch. Außerdem kommt man in die bekannte Schwierigkeit, die Intentionen oder Zwecke der Kommunikationspartner zu ermitteln. In diese Schwierigkeit gerät auch A. Schütz in einer seiner Theorievarianten: „Kommunikation als solche beruht vor allem auf Zweckbewegungen, da derjenige, der einem anderen etwas mitteilt, zumindest die Absicht / 51 / hat, von demjenigen, an den die Mitteilung ergeht, verstanden zu werden, falls er ihn nicht gar zu einem bestimmten Verhalten bewegen will.“<sup>90</sup> Das von mir vorgestellte Modell schließt natürlich nicht aus, daß das ‚Herstellen von Konsens über etwas‘, das ‚wechselseitige Verstehen von Personen‘ usw. Ziele von sozialen Systemen sein können. Nur handelt es sich hierbei um Ziele, die in der kooperativen Struktur anzusiedeln sind. Es sind Kooperationsaufgaben, die sich unter Zugrundelegung einer Zweck-Mittel-Relation mehr oder weniger gut beschreiben lassen. Das Kommunikationsproblem bleibt hiervon unberührt.*

Die Sicherung der Aufrechterhaltung der funktionalen Beziehungen von sozialen Systemen erfordert nicht nur die permanente Behandlung von Arbeitsaufgaben und damit die Entwicklung der kooperativen Struktur, sie verlangt auch soziale Thematisierungen. Jedes soziale System muß zumindest manche Aufgaben ‚als lösbare Aufgaben‘ behandeln und sozial repräsentieren. Die reflektierten Aufgaben sind immer Kooperationsaufgaben. Reflexion und Thematisierung ist mit anderen Worten ein wesentliches Merkmal der Kooperationsstruktur.

<sup>88</sup> Ungeheuer: Sprache und Kommunikation, S. 205.

<sup>89</sup> Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns, S. 386 f.; ders: 1982b, S. 193, 392.

<sup>90</sup> Schütz: Symbol, S. 371.

Ich gehe vorläufig davon aus, daß in der dynamischen Dimension immer nur eine Struktur thematisiert wird. Die anderen beiden Probleme und Strukturen bleiben notwendig latent.<sup>91</sup> Jedes soziale System besitzt demnach in der dynamischen Dimension eine Struktur, die mehr oder weniger sozial thematisiert ist, nämlich die Kooperationsstruktur, und zwei latente Strukturen, die kommunikative und die interaktive Struktur (vgl. aber 2.5.4).

Natürlich ist es möglich, daß auch ‚Themen‘ oder ‚Interaktionsbeziehungen‘ von Elementen des Sozialsystems oder von interpenetrierenden Personalsystemen ‚thematisiert‘ werden. Deshalb ist es erforderlich, deutlich zwischen den latenten Themen und den thematisierten Themen zu unterscheiden. Werden Themen durch Beiträge thematisiert, z.B. in der Form: „Laßt uns doch einmal zum Thema unseres Gesprächs zurückkommen!“, so wird das Sozialsystem an dieser Stelle differenziert. Es wird ein Teilsystem eingerichtet, dessen Kooperationsziel die Rückführung auf ein Thema oder die Feststellung von Themen ist. Die Themen in diesen Teilsystemen sind wiederum notwendig latent. Natürlich können auch diese Themen wiederum thematisiert werden, etwa in der Form: „Du möchtest wohl mit Deinem Hinweis von einem Thema ablenken, welches Dir (als Personalsystem!) unangenehm ist!“ Aber auch hier bleibt das Thema, zu dem diese Intervention ein Beitrag ist, latent. Soll dieses Thema thematisiert werden, so werden neue Beiträge und eine neue Systemdifferenzierung erforderlich, in denen die Klärung der Themen zur Kooperationsaufgabe wird und deren Kommunikationsstruktur (und Interaktionsstruktur) notwendig latent bleiben.

Man sieht: Themen und Kommunikationsstruktur unterliegen einer latenten Selbststeuerung, die nur im Nachhinein durch die Einrichtung von speziellen sozialen Teilsystemen, deren Kooperationsziel die Reflexion von Themen ist, thematisiert werden kann. Bei jeder Thematisierung muß in Kauf genommen werden, daß die Themen der Thematisierung latent bleiben.<sup>92</sup> /52/

2.4.4.4 Die *Auswahl der drei permanenten Probleme* erfordert eine theoretische Begründung. Diese kann ich vorerst nur für das Kooperationsproblem als Umarbeitung eines Problems der Differenzierungsdimension einigermaßen befriedigend geben. Wie die anderen beiden Probleme mit Strukturmerkmalen der Komplexitätsdimension und der selbstreferentiellen Dimension zusammenhängen, vermag ich im Augenblick nicht zu sagen. Die Vermutung liegt allerdings nahe, Kommunikationserfordernisse mit Repräsentationsaufgaben (selbstreferentielle Dimension) und Interaktionsaufgaben mit Problemen der Distanzregulierung zwischen den Selektionszentren in der Komplexitätsdimension in Zusammenhang zu bringen.<sup>93</sup>

Wenn man für eine Konzeption keine theoretischen Gründe angeben kann, so ist es sinnvoll, die (biographische) Entstehungsgeschichte dieser Konzeption zu reflektieren. Es sind vor allem drei Beobachtungen, die mir die Auswahl gerade dieser drei permanenten Probleme nahegelegt haben: Ich habe bei meinen eigenen Untersuchungen von kommunikativen Phänomenen im Kindergarten, in Schulstunden, Interviews, Therapie und Balintgruppen u.a. festgestellt, daß ich immer wieder gezwungen war, die drei Perspektiven der Kooperation, Kommunikation und Interaktion einzunehmen, um die Phänomene einigermaßen plausibel zu beschreiben. Häufig konnte man das Geschehen bis zu einem bestimmten, kritischen Punkt aus einer Perspektive - z.B. unter dem Gesichtspunkt der Kooperation - beschreiben, danach erschien aber die Ereigniskette unter diesem Gesichtspunkt als unstrukturiert. Struktur erhielt sie, wenn man das Geschehen unter dem Gesichtspunkt der Interaktion, z.B. als eine Form der Beziehungsklärung, auffaßte. In den Transkriptionen von sozialen Abläufen gab es immer wieder Passagen, die zunächst weder unter interaktivem noch unter kooperativem Aspekt zu ordnen waren und deren Gliederung erst deutlich wurde, nachdem man die Themenstruktur herausgearbeitet

---

<sup>91</sup> Welche Probleme als lösbar von sozialen Systemen angenommen werden, ist eine Frage, die man im Rahmen einer Theorie der Evolution oder Konstitution sozialer Systeme behandeln kann. ‚Kristallisationspunkt‘ der Entstehung von sozialen Systemen könnten dann diejenigen Probleme sein, die jeweils als ‚lösbar‘ gelten. Sie wirken als Interdependenzunterbrecher für den sozialen Prozeß.

<sup>92</sup> Diese Begrenzung gilt für Personalsysteme in vergleichbarer Weise: Es können immer nur begrenzte Aspekte oder Problemstrukturen des Psychischen bewußt werden. Andere Strukturen bleiben notwendig ‚unbewußt‘ oder ‚vorbewußt‘. Die Kapazität für Aufmerksamkeit und Kurzzeitgedächtnis ist begrenzt.

<sup>93</sup> Luhmann siedelt das Kommunikationsproblem - zumindest in manchen Formulierungen - in der selbstreferentiellen Dimension an: „Soziale Ordnung kann nur über den Prozeßtyp produziert werden, den sie selbst ermöglicht: über Kommunikation. Denn nur Kommunikation kann Systeme mit geschlossener zirkulärer Selbstreferenz über sich hinausführen [...]. Kommunikation hat die hier geforderten Eigenschaften, weil sie anderes und sich selbst zum Thema machen und zwischen diesen beiden Thematisierungsrichtungen hin und her pendeln kann. Kommunikation ist ein notwendig reflexiver, sich selbst als Kommunikation einbeziehender Prozeß; aber sie ist dies nur, weil sie immer auch etwas anderes als sich selbst meint, immer von etwas anderem handeln muß - und sei es nur als Vorwand für Selbstdarstellung oder für Kommunikation um ihrer selbst willen.“ Luhmann: Vorbemerkungen, S. 15 f.; vgl. auch ders.: Einfache Sozialsysteme, S. 24 f.

hatte. Man sah dann in den Ereignissen eine Folge von Beiträgen zu eben diesem Thema und konnte danach in einem zweiten Durchgang versuchen, die Ereignisse auch unter den anderen Perspektiven zu untersuchen. Dabei stellte sich im Laufe der Zeit heraus, daß letztlich jedes soziale Ereignis unter allen drei Perspektiven betrachtet werden kann. Überraschend war für mich, daß es kaum Probleme bei der Koordinierung dieser drei Ansichten gab. Sequenzierungen, die etwa aus der kommunikativen Perspektive vorgenommen wurden, ließen sich auch als Sequenzen in den anderen Perspektiven identifizieren. Oft konnten Diskrepanzen zwischen den Sequenzierungen als ein Indiz dafür gewertet werden, daß irgendeine Beschreibung nicht genau genug angefertigt worden war. Darüberhinaus hat es sich empirisch als unmöglich erwiesen, ‚Themen‘ in einer intersubjektiv einigermaßen vergleichbaren Weise festzulegen, wenn nicht zugleich auch andere ‚Variablen‘, eben die Arbeitsaufgaben oder die Beziehungen, festgelegt wurden. Mehr als die drei genannten Gesichtspunkte waren andererseits für die Sicherung der Reliabilität nicht erforderlich.

Einen zweiten Gesichtspunkt entnehme ich der Fachliteratur. In den soziologischen, soziolinguistischen, pragmatischen, konversationsanalytischen und anderen Untersuchungen /53/ wird immer wieder hervorgehoben, daß soziale („kommunikative“, „sprachliche“) Ereignisse so komplex sind, daß sie nicht gut mit nur einer Perspektive oder einem Relevanzsystem zu erfassen sind. Deshalb werden mehrere Ordnungsebenen oder Untersuchungsdimensionen eingeführt, um die Phänomene zu modellieren. Dies ist zunächst einmal nur ein Indiz für die Komplexität der sozialen Phänomene. Schaut man genauer hin, so stellt man fest, daß die Perspektiven, die in den verschiedenen Arbeiten vorgeschlagen werden, letztlich doch nicht so zahlreich sind, wie es vielleicht zunächst den Anschein haben mag. Vor allem tauchen - unter freilich unterschiedlichen Namen - immer wieder diejenigen Perspektiven oder ‚Funktionen‘ auf, die ich als Kommunikation, Kooperation und Interaktion bezeichnet habe. Dies geschieht teilweise bei empirischen Analysen sogar dann, wenn diese Dimensionen - oder eine davon - von dem Autor in seinem theoretischen Vorspann gar nicht vorgesehen waren.

Ein gutes Beispiel hierfür ist die Analyse von ärztlichen Visiten, die Th. Bliesener im Anschluß an sprechakttheoretische und konversationsanalytische Arbeiten vorgenommen hat. Zunächst sequenziert er eine Visite unter der Perspektive der Illokution und gelangt so zu sieben ‚Ereignissen‘. Um weiter analysieren zu können, ermittelt er die Themen, die in den einzelnen Ereignissen angesprochen werden, und ordnet beide Analyseergebnisse in einer Tabelle zusammen. Für diese Beschreibung unter ‚kommunikativem‘ Gesichtswinkel gibt er keine theoretische oder methodische Begründung. Die Tatsache dieser ‚thematischen‘ Analyse wird nicht einmal im Text erwähnt, sondern man kann sie nur aus der Tabelle erschließen: „Man erkennt nun [sic! durch den Blick auf die Themenfolge in der Tabelle!], daß die Ärztin ihre Äußerung zwar nicht gerade zwingend auswählte und anordnete, aber auch nicht einfach willkürlich.“<sup>94</sup> Die Ermittlung der Themenstruktur ist eine Voraussetzung für die weitere Analyse der ‚Visiten‘. Sie gibt nämlich Hinweise auf die ‚außerkommunikativen Zwecke‘, denen die Visite dient. Unter diesem Gesichtspunkt - in meinen Worten der ‚Kooperation‘ - wird anschließend die Visite noch einmal betrachtet und beschrieben. Schließlich weist Bliesener bei der Diskussion der Ergebnisse seiner Untersuchung auf den ‚Interessenkonflikt zwischen Ärztin und Patientin‘ hin und gibt dabei in diesem Teil noch eine Beschreibung unter dem Gesichtspunkt der ‚Interaktion‘. (Ebd., S. 174 ff.)

#### *Exkurs: Abgrenzungsprobleme zwischen Kommunikation, Kooperation und Interaktion*

*Bemerkenswert scheint mir auch, daß die Bezeichnungen ‚Interaktion‘, ‚Kooperation‘ und ‚Kommunikation‘ häufig synonym verwendet werden. Dabei kann der in den einzelnen Arbeiten jeweils benutzte Ausdruck sowohl die ‚Koordination von Aktivitäten/Lösen von Aufgaben‘ als auch die ‚Herstellung und Regulation von Beziehungen‘ und die ‚Verständigung über Themen oder Sachverhalte‘ bezeichnen. Oft wechselt die Bedeutung des Aus- /54/ drucks auch in einer Untersuchung. Habermas hat beispielsweise schon frühzeitig die beiden zuletzt genannten Ebenen in seinen Arbeiten berücksichtigt: „Eine Verständigung kommt nicht zustande, wenn nicht mindestens zwei Subjekte gleichzeitig beide Ebenen betreten: a) die Ebenen der Intersubjektivität [Interaktion], auf der die Sprecher/Hörer miteinander sprechen und b) die Ebene der Gegenstände, über die sie sich verständigen [Kommunikation]“.<sup>95</sup> In seiner ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘ führt er ausführlich noch eine dritte Ebene ein, die sich im weitesten Sinne mit dem ‚Kooperationsproblem‘ vergleichen läßt: „Der*

<sup>94</sup> Bliesener: Erzählen unerwünscht. Erzählversuche von Patienten in der Visite. In: Ehlich: Erzählen im Alltag, S. 158.

<sup>95</sup> Habermas: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Habermas/Luhmann: Theorie der Gesellschaft, S. 105.

Begriff des kommunikativen Handelns schneidet aus der Situationsbewältigung vor allem zwei Aspekte heraus: den teleologischen Aspekt der Verwirklichung von Zwecken oder der Durchführung eines Handlungsplans [Kooperation] und den kommunikativen Aspekt der Auslegung der Situation und der Erzielung eines Einverständnisses.“ (Ebd., S. 193)

Ungeheuer versteht unter ‚Kommunikation‘ manchmal eine Spielart von ‚Kooperation‘: „Zwischenmenschliche Kommunikation ist Gemeinschaftshandlung zwischen Individuen gerichtet auf ein Handlungsziel.“ (Sprache und Kommunikation, S. 204) Ein andermal hebt er die gegenseitige Steuerung und Beeinflussung der Individuen, also den interaktiven Aspekt, als Leistung der ‚Kommunikation‘ hervor. (Ebd., S. 35) Die Klärung des ‚gegenseitigen Verständnisses‘, also des wechselseitigen Verstehens der Personen und ihrer Beziehungen, wird zum Ziel der ‚Kooperation‘ oder - an anderer Stelle - der ‚Kommunikation‘. (Ebd.) Kallmeyer/Schütze unterscheiden zwischen ‚Handlungsschemata‘, die wesentlich ‚kooperativ‘ bestimmt werden, ‚Gesprächsschemata‘, die wesentlich ‚interaktiv‘ bestimmt werden, und ‚Sachverhaltsdarstellungsschemata‘, die hauptsächlich durch ihre thematische Struktur expliziert werden. (Diess.: Zur Konstitution von Kommunikationsschemata)

Uta Quasthoff unterscheidet zwischen ‚interaktiven‘ Funktionen von Erzählungen und ‚kommunikativen‘ Funktionen, wobei letztere „in der Hauptsache auf dem Inhalt der erzählten Geschichte beruht“<sup>96</sup>. Ausführlich diskutiert Posner<sup>97</sup> die verschiedenen Versuche, zwischen ‚Kommunikation‘ und ‚Interaktion‘ zu unterscheiden, die in der semiotischen Literatur gemacht werden.

Watzlawick und Beavin beginnen eine Darstellung ihrer Kommunikationstheorie folgendermaßen: „Der vorliegende Beitrag beschreibt eine Methode zur Erfassung menschlicher Interaktion, die davon ausgeht, daß Kommunikation synonym ist mit dem, was bei solchen Interaktionen beobachtbar ist. D.h., Kommunikation wird nicht einfach als Vehikel oder Manifestation, sondern als eine brauchbare Konzeption dessen aufgefaßt, was sonst oft ungenau unter der Rubrik ‚Interaktion‘ zusammengefasst wird.“<sup>98</sup>

Überhaupt lassen sich gerade aus der ‚kommunikativ‘ orientierten Therapieforchung und insbesondere aus der Schizophrenieforschung zahlreiche Belege für die empirische Fruchtbarkeit der Unterscheidung dieser drei Aspekte anführen. Am bekanntesten ist zweifellos die Unterscheidung zwischen ‚Inhalts- und Beziehungsaspekten‘ in den Arbeiten von Watzlawick. Andere Autoren, z.B. Wynne, kritisieren die Beschränkung auf zwei Aspekte und fordern die Berücksichtigung von ‚Aufgaben‘ als einer dritten Perspektive:

„Bei meinen Ausführungen stütze ich mich auf eine ganz spezielle Vorstellung von Kommunikationsprozeß, die hier nur schematisch wiedergegeben werden kann. Meiner Ansicht / 55/ nach sind hauptsächlich drei Ebenen von Bedeutung: 1. Die eigentliche Botschaft (‚message‘) bzw. ihr zentraler Inhalt (‚focal content‘), dem von beiden Seiten Aufmerksamkeit geschenkt wird; 2. die sich im Kommunikationsprozeß für die Beteiligten stellenden Aufgaben (‚task‘ bzw. Probleme); 3. die mehr oder weniger dauerhaften interpersonellen Beziehungen (‚relationship‘) zwischen ihnen, die sowohl für die Botschaft als auch für die ‚Übermittlungsaufgabe‘ den Kontext abgeben, zugleich aber auch ein unlösbarer Bestandteil des gesamten Kommunikationsprozesses sind.“ (Wynne: Kommunikationsstörungen, S. 763, vgl. auch S. 781 und S. 783)

Die synonyme Verwendung der Ausdrücke ‚Kommunikation‘, ‚Interaktion‘ und ‚Kooperation‘ werte ich sowohl als ein Indiz für die enge Beziehung zwischen diesen drei abgrenzbaren Phänomenbereichen als auch als ein Argument für die Begrenzung auf eben nur diese drei Aspekte.

Ein drittes Motiv für die Annahme der drei permanenten Probleme ergibt sich aus ihrem zirkulären Zusammenhang. Nimmt man einmal eines dieser Probleme an, so scheint die Berücksichtigung der anderen kaum mehr vermeidbar: Gemeinsame Themen sind nicht ohne die Herstellung von Beziehungen zu erreichen, und wenn eine Verständigung stattfindet, so gibt es auch kooperative Aufgaben. Man kann bei jedem beliebigen permanenten Problem des Sozialsystems anfangen und zeigen, daß immer ein Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit entsteht: Gemeinsames Handeln setzt die Verständigung voraus, die Verständigung setzt die Herstellung von Beziehungen voraus; um Beziehungen herzustellen, muß man sich verständigen, und dies wiederum setzt gemeinsames Handeln voraus usw.

2.4.4.5 Die Integration der drei Strukturen der dynamischen Dimension (Kooperation, Kommunikation, Interaktion) bringt erhebliche modelltheoretische Schwierigkeiten mit sich - sowohl was die logischen Beziehungen dieser Theoriekomponenten als auch die Anschaulichkeit angeht. Wir haben gleichsam eine Dimension mit drei Beschreibungen oder Strukturen vor uns.

Zunächst habe ich - im Einklang mit den Traditionen der analytischen Wissenschaftstheorie - versucht, eine Metaperspektive zu finden, unter der man alle drei Beschreibungen als Teile subsumieren oder integrieren kann. Aber alle Versuche, zu einer übergeordneten Systematik zu kommen, haben zu keinem für mich befriedigenden Ergebnis geführt. Erst danach habe ich einen vollständig anderen Weg

<sup>96</sup> Quasthoff: Eine interaktive Funktion von Erzählungen. In: Soeffner: Interpretative Verfahren, S. 105.

<sup>97</sup> Posner: Nonverbale Zeichen in öffentlicher Kommunikation. In: Zeitschrift für Semiotik, 7/3, 1985, S. 235-271.

<sup>98</sup> Watzlawick/Beavin: Einige formale Aspekte der Kommunikation. In: Watzlawick/Weakland: Interaktion, S. 95.

einschlagen: Anstatt weiter nach einer übergeordneten Perspektive zu suchen, stellte ich mir die Selektionen in der dynamischen Dimension (soziale Ereignisse) als Körper vor, um die man gleichsam herumgehen und mehrere Standpunkte und Perspektiven einnehmen muß, wenn man sie kennenlernen und beschreiben will. Diese Vorstellung hat zudem den Vorzug, daß sie erklärt, warum man keine Metaperspektive finden kann: Es ist kein einziger Standpunkt denkbar, von dem aus der Körper zu übersehen wäre. Man muß schon seinen zunächst gewählten Standpunkt verlassen, wenn man die Rückseite des Körpers betrachten möchte. Wenn man nun unterstellt, daß drei unterschiedliche Standpunkte und Perspektiven für eine hinreichende Beschreibung genug sind, so kommt man zu der Vorstellung eines Schnittkörpers dreier gleichvolumiger Körper. Seine drei Seiten sind: Kommunikation, Interaktion und Kooperation. Die kommunikative Seite des Körpers zeigt sich dem Betrachter, wenn er die Ereignisse unter der Perspektive der Verständigung über Themen betrachtet. Die interaktive Seite zeigt sich, wenn die Ereignisse unter der Perspektive der Herstellung und Aufrechterhaltung von sozialen Beziehungen betrachtet werden. Die Kooperative zeigt sich, wenn die Ereignisse unter dem Gesichtspunkt der Lösung sozialer Aufgaben gesehen werden. Das Modell des sozialen Ereignisses, welches entsteht, wenn diese drei Ansichten zu dem Schnittkörper zusammengesetzt werden, bezeichne ich als ‚sozialkommunikativen Körper‘.

Die Idee, die Selektionen in der dynamischen Dimension als sozialkommunikative Körper aufzufassen, bildet einen Eckpfeiler meiner kommunikationswissenschaftlichen Vorstellungen. Sie ermöglicht es, die drei Strukturtheorien zu integrieren: Als Integrationspunkt dient die einzelne Selektion. Nur diejenigen Ereignisse gelten als Elemente der dynamischen Dimension, die sich unter allen drei Gesichtspunkten strukturieren lassen. Sie müssen also sowohl einen Beitrag zur Lösung der kooperativen Arbeitsaufgaben wie auch zur Herstellung von Beziehungen und zur Verständigung über Themen leisten. Diese Definition hebt zugleich die Spezifik der dynamischen Dimension der Klasse der sozialen Systeme gegenüber anderen Klassen hervor. Eine Ausdifferenzierung der Themen, Kooperationsaufgaben und Beziehungen ermöglicht weiterhin die Unterscheidung von unterschiedlichen Ordnungen von sozialen Systemen. Mit dem Konzept sozialkommunikativer Körper können Modelle von sozialen Prozessen gebildet werden, die eine enorme Komplexitäts- und Informationsfülle erfassen und trotzdem einfach und übersichtlich bleiben.

*Die Idee, soziale Ereignisse als Körper aufzufassen, ist keineswegs neu. Eine Grundregel der soziologischen Methode von Durkheim lautet, soziale Phänomene ‚als Dinge‘ zu betrachten, denen sich der Forscher ‚von außen‘ nähert und die er ‚betrachten‘ kann. Versucht man genaueres über seine Modellvorstellung von den sozialen Phänomenen zu erfahren, so fallen zuerst die Analogien zu natürlichen Gegenständen und zu materiellen Körpern auf. Beispielsweise spricht Durkheim davon, daß soziale Phänomene eine ‚körperhafte Gestalt, wahrnehmbare ihnen eigene Formen annehmen und eine Realität sui generis‘ bilden. (Regeln, S. 109) Oft zieht er Parallelen zur Biologie: ‚Jede soziologische Erscheinung ist wie übrigens jede biologische Erscheinung imstande, je nach den Umständen verschiedene Formen anzunehmen [...]. (Ebd., S. 147) Und schließlich bezeichnet er die soziale Morphologie als einen ‚Weg zum eigentlich erklärenden Teil‘ der Soziologie. (Ebd., S. 176; Hervorhebung von mir; vgl. a. S. 194) Soweit ich sehe, bleiben aber diese Modellvorstellungen von den sozialen Phänomenen als körperhafte Gestalten mit je eigenen Formen bei Durkheim im Bereich einer eher alltagsweltlichen, vergleichenden Redeweise. Sie werden nicht zu einer präzisen Modellvorstellung entwickelt, die Anleitung für empirische Untersuchungen geben kann. Dies liegt meines Erachtens nicht zuletzt daran, daß Durkheim keine zureichende Unterscheidung zwischen sozialen Phänomenen als Untersuchungstotalität und deren Elementen vornimmt.<sup>99</sup> Nun sind soziale /57/ Phänomene wie etwa ‚Schulstunden‘ oder ‚Therapiesitzungen‘ so komplizierte Erscheinungen, daß es kaum mehr möglich ist, sie sich irgendwie anschaulich als ‚körperhafte‘ Dinge vorzustellen, wenn man dabei das Bild von natürlichen Gegenständen wie etwa Pflanzen oder Tieren im Hinterkopf hat. Es ist deshalb auch nur verständlich, daß Durkheim, wenn er in diesem Sinne von sozialen Phänomenen sprach, immer wieder auch die ‚extreme Unkörperlichkeit‘ hervorgehoben hat, die es erschwere, ihren Dingcharakter einzusehen. (Regeln, S. 177) Diese widersprüchlichen Formulierungen über den Dingcharakter sozialer Phänomene lassen sich auflösen, wenn man annimmt, daß von unterschiedlichen Referenten die Rede ist. Soziale Phänomene lassen sich in Ereignisse zerlegen: In einer Schulstunde laufen etwa vom ‚Eröffnen der Stunde durch den Lehrer‘ bis zum ‚Beenden des Unterrichts‘ nacheinander zahlreiche Ereignisse ab.*

<sup>99</sup> Diese Differenzierung zwischen den sozialen Phänomenen und ihren Elementen ist bei Durkheim zwar nicht explizit ausgeführt, aber sie deutet sich in zahlreichen Redewendungen, vor allem der Unterscheidung zwischen ‚Tatsachen‘ (‚fait‘) und ‚phenomène‘ an. Vermutlich entspringt diese Unterscheidung nicht nur dem Bedürfnis, verschiedene Abstraktionsebenen anzudeuten - worauf der Herausgeber der ‚Regeln‘, K. König, hinweist (vgl. Anm. 13 auf S. 38) - sondern auch dem Bedürfnis nach einer Unterscheidung zwischen Elementen (Teilen) und dem Ganzen: soziale ‚phenomènes‘ bestehen aus mehreren ‚faits‘.

*Diese Elementarereignisse lassen sich mit einer gewissen Berechtigung im Durkheimschen Sinne als körperhafte Gebilde vorstellen, nicht zuletzt, weil man bei ihnen keine zeitliche Dimension mehr berücksichtigen muß.*

*In meinem kommunikationswissenschaftlichen Modell habe ich vorgeschlagen, diese sozialen Ereignisse (sofern sie als Elemente der dynamischen Dimension identifiziert sind) als Körper aufzufassen und die morphologische Struktur dieser Elemente mit dem Konzept der sozialkommunikativen Körper zu erfassen.*

Das Modell sozialkommunikativer Körper ist eine Antwort auf die Frage: „Wie kann man soziale Phänomene kommunikationswissenschaftlich modellieren und dabei ihre Komplexität weitestgehend erhalten?“ Auf die Vorteile von körperhaften Modellen im allgemeinen gehe ich in 3.1 ausführlicher ein. Drei Vorzüge des Konzepts der sozialkommunikativen Körper sollen abschließend hervorgehoben werden:

- Das Körpermodell steht einer klaren Scheidung zwischen denjenigen Phänomenen, die als Kommunikation oder als Kooperation oder als Interaktion angesprochen werden sollen, nicht im Wege. Eine solche klare Unterscheidung ist in der pragmatischen und konversationsanalytischen Literatur bislang nur völlig unzureichend vorgenommen.
- Das Körpermodell erklärt den zirkulären Zusammenhang zwischen Kommunikation, Interaktion und Kooperation und macht einen Streit um eine Hierarchie zwischen diesen Kategorien überflüssig: Verständigung, gemeinsames Aufgabenlösen und das Herstellen von Beziehungen sind drei Seiten derselben Sache. Es ist sinnlos, zu behaupten, die eine Seite hänge kausal, final oder wie auch immer von der anderen ab.
- Das Körpermodell ist heuristisch, fruchtbar und operationalisierbar. Standpunkte und Perspektiven, die bei der Beschreibung bzw. der Kodierung von empirischen Phänomenen eingenommen werden, lassen sich klar ausbuchstabieren. Beschreibungen aus den unterschiedlichen Perspektiven können sich wechselseitig korrigieren, und die Ergebnisse der Beschreibung einer Seite zum Auffinden von relevanten Stellen auf den anderen Seiten benutzt werden. /58/

Eine genauere Ausbildung dieser Strukturtheorien ist vor allem für die Abstraktionsebene der Ordnungen von Sozialsystemen erforderlich. An dieser Stelle werde ich auch auf den Zusammenhang der sozialkommunikativen Körper in der dynamischen Dimension näher eingehen.

Die Vorstellungen über die Strukturen der dynamischen Dimension und die Morphologie ihrer Elemente sind entschieden weiter entwickelt als die Vorstellungen über die entsprechenden Strukturen und Elemente der anderen Dimensionen. Dieses Ungleichgewicht in der Darstellung muß beim gegenwärtigen Entwicklungsstand der Modellbildung in Kauf genommen werden. Ich vermute, daß sich auch die anderen Dimensionen durch körperhafte Modelle präzisieren lassen. Die Selektionen und Selektionszentren in der Komplexitätsdimension kann man sich als körperhafte Gebilde mit unterschiedlicher Morphologie vorstellen, die zueinander in räumlichen Beziehungen stehen. In der Differenzierungsdimension wurde das soziale System als Ganzes als Körper mit einer bestimmten ‚Spitze‘ beschrieben, an die andere Systeme ankoppeln. Dieser Körper kann sich an andere Körper ‚anlehnen‘, von ihnen beschädigt werden usw. Am schwierigsten sind vielleicht anschauliche Vorstellungen über die Struktur der selbstreferentiellen Dimension zu entwickeln. Auch hier müssen Elemente und Beziehungen irgendwie ‚räumlich‘ gedacht werden. Am leichtesten kann man sich ‚Repräsentationen‘ noch als (Wider-)Spiegelungen anschaulich vorstellen: Strukturen des gesamten Systems oder von Nachbarelementen spiegeln sich in den Elementen wie in einer Glaskugel. Die Glaskugel hat auf diese Weise auch die Strukturen des Systems oder zumindest von Teilen desselben in sich gespiegelt, holographisch repräsentiert. Alle Elemente reflektieren die einfallenden Bilder, werfen sie wieder in das System zurück. Unter bestimmten inneren Aggregatzuständen können einfallende Strahlen gebündelt und in einer Weise verstärkt und zurückgeworfen werden, daß bestimmte Stellen in dem System mehr erleuchtet (fokussiert) werden, als dies üblicherweise der Fall ist. In dieser Weise beleuchtet werden z.B. immer die Kooperativitätsstrukturen in der dynamischen Dimension.<sup>100</sup>

## 2.4.5 Medientheorien

---

<sup>100</sup> Auf das Spiegelungskonzept komme ich in Abschnitt 2.7 zurück.

Medientheorien eröffnen die Möglichkeit, Voraussetzungen, die im Rahmen der Systemtheorien gemacht, aber nicht expliziert werden, nachträglich in den Theorieaufbau zu integrieren. Sie steigern insofern die Menge an Informationen, die in kommunikationswissenschaftlichen Modellen systematisch zu erfassen sind.

Der Ansatzpunkt für Medientheorien ist die Selektion. Selektionen sind die ‚Letztelemente‘ der Theorien sozialer, psychischer und anderer Systeme. Entsprechend sind die theoretischen Annahmen über Strukturelemente dieser Elemente die ‚einfachsten‘ Annahmen, die noch im Rahmen dieser Systemtheorie zu entwickeln sind. In den Theorien über die Strukturen der dynamischen Dimension der Klasse der sozialen Systeme lassen sich /59/ beispielsweise lediglich Aussagen über die Struktur der Beiträge zu Themen, zur Lösung von Aufgaben und zur Definition von Beziehungen machen. Bei der Charakterisierung der Merkmale der Beiträge bleiben die Strukturtheorien als Bezugspunkt erhalten. Es ist nicht sinnvoll, die Theorie der Elemente von sozialen Systemen noch komplexer anzusetzen. Andererseits sind die Erscheinungen, die wir in der alltäglichen Einstellung als einen ‚Gesprächsbeitrag‘ oder eine ‚Äußerung‘ bezeichnen, so kompliziert, daß eine Modellierung als ‚Selektion‘ unbefriedigend bleibt. Beispielsweise sind die ‚sprachlichen‘ Voraussetzungen von ‚Äußerungen‘ in dem Modell bislang noch gar nicht erfaßt. Das gleiche gilt auch für die ‚Werkzeuge‘, mit denen Aktivitäten ausgeführt werden.

Derartige zusätzliche Informationen über Beiträge zu Themen, zum Lösen von Arbeitsaufgaben und zur Klärung von Beziehungen können in Medientheorien modelliert werden. Man geht davon aus, daß jede Selektion in Systemen Medien zur Voraussetzung hat. Diese Voraussetzungen lassen sich analysieren und in Typen ordnen. Jeder dieser Voraussetzungstypen wird in einer speziellen Medientheorie beschrieben. Der Zusammenhang zwischen den Medientheorien und den Theorien über die Strukturen der Dimensionen des Systems wird durch das Konzept der ‚Selektionsverstärkung‘ hergestellt: Medien werden als ‚Verstärker‘ der Selektionen - also der kleinsten Elemente des Systems - aufgefaßt.

*Der Begriff der Kommunikationsmedien wird hier nicht im Sinne der ‚symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien‘ von N. Luhmann verwendet. (Vgl. ders.: Die Unwahrscheinlichkeit; ders.: Einführende Bemerkungen) Zwar sind diese Kommunikationsmedien wie z.B. ‚Wahrheit‘ auch ‚Selektionsverstärker‘ (ebd., S. 94), aber der ‚Selektionsbegriff‘ ist in der soziologischen Theorie Luhmanns anders angesetzt, und insofern ergeben sich auch andere ‚Verstärkungseffekte‘. Die Notwendigkeit der Annahme von ‚Medien‘ als Selektionsverstärker ergibt sich bei Luhmann aus dem Konzept der doppelten Kontingenz von kommunikativer und anderer Interaktion. Sie dienen der ‚Sicherstellung der Abnahme von Kommunikation‘, der ‚Übernahme der Selektion als Prämisse weiteren Handelns und Erlebens‘. (Ebd., S. 172 f.; vgl. a. ders.: Systemtheoretische Argumentationen, S. 345) Man muß generell sagen, daß die Beziehung zwischen Systemtheorie und Medientheorie theoretisch nicht befriedigend geklärt ist.*

Man kann aber vielleicht zwei Analogien zur Veranschaulichung heranziehen: So wie für jedes System andere Systeme Voraussetzungen sind, sind für jede Selektion (als Elemente von Systemen) die Medien Voraussetzung. So wie das System bestimmte Leistungen für andere Systeme erbringen muß, um Anschlußselektivität sicherzustellen, müssen die Medien bestimmte Leistungen erbringen, um die Selektionen zu verstärken. Die Existenz einer Leistungsbeziehung zwischen Selektion und Medium wird in einem ähnlichen Sinne vorausgesetzt wie die funktionale Beziehung zwischen den Systemen. Zweitens kann man sich das Konzept der Selektionsverstärkung am Beispiel des ‚werkzeuggebrauchenden Handelns‘ veranschaulichen: So wie ein Werkzeug Handlungen ‚verstärkt‘, so verstärken Medien Selektionen. Hat man ein bestimmtes Modell /60/ einer Handlung, z.B. von ‚Schlagen‘ oder ‚Sehen‘, so kann man den ‚Hammer‘ bzw. das ‚Mikroskop‘ als Verstärkung des Schlagens bzw. der Sehleistung auffassen. Selektionsverstärkung setzt immer adäquaten Werkzeuggebrauch voraus. Wird etwa der Hammer unsachgemäß geführt, so findet keine Handlungsverstärkung statt; kann man das Mikroskop nicht richtig justieren, so verbessert sich die Sehleistung nicht. Nicht adäquat eingesetzte Werkzeuge sind insofern keine Leistungsverstärker, sondern Störgrößen, die noch einmal selektiv behandelt werden müssen. Wie freilich der Hammer adäquat zu führen und das Mikroskop zu justieren ist, läßt sich nicht im Rahmen von Handlungstheorien abklären. Hierzu bedarf es Strukturbeschreibungen der Werkzeuge. Werkzeuggebrauch läßt sich - wie dies aus Gebrauchsanweisungen deutlich abzulesen ist - erst aus solchen Strukturexplicationen der Werkzeuge ableiten.

Genauso wie Handlungs- und Werkzeugmodelle auseinanderzuhalten sind, muß man auch Systemtheorie und Medientheorie trennen. Weder lassen sich Selektionen aus Medientheorien noch Medien aus Systemtheorien ableiten. Es handelt sich um zwei eigenständige Theorien, die man eben deshalb in einem

gesonderten Verfahren zueinander in Beziehung setzen kann. Im Rahmen von Systemtheorien wird adäquater Mediengebrauch immer als unproblematisch vorausgesetzt. Aus systemtheoretischer Sicht ist nur festzuhalten, ob Medien ihre Leistung erfüllen oder nicht. Nicht festzustellen ist, wie sie diese Leistungen erfüllen. Dies genau ist eben die Aufgabe einer Medientheorie. Berücksichtigt werden müssen Medientheorien immer dann, wenn Medien ihre Leistung als Selektionsverstärker nicht erfüllen. Auf diese Bedeutung von Medientheorien komme ich noch mehrfach zu sprechen.

Ich kann bislang nur sehr allgemeine Vorstellungen über die Medien, die bei Selektionen in der *dynamischen Dimension* vorausgesetzt werden, mitteilen. Alle komplexe soziale Interaktion, Kooperation und Kommunikation setzt Selektionsverstärkung voraus. Medien, die zur Verstärkung der Interaktion dienen, sollen Interaktionsmedien heißen, Medien, die zur Verstärkung der Kooperation dienen, Kooperationsmedien, und schließlich Medien, die zur Verstärkung der Kommunikation dienen, Kommunikationsmedien.

*Vermutlich wird man bei der Formulierung einer Theorie der Kooperationsmedien an solche Varianten der Handlungstheorie anknüpfen können, die ‚Handlungen‘ als Gebrauch von ‚Instrumenten‘ (i.w.S., einschließlich Routinen, Symbole u.ä.) auffassen. Ich spreche deshalb auch von ‚Handlungen‘, wenn ich kooperative Beiträge unter medientheoretischem Gesichtspunkt betrachte. Bei der Formulierung einer Theorie der Interaktionsmedien verspreche ich mir die Unterstützung von psychologischen und sozialpsychologischen Arbeiten, die versuchen, die verschiedenen Mittel (‚Strategien‘) zu klassifizieren, die bei der Regulation und Definition von Beziehungen eingesetzt werden. Am weitesten scheinen mir hier die Untersuchungen zur Familien- und Paartherapie aus dem systemtheoretischen Paradigma fortgeschritten zu sein (vgl. etwa Stierlin u.a., Willi, Watzlawick/Weakland, /61/ Haley, Wynne, aber auch Laing u.a. und Bateson). Bei der Formulierung einer Theorie der Kommunikationsmedien greife ich auf verschiedene Konzepte zurück, die im Rahmen von ‚Referenztheorie‘ (i.w.S.) entwickelt worden sind.*

Auf die Kommunikationsmedien und die an sie anschließenden Theoriekomplexe möchte ich etwas ausführlicher eingehen. Generell kann man die Leistung von Kommunikationsmedien als Referenz umschreiben. Kommunikationsmedien referieren oder fokussieren auf Referenzräume. Werden also kommunikative Beiträge unter dem Gesichtspunkt der Medientheorie betrachtet, so lautet die Frage: Durch welche Typen von Referenz wird auf welche Typen von Referenzräumen referiert?

Ich unterscheide im Anschluß an K. Bühler zunächst grob zwischen zwei Typen der Referenz, der Deixis und dem Benennen, und zwei ganz unterschiedlichen Typen von Referenzräumen, dem Zeigfeld und dem Symbolfeld.<sup>101</sup> Sowohl die Referenztypen wie auch die Typen der Referenzräume lassen sich weiter differenzieren. Die Deixis kann ‚enaktiv‘, ‚gestisch‘ oder ‚sprachlich‘ erfolgen.<sup>102</sup> Erfolgt sie sprachlich, so sind unterschiedliche Klassen von ‚Zeigzeichen‘ zu unterscheiden.<sup>103</sup> Das Benennen - ‚naming‘ bei Bruner - erfolgt immer mit Zeichen. Es kann unterschiedlich komplex aus einem oder mehreren Zeichen zusammengesetzt sein. Auch die Typen von Referenzräumen lassen sich weiter differenzieren. Bühler unterschied schon zwischen verschiedenen Formen von ‚Phantasmen‘ und dem eigentlichen Symbolfeld.

Zwischen den Referenztypen und den Typen von Referenzräumen sind verschiedene Kombinationen möglich. Z.B. gibt es ein Referieren als ‚Benennen im Zeigfeld‘ oder auch als ‚sprachliche Deixis im Symbolfeld‘ oder als ‚Benennen im Symbolfeld‘. Natürlich müssen alle diese Kategorien weiter spezifiziert werden. Dies ist der Gegenstand einer kommunikationswissenschaftlichen Referenztheorie. Sie kann an Ergebnisse zahlreicher Disziplinen und Forschungsrichtungen anknüpfen.<sup>104</sup>

Von der Referenztheorie sind zunächst *Zeichentheorien* zu unterscheiden. In einem bestimmten Sinn kann man Zeichen, hier insbesondere ‚sprachliche‘ Zeichen, die bei bestimmten Typen der Referenz

<sup>101</sup> Bühler: Sprachtheorie, Kapitel 2 und 3, vgl. auch ders. 1928.

<sup>102</sup> Genauere Klassifikationen und Definitionsversuche können hier von den Arbeiten von J.S. Bruner profitieren. Er unterscheidet zwischen ‚linguistic‘ und ‚behavioral indicating and deixis‘ einerseits und ‚naming‘ andererseits. (Bruner: From Communication to Language - A Psychological Perspective. In: Cognition, 3, 1975, S. 273). Vgl. auch meinen Versuch, ‚Formen und Ebenen der Bedeutungsübertragung‘ zu unterscheiden. Giesecke: Instruktionssituationen, S. 59 f.

<sup>103</sup> Diese Unterscheidung muß aus den unterschiedlichen Referenzleistungen und nicht aus vorgegebenen sprachwissenschaftlichen Klassifikationen (z.B. Pronomen vs. Präpositionen vs. Interjektionen usw.) abgeleitet werden. Vgl. zu dieser Perspektive Bühlers Beschreibung des ‚empraktischen (diakritischen) Gebrauchs von Sprachzeichen‘. Bühler: 1978, S. 158 ff.

<sup>104</sup> Ich denke dabei nicht nur an semiotische Arbeiten, sondern auch an Klassifikationen aus dem Bereich der Untersuchung von ‚nonverbal communication‘ (für ‚gestische‘ und ‚enaktive‘ Referenz) sowie an die Ergebnisse der Untersuchungen über die Entstehung kindlicher Referenzleistung (z.B. Miller: 1976; Bruner: The Ontogenesis of Symbols. In: To Honor Roman Jakobson. The Hague 1966, S. 427-446; ders.: From Communication; ders.: Early Social Interaction) oder Lurin, der ‚Sprechakte‘ nach Referenzräumen ordnet (vgl. Leont'ev: Psycholinguistische Einheiten, S. 159 f.).

vorausgesetzt werden, wiederum als ‚Medien‘ auffassen. Die Theorie der Kommunikationsmedien setzt so gesehen eine Zeichentheorie voraus. Zeichen dienen aus dieser Perspektive der Verstärkung der Referenzleistung von Medien. Jede Selektion, die im Rahmen der Medientheorie als ‚referieren auf etwas‘ verstanden wird, ist im Rahmen der Zeichentheorie noch einmal danach zu befragen, in welcher Weise diese Referenzleistung ermöglicht wird. Geht man beispielsweise von einer sprachlichen Selektion aus, so wird im Rahmen der Kommunikationsanalyse gefragt, welchen Beitrag sie zu einem Thema leistet, im Rahmen der Theorie der Kommunikationsmedien, durch welchen Referenztypus sie auf welchen Typus eines Referenzraumes verweist, und im Rahmen der Zeichentheorie wird untersucht, welche Typen von Zeichen beim Referieren und beim Aufbau des Referenzraumes benutzt werden. Erst auf dem Spezifitätsniveau von Zeichen- /62/ theorien können semantische oder sprachliche ‚Bedeutungen‘ problematisiert und kommunikationswissenschaftlich behandelt werden. Erst auf dieser Ebene wird ein direkter Anschluß an die Theorien und Ergebnisse der Sprachwissenschaft, die sich in einer Theorie sprachlicher Zeichen und ihrer Verwendung fundiert, möglich.

Ich nehme an, daß es ‚Normalformen‘ vollständiger Sätze im synsemantischen (Symbol-)Feld gibt. Jeder Sprachteilnehmer hat Vorstellungen von vollständigen und sogar von ‚richtigen‘ Sätzen, kennt die Bedeutung von ‚Worten‘ und ist auch in der Lage, diese Vorstellungen in einem hohen Maße zu explizieren. Dieser Sachverhalt ist unwahrscheinlich und nicht zufällig. Vielmehr muß man annehmen, daß die Entstehung der Standardsprache in Deutschland - und das war zunächst Schriftsprache - ein Prozeß der bewußten Auswahl und Regelung grammatikalischer Formen und lexikalischer Bedeutungen gewesen ist. Diese Auswahl ist nicht nur reflektiert, sondern die Reflektionsergebnisse sind in Grammatiken und Wörterbüchern kodifiziert worden. Im Laufe der Zeit sind die Normalformen vollständiger Sätze und die üblichen Wortbedeutungen normativ gewendet: Sie wurden - und werden - in der Schule möglichst jedem Sprachteilnehmer beigebracht, wirken als soziales Selektionskriterium und liegen insofern auch dem Sprachbewußtsein und der Sprachverwendung in zahlreichen sozialen Zusammenhängen zugrunde. Diese Tatsache ist empirisch einfach zu belegen: Sprecher identifizieren eigene oder fremde Äußerungen als ‚falsch‘, sie bemängeln ‚inkorrekte‘, unvollständige Ausdrucksweisen. Sie geben damit auch zu verstehen, daß ihre Ideale beim Sprechen in diesen Situationen andere sind: nämlich eben ‚vollständige‘ Sätze. Ist die Plazierung von Ausdrücken fraglich, so werden Autoritäten, z.B. der ‚Duden‘, als Entscheidungshilfe herangezogen.

Aus diesen Gründen scheint es mir sinnvoll, bei der Untersuchung der Zeichenstruktur von Ereignissen weitgehend die Regeln der traditionellen deskriptiven Grammatik, wie sie in der Schule gelernt wird, zu verwenden und entsprechend die Ereignisse (Äußerungen) zu sequenzieren und Urteile über ihre Vollständigkeit, Korrektheit usw. zu geben. Prinzipiell ist es natürlich auch möglich, andere Grammatiktheorien zu verwenden.

Man muß bei diesen Überlegungen aber im Auge behalten, daß sich die traditionellen Grammatiken und damit auch die entsprechenden Normierungen nur auf das Symbolfeld und nicht auf die Sprachverwendung im Zeigfeld beziehen. Den Verfassern von ‚Konversationslexika‘ und Grammatiken im 19. Jahrhundert war diese Beschränkung des Anwendungsbereichs ihrer Deskriptionen noch durchaus bewußt. Welche Ordnungsstrukturen die Zeichenverwendung im Zeigfeld besitzt, ist noch weitgehend unklar, wie die Diskussionen um die Grammatik der ‚gesprochenen Sprache‘ und um die ‚deiktische Sprachverwendung‘ zeigt.<sup>105</sup> Ebenso schwierig dürfte die Entscheidung zu operationalisieren sein, wann von einer Sprachverwendung im Symbolfeld und wann von einer solchen im Zeigfeld zu sprechen ist. /63/

Auf den anderen Theorieebenen wurde immer vorausgesetzt, daß die Bedeutung der kommunikativen (kooperativen, interaktiven) Medien bekannt und unproblematisch ist. Natürlich weiß man, daß die Verständigung über Themen die Möglichkeit zur Referenz voraussetzt, und diese wiederum auf dem Zeichengebrauch in der einen oder anderen Form basiert. Solange diese Voraussetzungen gegeben sind, die Medien und die Zeichen adäquat verwendet werden, ist eine Berücksichtigung der Medientheorie und der Zeichentheorie nicht erforderlich. Nun sind aber diese Voraussetzungen manchmal nicht gegeben. Es

---

<sup>105</sup> Vgl. zur historischen Herleitung der unterschiedlichen Ordnungsstrukturen der Zeichenverwendung Giesecke: Schriftsprache als Entwicklungsfaktor, hier vor allem S. 271 ff.; Sandig: Schriftsprachliche Norm und die Beschreibung und Beurteilung spontan gesprochener Sprache. In: Presch/Gloy: Sprachnormen. Bad Cannstadt, Bd. 2, S. 98; Gross: Ist die Sozialwissenschaft eine Textwissenschaft? In: Winkler: Methoden der Analyse, S. 143-159; Schlieben-Lange: Traditionen des Sprechens - Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart/Köln/Mainz 1983.

kommt zu Krisen der Verständigung. Um diese Krise theoretisch angemessen zu erfassen, ist ein abgestufter Theorieaufbau erforderlich, der es ermöglicht, die unterschiedlichen Ebenen, auf denen Kommunikation gestört sein kann, auseinanderzuhalten. Dies geschieht dadurch, daß drei verschiedene Theorien entwickelt werden, die klar voneinander abgegrenzt bleiben.

#### *Exkurs: Sprachleistung vs. kommunikative Leistungen*

*Im Rahmen der Theorie sozialer Systeme gibt es nur Bedeutungen von Systemstrukturen und von Elementen. Natürlich kann bei der Analyse von sozialen Systemen auch die Bedeutung von einzelnen ‚Zeichen‘ problematisch werden. Diese Problematik läßt sich aber nicht unter Rekurs auf System- oder Kommunikationstheorien behandeln, sondern nur durch Rückgriff auf andere Theorien oder das Alltagswissen. Dieser Unterschied zwischen Kommunikationstheorie oder einer Theorie der Konstitution sozialer Wirklichkeit einerseits und Zeichen- bzw. Symboltheorien andererseits wird mir bei Schütz im Symbolischen Interaktionismus und in deren Gefolge auch in vielen konversationsanalytischen Ansätzen nicht strikt genug markiert. Wenn Schütz etwa formuliert, daß ‚Kommunikation voraussetzt, daß die Deutungsschemata, die der Mitteilende und der Deutende an die Zeichen der Mitteilung ansetzen, im wesentlichen übereinstimmen‘, dann überfrachtet er damit für meine Begriffe die Kommunikationstheorie.<sup>106</sup> Im Rahmen einer Kommunikationstheorie könnte man bestenfalls fordern, daß die Deutungsschemata bezüglich kommunikativer Ereignisse übereinstimmen. Die Konstitution von Zeichen- oder Symbolbedeutungen kann nicht in einem Atemzug mit der Bildung kommunikativer Strukturen behandelt werden. Dies geschieht auch, wenn etwa W. Kallmeyer und F. Schütze ‚Kommunikation‘ als ‚symbolische Interaktion mit Hilfe des Mediums Sprache‘ definieren. (Vgl. Kallmeyer/Schütze: Konversationsanalyse, S. 94)*

*Ein Diskussionspunkt in der sogenannten Habermas/Luhmann-Debatte war die Frage, wie Sprachleistungen einerseits und Leistungen des Sozialsystems andererseits zu trennen sind. Luhmann betonte hier, daß „gerade im Interesse einer präzisen Erfassung der besonderen Leistung von Sprache [...] man eine solche Zusammenfassung von Systemleistungen und Sprachleistungen vermeiden“ müßte. (Luhmann: Systemtheoretische Argumentationen, S. 338) „Das Gelingen einer Diskussion kann, unter welchen Kriterien und Anspruchsniveaus auch immer, nicht allein auf Logik, Semantik oder Sprache zurückgeführt werden. Die Bedingungen dafür lassen sich deshalb in einem Begriff der ‚kommunikativen Kompetenz‘ nicht vollständig zusammenfassen [...]. /64/ Sprache leistet eine immense Steigerung der bestimmbareren Komplexität gerade dadurch, daß sie eine Spezialstruktur ist, die bestimmte Funktionen nicht erfüllt, vor allem nicht die Funktion der Motivationsannahme von Mitteilung.“ (Ebd., S. 338f.)*

*Die Notwendigkeit eines abgestuften Theorieaufbaus für die Erfassung sozialer Kommunikation ist schon von Ungeheuer in mehreren Aufsätzen begründet worden. (Vgl. Ungeheuer: Sprache und Kommunikation). Dabei plädiert er für eine scharfe Trennung zwischen sprachwissenschaftlichen und kommunikationswissenschaftlichen Ansätzen: „Man kann jedoch zu keiner befriedigenden Kommunikationstheorie kommen, wenn der Blick immer nur auf Sprache gerichtet ist.“<sup>107</sup> Ansätze zu einer Trennung in diesem Sinn finden sich im Werk von K. Bühler. Zumindest hat er die Notwendigkeit einer Differenzierung zwischen Kommunikationstheorie und einer Theorie der Kommunikationsmedien deutlich gespürt und diese meines Erachtens durch die Unterscheidung zwischen ‚Sprechhandlungen‘ und ‚Sprachgebilden‘ versucht. (Bühler: Sprachtheorie, § 4, S. 48ff.) Er betont, daß „die Strukturanalysen der beiden [Handlungen und Gebilde] nie völlig zur Deckung gebracht werden“ können und führt dann als Beleg das Beispiel des instrumentellen Handelns an: „Und meine Analysen werden sich genauso wenig decken, wie wenn ich z.B. nacheinander das Gebilde ‚Hammer‘ und die Handlung ‚klopfen‘ zergliedere.“<sup>108</sup> Es gibt auch einige Anzeichen dafür, daß er einen tiefergestaffelten Theorieaufbau anstrebte, in dem noch eine dritte Ebene berücksichtigt wird: „[...] das sprachliche Darstellungsgerät gehört zu den indirekt darstellenden, es ist ein mediales Gerät, in welchem bestimmte Mittler als Ordnungsfaktoren eine Rolle spielen.“ (Bühler: Sprachtheorie, S. 151) Die Symboltheorie setzt in dieser Formulierung noch eine Theorie der ‚Mittler‘ voraus. Dies entspräche dann den ‚Symbolen‘ im Rahmen der ‚Handlungstheorie‘.*

*Die Vermischung von Sprachleistungen einerseits, Leistungen des Sozialsystems (Nation) sowie von Personalsystemen andererseits scheint mir auch ein wesentlicher Grund dafür zu sein, daß die Sprachtheorien von W. von Humboldt und später von Weisergerber so wenig operationalisierbare Untersuchungsstrategien nach sich gezogen haben.*

Mit dieser Tiefenstaffelung der kommunikationswissenschaftlichen Theoriebildung lassen sich eine Reihe von alltäglichen ‚Krisen-Phänomenen‘ in den theoretischen Griff bekommen. Aus unserer alltäglichen Erfahrung sind uns Verständigungsprobleme geläufig, die auf misslungene Beiträge zu Themen

<sup>106</sup> Schütz: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 1, S. 372.

<sup>107</sup> Ungeheuer: Kommunikation, S. 203; vgl. a. ders.: Aspekte sprachlicher Kommunikation. In: ders.: Sprache und Kommunikation, S. 21 ff.

<sup>108</sup> Bühler: Das Strukturmodell der Sprache. In: Travaux du Cercle Linguistique de Prague, 6, 1936, S. 3. Vgl. auch seine Interpretation des ‚Webladenbeispiels‘ aus Platons Kratylus, in: ders.: Sprachtheorie, S. 68.

zurückzuführen sind: „Was Sie eben gesagt haben, gehört nicht zur Sache“ oder die ihre Ursache in Identifizierungs- oder Referenzproblemen haben: „Ich habe nicht genau verstanden, welchen der beiden Mäntel Sie haben wollten!“. Schließlich kann die Verständigung nicht klappen, weil die konventionelle Bedeutung von Zeichen unbekannt ist, Sprachschwierigkeiten auftauchen: „Ich kenne die Bedeutung von ‚Plauze‘ nicht!“

Alle diese Verständigungsschwierigkeiten werden im Alltag unterschieden, sie sind sogar thematisierungsfähig, sie haben unterschiedliche Folgen für das soziale Handeln und werden mit unterschiedlichen Mechanismen geheilt. Theorien sozialer Kommunikation, die dieses alltägliche Auflösungsvermögen nicht erreichen, sind von zu geringer Komplexität. Andererseits ist es nicht sinnvoll, in einem einzigen Modell Aussagen aus den drei Theoriebereichen, die auf ganz unterschiedlichen Ebenen liegen, zu versammeln. Dies führte zu einer überkomplexen Modellkonstruktion, die den Kriterien der Einfachheit, Klarheit und Überprüfbarkeit abträglich wäre. Im hier vorgeschlagenen kommunikationswissenschaftlichen Modell sozialer Systeme werden ausschließlich die Themen festgelegt, aber keine Aussagen über die Medien und Zeichentypen gemacht. Bei Bedarf kann man selbstverständlich auch medientheoretische und zeichentheoretische Daten erheben. Ein solcher Bedarf besteht, wie schon angedeutet, vor allem im Rahmen der Normalformanalyse, wenn Abweichungen von dem normalen Themenverlauf ‚erklärt‘ werden sollen. Solche ‚Abweichungen‘, ‚Krisen‘ können in Referenz- oder Bedeutungsproblemen liegen und dann durch Rückgriff auf Medien- oder Zeichentheorien erklärt werden.

Die vorstehenden Erläuterungen geben einen ersten Eindruck von der Verschachtelung, die sich für den Theorieaufbau ergibt, wenn man mit dem Medienkonzept arbeitet. Sie beziehen sich aber bislang nur auf die Voraussetzungen der Kommunikationstheorie und sind deshalb noch unvollständig. Von der Zeichentheorie ist noch eine Symbol- und eine Signaltheorie zu unterscheiden. Diese Dreiteilung ergibt sich zwangsläufig aus der Logik des Theorieaufbaus und schließt im übrigen gut an die medientheoretischen Intentionen K.Bühlers an, die er in seinem ‚Organonmodell‘ entwickelt hat. Die Überlegungen zur Signal- und Symboltheorie sind vage und mit allen Vorbehalten vorzutragen, weil ihre Voraussetzungen, die Theorie der Interaktionsmedien und die Theorie der Kooperationsmedien, bislang kaum entwickelt sind. Nimmt man aber einmal an, daß die Theorie der Kooperationsmedien als Theorie instrumentellen Handelns und die Theorie der Interaktionsmedien als Theorie der (Beziehungs-) Regulation zu entwickeln ist, so lassen sich Symbole als ‚Handlungsmedien‘ und Signale als ‚Regulationsmedien‘ auffassen. Signale schließen also vermittelt an die Interaktionstheorie und Symbole vermittelt an die Kooperationstheorie an. Symbole lassen sich weiter als solche Handlungsmedien präzisieren, die für bestimmte Typen von Handlungen, vor allem symbolische Darstellungshandlungen, entwickelt worden sind.<sup>109</sup> Signale sind dann solche Regulationsmedien, die Selbst- und Fremdtypisierungen und damit Beziehungsdefinitionen ‚ausdrücken‘.

*Die Äußerungen Bühlers über die ‚Steuerungsfunktion‘ der Sprache sind zahlreich und von Ungeheuer<sup>10</sup> gut zusammengefaßt. Ausgangspunkt seiner diesbezüglichen Überlegungen sind die folgenden Behauptungen: „Wo immer ein echtes Gemeinschaftsleben besteht, muß es eine gegenseitige Steuerung des sinnvollen Benehmens der Gemeinschaftsmitglieder geben.“ Und: „Soll der Eigenbedarf und die Eigenstimmung der an einem Gemeinschaftsakt beteiligten Individuen bei der gegenseitigen Steuerung zur Geltung gelangen, so müssen sie zur Kundgabe und Kundnahme gelangen.“<sup>11</sup> Diese Feststellungen lassen sich allerdings in vielerlei Richtungen interpretieren – das passiert bei Bühler auch. In meiner interaktionstheoretischen Perspektive würde man nur die wechselseitige Steuerung der Interaktionspartner berücksichtigen und nicht die Steuerung in bezug auf Drittes, die Themen, die Darstellungsaufgaben usw. /66/*

Ich fasse abschließend die nunmehr neun Perspektiven zusammen, unter denen Selektionen (soziale Ereignisse) im Rahmen der Analyse der dynamischen Dimension sozialer Systeme untersucht werden können. Selektionen können gesehen werden als

- Beitrag zur Kooperation,

---

<sup>109</sup> Solche Gedanken werden in einem, allerdings eher psychologischen, Kontext von Bruner/Olson (Learning through Experience and Learning through Media. In: Olson: Media and Symbols: The Forms of Expression, Communication and Education. Chicago, S. 125-150; und diess.: Symbole und Texte als Werkzeuge des Denkens. In: Steiner: Psychologie des 20. Jahrhunderts. Bd. 7: Piaget und die Folgen. Zürich 1978, S. 306-320) vertreten, indem sie ‚Symbole als Werkzeuge des Denkens‘ behandeln. Wichtig ist mir der Hinweis, daß sprachliche Darstellungen genau wie instrumentelle Handlungen auch als kooperative Aktivitäten und nicht nur als kommunikatives Referieren zu betrachten sind.

<sup>110</sup> Ungeheuer: Die kybernetischen Grundlagen der Sprachtheorie von Karl Bühler. In: ders.: Sprache und Kommunikation, S. 191-198.

<sup>111</sup> Bühler: Die Krise der Psychologie. Stuttgart/New York 1962, S. 50; vgl. a. ders.: Sprachtheorie, S. 48.

- Beitrag zur Interaktion,
- Beitrag zur Kommunikation sowie als
- Kooperationsmedium (Handlungstheorie),
- Interaktionsmedium (Theorie der Beziehungsregulation),
- Kommunikationsmedium (Referenztheorie) und schließlich als
- Symbol,
- Signal und
- Zeichen.

Bühler hat versucht, diese Mehrfachdetermination von Phänomenen, die wir in der Umgangssprache als ‚Worte‘ oder als ‚Äußerungen‘ bezeichnen, in seinem Organonmodell zu beschreiben. Aber seine Unterscheidung zwischen ‚Symptom‘, ‚Symbol‘ und ‚Signal‘, die zwar zunächst irgendwie plausibel ist, - und deshalb ja auch immer wieder zitiert wird - steckt im Grunde voller Widersprüche. Dies zeigt sich praktisch daran, daß sein Modell kaum je in empirischen Untersuchungen angewendet werden konnte und keine sprach- oder kommunikationswissenschaftliche ‚Schule‘ begründet hat. Theoretisch bleibt das Bezugssystem unklar, in welches das Organonmodell und sein ‚Zeichen‘-begriff einzuordnen ist: Mal wird das ‚Organon‘ tatsächlich als ‚Werkzeug‘ in eine Theorie sozialen Handelns eingebaut (Bühler: Sprachtheorie, S. 255, 366f.), mal wird es zeichentheoretisch interpretiert (vgl. das ‚Zweiklassensystem‘), mal wird es in eine Theorie des Verhaltens von Personalsystemen eingeordnet (‚Ausdruck‘!) usw., wobei dieses letzte Bezugssystem bei meiner Aufzählung der Zurechnungsmöglichkeit von ‚Äußerungen‘ zu Theorien noch gar nicht berücksichtigt ist. So gesehen liegt der Mangel Buhlers nicht in der zu großen, sondern in der zu geringen Komplexität: Gemessen an seinen Ansprüchen macht er zu wenig kategoriale Unterscheidungen. /67/

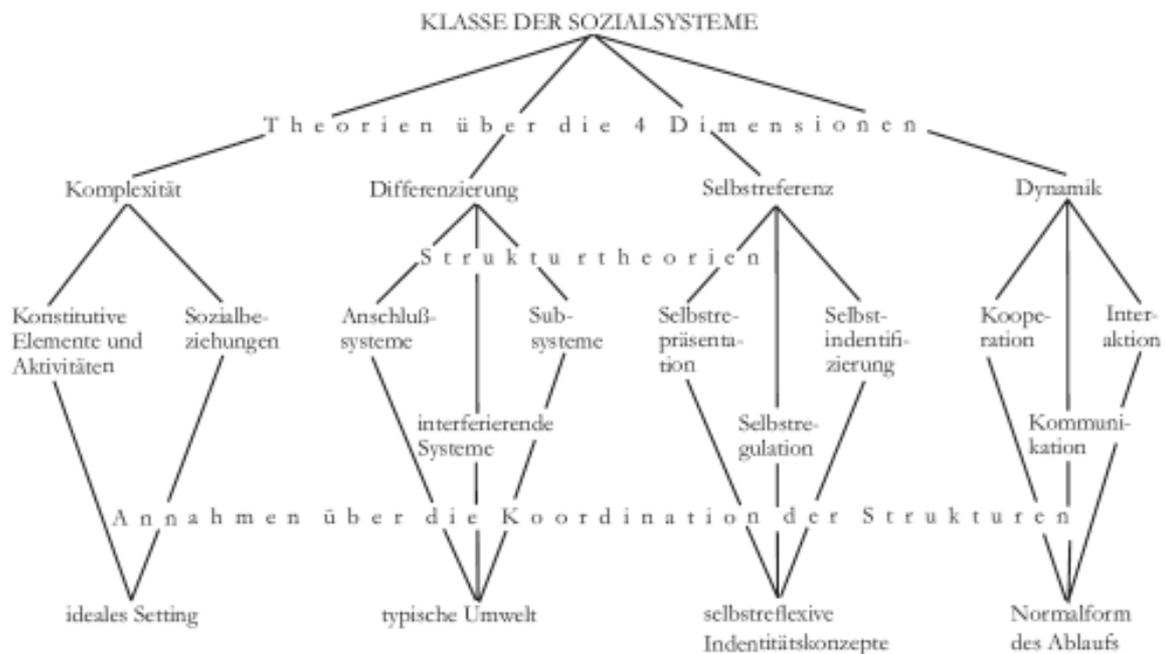


Abb. 2: Komponenten der Theorie sozialer Systeme

#### 2.4.6 Überblick über die Komponenten der Theorie sozialer Systeme und Medien

In der Abbildung 2 sind die wichtigsten Komponenten der Theorie sozialer Systeme zusammengestellt: Theorien über die Dimensionen, die Strukturen der Dimensionen und über die Koordination der Strukturen. Die Integration der Dimensionen erfolgt durch die Konzepte der Selbstreferenz und der Selbstreflexion. Auf die Koordination der Strukturen der dynamischen Dimension durch das Konzept der sozialkommunikativen Körper bin ich in den vorangegangenen Abschnitten eingegangen. Die Koordinationsprinzipien der anderen Dimensionen werden bei der Darstellung der Normalformrekonstruktion ausführlicher behandelt. Mit diesen Teiltheorien ist das Klassenmodell

sozialer Systeme abgeschlossen. Will man mehr Daten erfassen, so sind Zusatztheorien erforderlich, die an die Elemente der Dimensionen anknüpfen.

Diese Theorien, die auf einem anderen Emergenzniveau angesiedelt sind, bezeichne ich als Medientheorien. Im vorigen Abschnitt wurde die Richtung skizziert, in die bei der Entwicklung von Medientheorien für die dynamische Dimension zu gehen sein wird. Die Überlegungen sind in der nachstehenden Abbildung 3 zusammengefaßt.

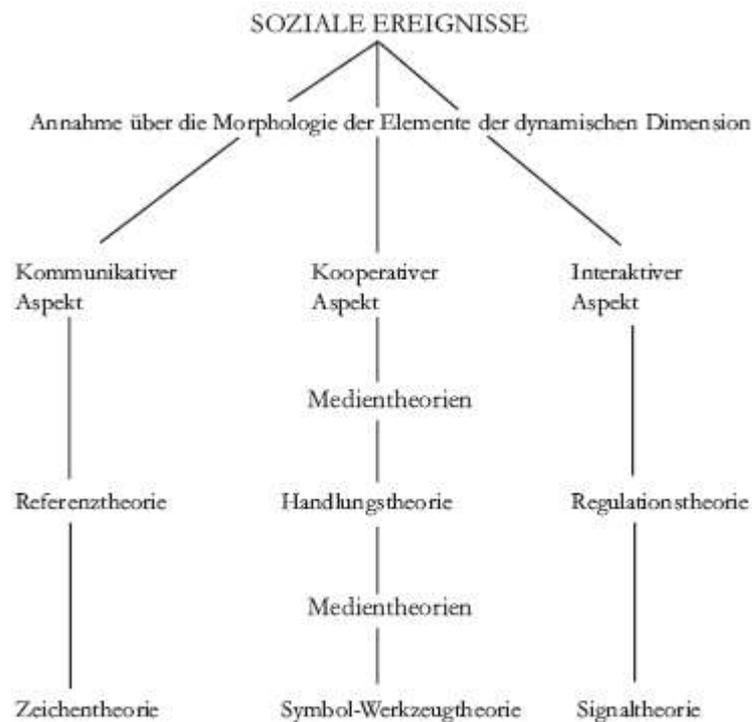


Abb. 3: Tiefenstaffelung der Medientheorien über die dynamische Dimension der Klasse der sozialen Systeme

Die Elemente der dynamischen Dimension, die Ereignisse oder die Sequenzen des Ablaufschemas werden als dreiseitige Körper aufgefaßt, die eine kommunikative, eine kooperative und einer interaktive Seite besitzen. In diese Seiten oder Aspekte können die Medientheorien anknüpfen. Sie erscheinen dann als Verstärker von jeweils einem Aspekt der dynamischen Ereignisse. Referenztheorien beispielsweise verstärken den kommunikativen Aspekt. Auch die Medien lassen sich von einem höheren Emergenzniveau aus betrachtet wiederum als Element von Systemen auffassen. So können die Elemente des referentiellen Systems etwa im Rahmen einer höherstufigen Medientheorie als ‚Zeichen‘ interpretiert werden.

## 2.5 Typen und Typik sozialer Systeme

Die Klasse der Sozialsysteme differenziert sich in die Ordnungen der ‚einfachen Sozialsysteme‘, der ‚organisierten Sozialsysteme‘ und der ‚Gesellschaften‘. Diese Differenzierung ist zunächst nicht viel mehr als eine Hypothese, die an soziologische Theorien - vor allem von Luhmann und Parsons - anschließt und die ich selbst bei meinen empirischen Analysen als notwendig empfunden habe (vgl. 2.2). Die Modelle über die Ordnungen - und später über die Arten - der Sozialsysteme sind das Ergebnis taxonomischer Untersuchungen und Überlegungen. In die Theorie der Elemente (Systeme) der kommunikativen Welt werden keinerlei neue Dimensionen oder Strukturen eingeführt, sondern die vorgestellten Strukturmerkmale werden soweit präzisiert, bis sich auf einem neuen Detaillierungsniveau Rekurrenzen und differentia specifica ausmachen lassen, die zur Bildung von aussagekräftigen Systemtypen genutzt werden können.

Dies soll zumindest das Ziel dieses Abschnitts sein. Es kann aber nur unbefriedigend erreicht werden, vor allem, weil es an einer ausreichenden Anzahl von empirischen Untersuchungen fehlt, die auf der Basis des Klassenmodells durchgeführt sind. Wären diese vorhanden, so könnte man die erarbeiteten Modelle unter dem Gesichtspunkt prinzipieller und sehr allgemeiner Unterschiede vergleichen. Meine Vorstellungen über die Unterschiede der sozialen Systeme sind in den verschiedenen Dimensionen (und Strukturen) und bezüglich der einzelnen Ordnungen ganz unterschiedlich weit gediehen. Am genauesten sind sicherlich die Überlegungen zu den organisierten Sozialsystemen. Dies führt notwendig zu Disharmonien und unterschiedlichen Genauigkeitsgraden in der folgenden Darstellung. Um die angestrebte Systematik des Theorieaufbaus dennoch verdeutlichen zu können, muß ich immer wieder strukturelle Merkmale /70/ anführen, bei denen ich eine *differentia specifica* vermute, ohne sie bislang aber genauer bezeichnen zu können.

In gewisser Hinsicht ist diese Lage mit einem früheren Stadium im Aufbau des Periodensystems der (chemischen) Elemente vergleichbar: Man wußte zwar, daß an bestimmten Stellen noch Elemente in die Tafel einzufügen waren, kannte auch bestimmte Qualitäten dieser Elemente, konnte sie aber noch nicht in der Natur identifizieren und anschaulich machen.

Ich gehe bei der Darstellung so vor, daß ich die Unterschiede zwischen den einfachen und den organisierten Sozialsystemen herausarbeite. Dabei orientiere ich mich an den vier Dimensionen des Klassenmodells. Auf die Spezifik der Gesellschaften weise ich nur sporadisch hin.<sup>112</sup>

### 2.5.1 Komplexitätsdimension

Einfache Sozialsysteme bestehen immer nur aus zwei Selektionszentren. Sind mehr als zwei Selektionszentren vorhanden, ist Organisation erforderlich. Allerdings sind auch organisierte Sozialsysteme denkbar, die aus nur zwei Selektionszentren bestehen.

Jede Rolle in einfachen Sozialbeziehungen kann prinzipiell von jedem Gesellschaftsmitglied eingenommen werden. Z.B. kann jedes Gesellschaftsmitglied ‚erzählen‘ oder ‚beschreiben‘ und entsprechend als ‚Erzähler‘ oder als ‚Beschreiber‘ typisiert werden. Jeder kann auch die komplementären Rollen einnehmen, Erzählungen zuhören bzw. Beschreibungen folgen. Diese Typisierungen sind zudem rasch ‚austauschbar‘: Ein Erzähler kann zum Zuhörer werden und etwas erzählt bekommen, ein Zuhörer kann zum Erzähler werden usw.

Die Sozialbeziehungen in einfachen Sozialsystemen sind ‚face-toface‘-Beziehungen. Ihre Besonderheit ergibt sich weiterhin aus der Tatsache, daß eben prinzipiell jedes Selektionszentrum (jede Rolle) auch die komplementäre Rolle einnehmen könnte. Hieraus ergibt sich ein egalitärer Charakter bei der Konstitution einfacher Sozialsysteme. Dieser ist in ganz verschiedenen sprach- und sozialphilosophischen Arbeiten immer wieder hervorgehoben worden, sei es als ‚ideale‘ Sprechsituation oder als ‚umweltliche Sozialbeziehung‘.<sup>113</sup>

#### *Exkurs: Institutionen und die Konzepte ‚idealer Kommunikation‘*

*Da die verschiedenen Konzepte idealer Kommunikations- oder Sozialbeziehungen einen kaum zu unterschätzenden Einfluß auf die Gesprächs- und Konversationsanalyse haben, soll auf ihre theoretischen Wurzeln etwas ausführlicher eingegangen werden. Ich halte weder das ‚Unmittelbarkeitsaxiom‘ noch das ‚Gleichheits-‘ oder ‚Austauschbarkeitsaxiom‘, /71/ wie es etwa von A. Schütz vertreten wird, für eine geeignete Grundannahme für die Modellierung von einfachen Sozialsystemen und erst recht nicht für die Modellierung von organisierten Sozialsystemen.*

<sup>112</sup> Vgl. meine Untersuchungen zu den Therapie- und Balintgruppen, insbes. Giesecke/Rappe-Giesecke: Kommunikation in Balintgruppen. Mit ‚Gesellschaften‘ habe ich mich nur in einer historischen Perspektive – nämlich bei der Beschreibung der Veränderung der kommunikativen Verhältnisse in der frühen Neuzeit, beschäftigt. Giesecke: ‚Volksprache‘ und ‚Verschriftlichung des Lebens‘; und Giesecke/Elwert: Adult Literacy.

<sup>113</sup> Eine kurze Zusammenfassung über das Konzept der ‚idealen Sprechsituation‘ gibt Schütz in: Sprache soziologisch gesehen. München, Bd. 2, S. 523-526; vgl. a. Habermas: Vorbereitende Bemerkungen, S. 122, 136 ff. Die ‚soziale Umwelt‘ schildert Schütz im Abschnitt c seiner Dissertation ‚Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt‘. Dieser Abschnitt beginnt: „Ich sage von einem Du, daß es meiner sozialen Umwelt angehört, wenn es mit mir räumlich und zeitlich koexistiert.“ Schütz: Der sinnhafte Aufbau, S. 227; vgl. auch ders.: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft, S. 363 ff.

Unter dem Gleichheitsaxiom verstehe ich die Annahme, daß „alle Erfahrung der sozialen Wirklichkeit [...] auf das Grundaxiom der Existenz vom anderen Wesen ‚gleich mir‘ fundiert“ ist. (Schütz/Luckmann: Strukturen, S. 75) Aus dieser Annahme hat Schütz die bekannten ‚Generalthesen der wechselseitigen Perspektiven‘ abgeleitet.<sup>114</sup>

Unter dem Unmittelbarkeitsaxiom verstehe ich die folgende Schilderung der ‚unmittelbaren sozialen Beziehung‘ (‘face-to-face-relationship’): „In einer solchen Beziehung ist für beide Partner, die einander wahrnehmen, Zeit und Raum gemeinsam. Es wird dabei vorausgesetzt, daß das wechselseitig apräsentativ begründete Verständnis von Vorgängen im Bewußtsein des anderen sofort zur Kommunikation führt.“ (Schütz: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft, S. 364) „Durch wechselseitiges Verstehen und Einverständnis wird somit eine gemeinsame kommunikative Umwelt geschaffen, innerhalb der die Subjekte sich gegenseitig in ihren Bewußtseinsaktivitäten motivieren“. (Ebd., S. 363; vgl. a. Schütz/Luckmann: Strukturen, S. 75)

Für organisierte Sozialsysteme ist eine formale und keineswegs eine unmittelbare Sozialbeziehung sowie die Asymmetrie und die prinzipielle Nichtaustauschbarkeit der Standpunkte und Perspektiven konstitutiv. Weder können die Akteure hier ihre Positionen und Beziehungen ad hoc festlegen, noch können sie sich ähnliche Handlungschancen und gleiche ‚natürliche‘ Relevanzsysteme unterstellen.

Nehmen wir an, eine Person sucht einen Arzt in der Praxis auf. Sie tut dies normalerweise, weil sie Symptome an sich fühlt, die sie weder verstehen noch behandeln kann. Sie geht genau deshalb zum Arzt und zu keiner anderen Profession, weil sie annimmt, daß dieser aufgrund seiner professionellen Ausbildung Standpunkte und Perspektiven einnehmen kann, die ihr selbst zu teilen unmöglich sind, die aber voraussichtlich zu einer gültigen Diagnose und zu einer erfolgreichen Behandlung führen werden. Diese unterschiedlichen Standpunkte und Perspektiven im Hinblick auf die somatischen Beschwerden sind wechselseitig ratifiziert, sobald sich die Person in der Praxis angemeldet hat. Sie ist dann Patient. Diese Rollenverteilung und die damit zusammenhängenden wechselseitigen Typisierungen werden normalerweise nicht besonders ausgehandelt, die Ungleichheit wird nicht thematisiert. Man weiß, daß es für die Überprüfung der Berechtigung dieser Rollenverteilung vorgelagerte Kontrollinstanzen gibt. In der besonderen Form der komplementären Asymmetrie zwischen dem Patienten und dem Arzt liegt der historisch ausgearbeitete Sinn der medizinischen Institution und der ärztlichen Profession. Er ginge verloren, wenn für dieses organisierte Sozialsystem eine Austauschbarkeit der Standpunkte und Perspektiven gefordert würde.

Nun behauptet Schütz in seinen ‚Generalthesen der Reziprozität der Perspektiven‘ nicht, daß die Standpunkte und Perspektiven der Gesprächspartner faktisch immer austauschbar sein müssen. Er sagt nur, daß diese Unterstellung bei den Partnern vorhanden ist, wenn es zu einer Verständigung kommt. Demnach könnte, wenn wir einmal diese psychologische Spekulation anstellen wollen, sich der Patient denken: Wenn ich die Ausbildung des Arztes hätte, dann würde ich meinen Symptomen genau den Sinn zuschreiben, den jetzt auch der /72/ Arzt ihnen zuschreibt. Diese Erwartung von mir kennt und teilt der Arzt auch. Eine solche Idealisierung kann aber nur das Vertrauen in die guten Absichten des Arztes (rational) begründen, nicht aber ein reziprokes Verstehen eines beliebigen Beitrages des Arztes, in dem dieser seine professionellen Standpunkte und Perspektiven einnimmt. Diese Standpunkte bleiben ihm fremd; und selbst wenn sie ihm nicht fremd blieben, etwa weil es sich bei dem Patienten auch um einen Arzt handelt, so müßte er dennoch bei seiner Patientenrolle bleiben, wenn der übliche institutionelle Ablauf nicht gefährdet werden soll.

Nimmt man nun einmal an, daß diese Unterschiedlichkeit der Standpunkte und Perspektiven auch von den Beteiligten in Rechnung gestellt wird, dann könnte eine kommunikationswissenschaftliche Frage lauten: Wie ist Verständigung möglich, wenn die Standpunkte und Perspektiven der Rollen hinsichtlich bestimmter Themen, Aufgaben und Beziehungen notwendig nicht austauschbar sind und diese Tatsache auch beiderseits in Rechnung gestellt wird? Diese Frage stellte sich für Schütz nicht, eben weil er davon ausging, daß Verständigung nur in der ausgezeichneten Wirklichkeit des Alltags möglich ist: „Soziale, kollektive und institutionalisierte Beziehungen sind jedoch keine Gegebenheit im Sinnbereich der Alltagswirklichkeit.“ (Schütz: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft, S. 407) Die Frage muß aber gestellt werden, wenn man unter Rückgriff auf seine Konzeption ‚institutionelle‘ Kommunikation untersuchen will.

Im übrigen ist letztlich die Position von Schütz zu diesen Problemen nicht ganz klar. In den ‚Strukturen der Lebenswelt‘ argumentieren Schütz/Luckmann, daß das Gleichheitsaxiom in der Lebenswelt ‚modifiziert‘ wird, wenn die Gesprächspartner die Unterschiedlichkeit ihrer Standpunkte und Perspektiven erkennen. (Ebd., S. 73) Eine weitere ‚Differenzierung‘ der sozialen Beziehungen ist durch ‚reflexive Auslegung‘ möglich. (Ebd., S. 74). Ich sehe nicht, wieso ‚Ungleichheit‘ eine Modifikation von ‚Gleichheit‘ sein soll. Ich finde auch die Argumentation für die ‚sinnliche Evidenz der Gleichheit‘ (und der ‚Ungleichheit‘ als Reflexionsprodukt) nicht sehr überzeugend. Man kann genauso für die sinnliche Evidenz der Ungleichheit plädieren. Letztlich handelt es sich hierbei um axiomatische Festlegungen, deren Wert sich an ihrer Fruchtbarkeit für den Theorieaufbau messen lassen muß. Ich halte das Gleichheitsaxiom für eine ungeeignete Basis für eine Theorie kommunikativer Verständigung, weil es die Komplexität der kommunikativen Wirklichkeit zu früh reduziert. Ein umfassendes Kommunikationsmodell sollte es auch ermöglichen, Verständigungsprozesse unter der Bedingung ‚ungleicher‘ Kommunikationspartner, die diese Ungleichheit oder Komplementarität auch in Rechnung stellen, zu untersuchen. Postuliert

<sup>114</sup> Schütz: Don Quichote, insbes. Kapitel 4; sowie ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, S. 98; vgl. auch die Anm. 4 in diesem Kapitel.

man das Gleichheitsaxiom in einer allgemeinen Kommunikationstheorie, nimmt man sich von vornherein der Chance, auch diese Mechanismen zu ermitteln.<sup>115</sup>

Ich gebe also davon aus, daß es auf die oben gestellten Fragen mehrere Antworten gibt. Eine Möglichkeit wird sicherlich auch der Versuch sein, egalitäre Sozialbeziehungen zumindest partiell herzustellen, in denen dann auf der Basis des Gleichheitsaxioms kommuniziert werden kann: Die ‚Professionals‘ sind in Institutionen gelegentlich in der Lage, die Standpunkte und Perspektiven der Klienten oder Patienten in der üblichen alltagsweltlichen Vagheit zu teilen. So kann der Arzt etwa manchmal seinen professionellen Standpunkt für [73] einen Augenblick verlassen, seine Diagnose in ein alltagsweltliches Relevanzsystem übersetzen und mit dem Patienten in der Umgangssprache reden. Es findet in diesem Fall eine Verständigungssicherung durch Übersetzungsprozeduren seitens des ‚Professionals‘ statt, mit der dieser versucht, die Kluft zwischen den Standpunkten und Perspektiven so weit zu verringern, wie es ihm möglich und sinnvoll erscheint.

Aber dieser Mechanismus ist mit Sicherheit nur einer von zahlreichen anderen möglichen: Betrachtet man Aufzeichnungen institutioneller Kommunikation, so wird rasch klar, daß dieser Mechanismus nicht beständig angewandt wird und es trotzdem zu einer offenbar erfolgreichen Abwicklung der institutionellen Prozesse kommt. Wenn man nicht das dictum teilt, daß Institutionen ohne Kommunikation auskommen, dann legt diese Beobachtung die Vermutung nahe, daß die Verständigung über institutionell relevante Themen keineswegs immer ein wechselseitiges Verstehen der Gesprächspartner bzw. der ‚Äußerungen‘ der Gesprächspartner (im Schütz'schen Sinne) voraussetzt. Um solche Verständigungsprozesse zu untersuchen, benötigt man andere Modelle als dasjenige von Schütz, welches Verständigung immer an wechselseitiges Verstehen bindet.

Diese Notwendigkeit zeigt sich auch, wenn man einen Blick auf die Ergebnisse wirft, die die Untersuchung institutioneller Kommunikation mit konversationsanalytischen und pragmatischen Verfahren in den letzten Jahren erbracht hat: Die Verständigung zwischen den Funktionären der in diesen Arbeiten untersuchten Institutionen, seien es Richter, Ärzte oder Lehrer und deren Klienten, Patienten und Schülern, erweist sich im Ergebnis dieser Analysen beständig als außerordentlich ‚problematisch‘. Gelegentlich gewinnt man den Eindruck, daß Verständigung seitens der Professionals überhaupt ‚unerwünscht‘ ist und die Klienten/Patienten/Schüler nicht ‚zum Zuge kommen‘.

Ich bezweifle die Existenz der in diesen Arbeiten immer wieder beschriebenen ‚zwangskommunikativen‘ Strategien, ‚Ausschlußpraktiken‘ usw. der Funktionäre dieser Institutionen keineswegs. Es stellt sich aber die Frage, ob überhaupt andere Ergebnisse produziert werden können, wenn die Theorie des Gegenstandes im wesentlichen auf dem egalitären alltagsweltlichen Verständigungsmodell beruht, wie es Schütz in seinen Arbeiten entwickelt hat. Auf der anderen Seite bleibt nämlich meist unerklärt, wie die erfolgreiche Abwicklung der institutionellen Aufgaben, die ja immer wieder Verständigung über die verschiedensten Themen voraussetzt, möglich ist.

Diese Einseitigkeit ist nicht nur aus theoretischen Erwägungen zu kritisieren, sie hat auch negative Konsequenzen für die Verwertung der Untersuchungsergebnisse in der Praxis. So bemerkt D. Fehlenberg in seinem gründlichen Bericht über die ‚empirische Analyse der Visitenkommunikation‘, daß „die einseitige Fokussierung der Analyse auf die Arzt-Patienten-Interaktion“ in den bisherigen gesprächsanalytischen Arbeiten „bei den Klinikern der Unterstellung Vorschub geleistet hat, daß diese Arbeiten beabsichtigen, nur ‚Fehler‘ im Umgang mit Patienten zu beschreiben, die quasi beliebig durch die Anstrengung einzelner Ärzte auszuräumen sind. Nicht zu Unrecht betonen Praktiker demgegenüber, daß diese Analysen die in der Organisation des Klinikbetriebes begründeten Sachzwänge, unter denen der einzelne Arzt steht, nicht angemessen berücksichtigen.“ (Fehlenberg: Kommunikative Bedingungen, S. 46f. u.a.o.) Eine Ursache für diesen Mangel, der umso schwerer wiegt, als es [74] neben der schulischen und der therapeutischen ‚Kommunikation‘ kaum einen Bereich gibt, in dem im deutschsprachigen Raum ausgiebiger ‚gesprächsanalytisch‘ gearbeitet wurde als gerade in der Visitenkommunikation, sieht Fehlenberg in der mangelnden ‚Aufklärung institutionstypischer Organisationsformen von Kommunikation‘ (ebd., S. 48), und zwar aus einer eigenständigen ‚gesprächsanalytischen‘ Perspektive (ebd., S. 46). Aber auch bezüglich der einfachen Sozialsysteme muß man scharf auseinanderhalten, ob man die Strukturen in dem System oder aber seine Evolution/Konstitution beschreiben will. Die sozialen Beziehungen in einfachen Sozialsystemen sind idealtypische Beziehungen, die Pole bestimmte soziale Idealtypen (2.4.1). Anders lassen sich unterschiedliche Arten von einfachen Sozialsystemen nicht auseinanderhalten, Artmodelle nicht bilden. Eine unmittelbare Beziehung zwischen ‚Personalsystemen‘, die nicht zugleich sozial und damit im Hinblick auf die Komplexität der Personalsysteme in bestimmter Weise selektiv ist, ist für die sozialwissenschaftlichen Welten eine sinnlose Vorstellung.

Letztlich scheint mir hinter dem Konzept der ‚sozialen Umwelt‘ und der unmittelbaren Sozialbeziehung die Vorstellung einer symbiotischen, im Grunde noch unsozialisierten Beziehung zu stehen. Genau genommen werden die Erfahrungen in der ‚unmittelbaren sozialen Beziehung‘ in der Konzeption von Schütz ja nicht von zwei abgegrenzten Selektionszentren gemacht, sondern von einer symbiotischen Verschmelzung zweier Selektionszentren, dem ‚Wir‘. So schreibt Schütz in dem Aufsatz ‚Gemeinsam musizieren‘: „Es scheint, daß alle mögliche Kommunikation ein wechselseitiges Sich-aufeinander-Einstimmen zwischen Kommunikator und Adressat der Kommunikation voraussetzt. Diese Beziehung wird durch reziproke Teilhabe am Erlebnisfluß des anderen in der inneren Zeit hergestellt, in dem man eine gemeinsame lebendige

<sup>115</sup> Vgl. Schütz: Die Gleichheit; sowie - kritisch - Gadamer: Wahrheit, S. 529 ff.

Gegenwart durchlebt und indem man diese Gemeinsamkeit als ein ‚Wir‘ empfindet.“ (Schütz: *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 2, S. 149; vgl. a. ders.: *Der sinnhafte Aufbau*, S. 238, Anm. 45)

Die unmittelbare Sozialbeziehung wird hier rein psychologisch als ‚präkommunikative soziale Beziehung‘ (ebd., S. 132) gedeutet. So gesehen ist die ‚unmittelbare soziale Beziehung‘ eine Sozialbeziehung, deren Voraussetzungen nicht in ‚Kommunikation‘ gründen. Gleichwohl werden zu ihrer Charakterisierung durchweg kommunikative Konzepte (‚Kommunikator‘, ‚Adressat‘, ‚Wechselseitigkeit‘, ‚Teilhabe‘) verwendet. Die „Teilhabe am Erlebnis des anderen in der inneren [!] Zeit“ – gleichsam das Noch-Nicht-Kommunizieren - wird zum „Fundament aller möglichen Kommunikation“ erklärt. (Schütz: *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 2, S. 145) Natürlich gibt es solche ‚Wir-Beziehungen‘, z.B. in Form der frühen Mutter-Kind-Dyade, aber sie eignen sich gerade wegen ihrer geringen sozialen Spezifik nicht als Paradigma für soziale Beziehungen - auch nicht für jene in einfachen Sozialsystemen. Gerade einen solchen Modellcharakter schreibt Schütz aber der unmittelbaren sozialen Beziehung zu, deshalb beginnt er seine sozialphilosophischen Untersuchungen mit der Analyse dieser Situation, und nur aufgrund dieser Basisunterstellungen kann er behaupten, daß sich ‚die mittelbaren Erfahrungen grundsätzlich von den unmittelbaren Erfahrungen‘, wie sie in der bezeichneten symbiotischen face-to-face-Beziehung gewonnen werden, ‚ableiten‘: „Alle die /75/ anderen vielfältigen sozialen Beziehungen leiten sich von diesem ursprünglichen Erfahren der Totalität des anderen selbst in der Gemeinsamkeit von Raum und Zeit ab.“ (Schütz: *Die Gleichheit*, S. 253; genauso auch Schütz/Luckmann: *Strukturen*, S. 75).

Die wenigen oben angeführten Merkmale machen schon deutlich, daß die strukturellen Voraussetzungen für die Bildung einfacher Sozialsysteme gering und deshalb praktisch immer gegeben sind: „Gesetzt den Fall, zwei oder mehrere Personen geraten einander ins Feld wechselseitiger Wahrnehmung, dann führt allein diese Tatsache schon zwangsläufig zur Systembildung.“ Nur die ‚Anwesenheit‘ und die Anerkennung der ‚Anwesenheit als Bestandserfordernis und als Grenzdefinition‘ des Systems nennt Luhmann als Konstitutionsbedingungen für einfache Sozialsysteme.<sup>116</sup>

Organisierte Sozialsysteme haben kompliziertere strukturelle Voraussetzungen. Ich bezeichne sie als ‚institutionelle Rahmenbedingungen‘ oder als ‚Setting‘. Nicht mehr jedes Gesellschaftsmitglied kann alle Rollen oder ‚Stellen‘ in organisierten Sozialsystemen besetzen.<sup>117</sup> Um ‚Arzt‘ zu sein, müssen bestimmte Ausbildungskarrieren abgeschlossen sein, und auch ‚Patienten‘ müssen im Normalfall bestimmte Voraussetzungen erfüllen. Man kann diese Voraussetzungen oder Bedingungen ‚Mitgliedschaftsregeln‘ nennen: „Die Mitgliedschaft wird, mehr oder weniger strikt, zumindest aber ‚formal‘, an die Bedingung der Regelbefolgung gebunden. Nur wer die Regeln anerkennt, kann eintreten. Wer sie nicht mehr befolgen will, muß austreten.“ (Luhmann: *Allgemeine Theorie*, S. 41)

Die Sozialbeziehungen in organisierten Sozialsystemen sind ‚formal organisiert‘. Darunter versteht man, wie in dem obigen Zitat schon angedeutet, daß die prinzipielle Unterschiedlichkeit der Rollen und die Asymmetrie der Beziehungen als Strukturmerkmal des Systems ‚formal‘ anerkannt wird. Oder anders ausgedrückt: Nur diejenigen Typisierungen von Selektionszentren und von Sozialbeziehungen sind strukturelle Merkmale von organisierten Sozialbeziehungen (in der Komplexitätsdimension), die in diesen Systemen (in der selbstreferentiellen Dimension) als unumkehrbar, nicht austauschbar, asymmetrisch usw. behandelt werden. „Als formal organisiert sollen [...] soziale Systeme bezeichnet werden, welche die Anerkennung bestimmter Verhaltenserwartungen zur Bedingung der Mitgliedschaft im System machen.“ (Luhmann: *Zweckbegriffe*, S. 339) Rollenträger müssen prinzipiell ‚Interaktion über funktionsnotwendige Asymmetrien laufen lassen‘.<sup>118</sup> In dieser Hinsicht unterscheiden sich die verschiedenen Konzepte, die über ‚institutionelle‘ Beziehungen in der Soziologie entwickelt wurden, wenig voneinander.

<sup>116</sup> Luhmann: *Einfache Sozialsysteme*. In: ders.: *Soziologische Aufklärung*, Bd. 2, S. 22 ff; vgl. a. ders.: *Interaktion, Organisation, Gesellschaft*. In: ders.: *Soziologische Aufklärung*, Bd. 2, S. 10: „Interaktionssysteme kommen dadurch zustande, daß Anwesende sich wechselseitig wahrnehmen. Das schließt Wahrnehmung des Sich-Wahrnehmens ein. Ihr Selektionsprinzip und zugleich ihr Grenzbildungsprinzip ist die Anwesenheit.“

<sup>117</sup> Zum Begriff der ‚Stelle‘ als Spezifizierung von Selektionszentren in organisierten Sozialsystemen vgl. Luhmann: *Allgemeine Theorie organisierter Sozialsysteme*. In: ders.: *Soziologische Aufklärung*, Bd. 2, S. 41 ff: „In eine Organisation eintreten heißt: mit der Mitgliedschaft eine Stelle übernehmen, in der alle Verhaltensprämissen kontingent eingesetzt, also auch anders möglich sind und demzufolge variiert werden können. An jeder Stelle lassen sich drei Variationsmöglichkeiten unterscheiden: 1. die Stelle muß mit einer Person besetzt werden [...] 2. die Stelle hat ein Programm auszuführen [...] 3. die Stelle wird mit begrenzten Kommunikationsmöglichkeiten ausgestattet. Ihre Kommunikationsmöglichkeiten gewinnen dadurch Struktur, daß die Grundbedingung, jeder könne jederzeit mit jedem über alles reden, (all channel net) eingeschränkt wird.“ Bei Gelegenheit sollten einzelne theoretische Annahmen aus der kaum mehr überschaubaren Literatur zum soziologischen Rollenbegriff (vgl. die Übersicht bei Luhmann 1969: 82ff. und Dreitzel 1984) vor dem Hintergrund kommunikationswissenschaftlicher Modellvorstellungen reflektiert und reformuliert werden, um die Typisierungen der Selektionszentren in den Modellen der verschiedenen Ordnungen sozialer Systeme zu verfeinern.

<sup>118</sup> Luhmann: *Gesellschaftsstruktur*, S. 123; vgl. a. ebd., S. 139, 166, 167; sowie ders.: *Funktionen und Folgen formaler Organisation*. Berlin 1964; ders.: *Interaktion*, S. 10; ders.: *Allgemeine Theorie*, Anm. 8.

Einfache und organisierte Sozialsysteme unterscheiden sich weiterhin durch die Anzahl und Typik der *Selektionen*. Mindestvoraussetzung für die Konstitution einfacher Sozialsysteme sind drei (binär schematisierte) Ereignisse, z.B. Gruß, Gegengruß und (wie implizit auch immer) ‚Dank für den Gegengruß‘ oder Vorwurf, Erwidern und ‚Akzeptieren oder Zurückweisen der Erwidern‘ oder Frage, Antwort und (wie implizit auch immer) ‚Akzeptieren oder Zurückweisen der Antwort‘.<sup>119</sup> Organisation ist erst /76/ erforderlich, wenn mehr als drei Selektionen zur Abwicklung der Aufgaben gebraucht werden. Organisierte Sozialsysteme bestehen deshalb immer aus mehr als drei Selektionen.

Konstitutiv für organisierte Sozialsysteme ist weiterhin, daß nur bestimmte, wenige Typen von Selektionen als Elemente für den Systemaufbau akzeptiert werden. Die Restriktionen darüber, was als Selektion in Frage kommt und was nicht, sind enger als bei den einfachen Sozialsystemen. Allerdings fehlen mir im Moment noch die Kategorien, um die Voraussetzungen (Typisierungen), die in den verschiedenen Ordnungen und dann weiter in den Arten von Systemen bezüglich der Selektionen gemacht werden, zu beschreiben. Ich nehme an, daß sich für die unterschiedlichen Arten von organisierten Sozialsystemen unterschiedliche Typisierungen der Selektionen als strukturelle Voraussetzungen angeben lassen. Einen Selektionstypus kann man sicherlich als ‚Entscheidung‘ bezeichnen.<sup>120</sup>

Die Attributionsbeziehungen werden in einfachen Sozialsystemen durch binäre Schematisierungen strukturiert. Wie schon angesprochen, gehe ich davon aus, daß jede Selektion den Selektionszentren zugeschrieben wird, und zwar entweder als Handeln oder als Erleben. In einfachen dyadischen Sozialsystemen bedeutet diese Schematisierung, daß immer ein Selektionszentrum handelt und ein anderes erlebt. Dies schließt ein, daß nicht beide zugleich handeln können, sondern immer nur ‚nacheinander‘ gehandelt werden kann.

*Solche Schematisierungen sind immer schon die Grundlage von Interpretationen von Transkriptionen von Zweiergesprächen in der Gesprächs- und Konversationsanalyse: Man unterstellt, daß immer, wenn ein Gesprächspartner redet, der andere zuhört und sich die Redebeiträge ‚turn-weise‘ abwechseln. Überhaupt lassen sich eine Reihe von Regeln der formalen Konversationsanalyse gut vor dem Hintergrund dieses Schematismus reinterpretieren.*

Die Inanspruchnahme der binären Schematisierungen als einziger struktureller Voraussetzung zur Klärung von Zuschreibungsproblemen ist zwar ‚einfach‘, aber sie hat auch erhebliche Nachteile für das System. Z.B. erklärt sie, warum ‚Pausen‘ in einfachen Sozialsystemen so problematisch werden können. Wenn keiner spricht, dann müssen zwei wahrnehmen. Dies aber ist in dem dyadischen System strukturell nicht abgesichert. Folglich muß die Pause einem der Beteiligten als Handlung zugeschrieben werden. Einer handelt dann durch Schweigen. Dies geht aber nicht lange, weil sein Beitrag, das Schweigen, unter dem Relevanzsystem des Themas (dynamische Dimension) betrachtet und bewertet wird. Schweigen ist unter diesem Relevanzsystem in aller Regel kein zureichender Beitrag zur Behandlung von irgendwelchen Problemen (Kooperation, Kommunikation, Interaktion) in der dynamischen Dimension und zeigt so eher das Ende des Systems an. Wenn beide Beteiligten sich nicht auf eine Zuordnung des Schweigens auf einen von ihnen einigen können, wird das Schweigen notwendig dem System zugerechnet und dann scheitert das System als solches. Insofern ist Schweigen immer ein kritischer Punkt für einfache Sozialsysteme. Entweder zeigt es strukturelle Schwächen in der Komplexitätsdimension (Attributsbeziehungen können nicht hergestellt werden) oder Schwächen in der dynamischen /77/ Dimension bei der Bewältigung von Themen, Aufgaben oder Beziehungen.

Als Mechanismus für den Umgang mit solchen Krisen (Pausen) steht dem System nur die Thematisierung offen. Selbstthematisierung eröffnet aber von vornherein eben ein neues Thema und damit Themenveränderung. Dies führt zu einer Systemdifferenzierung, die ebenfalls in einfachen Sozialsystemen strukturell nicht vorgesehen ist.<sup>121</sup>

---

<sup>119</sup> Die Annahme von drei Selektionen als Mindestvoraussetzung von sozialen Prozessen ist in der systemtheoretisch orientierten Therapieforschung üblich. Vgl. etwa Watzlawick/Beavin/Jackson: Menschliche Kommunikation, S. 57.

<sup>120</sup> Luhmann hat vorgeschlagen, die Elemente in ‚Organisationssystemen‘ als ‚Entscheidungen‘ zu betrachten: „Organisationssysteme sind soziale Systeme, die aus Entscheidungen bestehen und Entscheidungen wechselseitig miteinander verknüpfen.“ Luhmann: Organisation und Entscheidung, S. 339 f. Ziel dieser Systeme (bzw. deren Funktion) ist dann das Herstellen von Entscheidungen über irgendwelche Fragen, das können auch wieder ‚Entscheidungen‘ sein. Vgl. ders.: Zweckbegriffe, S. 338. Organisationen in diesem Sinne würde ich nicht auf der Ebene der Ordnungen sozialer Systeme ansiedeln, sondern darunter. Sie umreißen ein bestimmtes ‚Artmodell‘ oder eventuell eine ‚Familie‘.

<sup>121</sup> Vgl. zum Problem der ‚Pausen‘ in einfachen Sozialsystemen Luhmann: Einfache Sozialsysteme, S. 32, sowie die Anm. 40. Aus konversationsanalytischer Sicht: Bergmann: Schweigephasen im Gespräch - Aspekte ihrer interaktiven Organisation.- In: Soeffner: Beiträge, hier insbesondere S. 144, Anm. 1. Zu den Schematismen der Interaktion vgl. allgemein Luhmann:

Die Attributionsbeziehungen werden komplizierter, sobald mehr als zwei Selektionszentren und mehr als drei Selektionen ins Spiel kommen. Das System muß klären, ob und wenn ja wieviele Selektionszentren zugleich handeln und/oder erleben können. Angenommen, das System besteht aus drei Selektionszentren und läßt nur zu, daß jeweils ein Selektionszentrum handelt, dann ist nicht mehr automatisch festgelegt, wer als nächster handeln kann und in welcher Beziehung die beiden Selektionszentren zueinander stehen, die nicht handeln. Es kann keine einfachen komplementären Beziehungen mehr zwischen drei Selektionszentren geben, wenn nur zwei Attributionsbeziehungen möglich sind. Zur Lösung dieser Probleme müssen strukturelle Festlegungen geschaffen werden. Dies geschieht in organisierten Sozialsystemen u.a. dadurch, daß Normen mit den Typisierungen der Rollen so verknüpft werden, daß sie vorab in einem gewissen Umfang festlegen, welche Selektionen von welchen Selektionszentren zu erwarten/auszuführen sind. Diese Attributionsnormen sind ein Äquivalent für die Schematismen in den einfachen Sozialsystemen.

Hinsichtlich der *Ablaufstruktur* werden in einfachen Sozialsystemen ebenfalls nur geringe Voraussetzungen gemacht: Es gilt die Regel, daß jede Selektion an die vorhergehende anschließen muß.

*Diese Regel wird von der formalen Konversationsanalyse ebenso wie von ethnomethodologisch orientierten Autoren akzeptiert. Erstere kann sich dabei auf behavioristische Verhaltensanalysen (Reiz-Reaktionsmuster) und letztere (u. a.) auf Überlegungen von A. Schütz stützen.<sup>122</sup> In seinem Aufsatz ‚Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten‘ nennt Schütz als einen wesentlichen Typ der Verkettung sozialen Handelns jenen, der dadurch gekennzeichnet ist, daß eine ‚vollzogene Handlung‘ eines Interaktionspartners ‚unmittelbar eine Reaktion des anderen motiviert und umgekehrt‘. Er fügt erklärend hinzu: „So wird z.B. meine Frage an den anderen in der Absicht gestellt, ihm eine Antwort zu entlocken, und seine Antwort wird durch meine Frage motiviert.“<sup>123</sup>*

*Sicherlich kann man diese Aussage verschieden auffassen. Eine Folgerung scheint mir die Formulierung des Prinzips der ‚konditionellen Relevanz‘ zu sein, welches von der ethnomethodologisch orientierten Konversationsanalyse zur Erklärung der Abstimmung von Aktivitäten zwischen den Kommunikationspartnern eingeführt wurde: Hörer sind verpflichtet, Wirkabsichten bei einem Sprecher zu unterstellen, Sprecher haben das Recht zu erwarten, daß ihren Äußerungen von den Hörern Motive unterstellt werden. Die ‚konditionellen Relevanzen‘ beziehen sich auf das Verhältnis zwischen Selektion und Anschlußselektion, sie gelten ‚turn-weise‘. Turnweise ist diese Verkettung, um dem Gegenüber die Verständigung zu erleichtern und ihm Eingreifmöglichkeiten in die Aktivitäten des Sprechers offen zu lassen. Schütz spricht in diesem Zusammenhang auch vom ‚Rhythmus sozialen Handelns‘. (Ebd., S. 251)*

*Obwohl Schütz ausdrücklich anmerkte, daß die turn-weise Verknüpfung sozialen Handelns nur ein Typus der Verkettung u.a. ist, wurde gerade dieser Verkettungstypus zur Grundlage der Formulierung der Regeln des Sprecherwechsels (‚turntaking‘) in der Konversationsanalyse gemacht. Die Grundannahme auch der meisten deutschsprachigen Gesprächsanalysen ist diejenige, daß die Sprecher ihre Aktivitäten Zug um Zug festlegen und Bedeutungszuschreibungen jeweils in Abhängigkeit von den unmittelbar vorangehenden und nachfolgenden Äußerungen gemacht werden. Im Prinzip kann nach dieser Auffassung nach jedem turn erneut ad hoc eine Folgeaktivität festgelegt oder nicht festgelegt werden. Ich begrenze die Geltung dieser Annahme auf die einfachen Sozialsysteme.*

Im organisierten Sozialsystem brauchen die Selektionen nicht mehr unmittelbar aneinander anzuschließen und können trotzdem als Elemente für den Systemaufbau in Anspruch genommen werden: In Diskussionen etwa ist es möglich, ‚Fragen‘ zu sammeln. Jede einzelne Frage braucht keinesfalls Bezug auf die vorangehende Frage zu nehmen und wird dennoch als ‚Beitrag‘ gewertet. Derartige Möglichkeiten der Ablauforganisation können schon vorab in den institutionellen Rahmenbedingungen (Komplexitätsdimension) von organisierten Sozialsystemen festgelegt werden.

*Es ist ein Verdienst der Arbeiten von W. Kallmeyer und F. Schütze, die Aufmerksamkeit von Konversationsanalytikern und Kommunikationswissenschaftlern auch auf andere als turn-weise Formen der Verkettung sprachlicher Aktivitäten gelenkt zu haben. Sie nennen diese längerfristig wirksamen Verkettungstypen, auf die sie bei ihren Untersuchungen gestoßen*

---

Schematismen der Interaktion. In: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3, sowie ders.: Erleben und Handeln. In: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.

<sup>122</sup> Bei Sacks/Schegloff/Jefferson und den anschließenden Arbeiten der formalen Konversationsanalyse wird das Prinzip der Begrenzung der Untersuchung auf die ‚turnweise‘ Verknüpfung im Sinne der behavioristischen Verhaltensanalyse unter dem Stichwort des ‚local managed system‘ abgehandelt. Sacks u.a.: A Simplest Systematics, v.a. Abschnitt 5). Vgl. zur Anwendung dieses Theorems in der sozialpsychologischen Interaktionsanalyse z.B. Innerhofer.

<sup>123</sup> Schütz: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten, S. 250. Er bezeichnet diesen Typus des Handelns als einen, bei dem „die umzu-Motive meines Handelns zu weil-Motiven des Handlungspartners werden“.

sind, ‚weiträumige konditionelle Relevanzen‘.<sup>124</sup> Diese konditionellen Relevanzen werden dadurch in Kraft gesetzt, daß sie zu Beginn einer ‚Interaktion‘ (eines Ablaufs) angekündigt und dann ratifiziert werden. Während der Geltungsdauer der ‚weiträumigen konditionellen Relevanzen‘ können die Aktivitäten nicht mehr Zug um Zug festgelegt werden. Der Versuch, die Ablaufstruktur ‚kleinräumig‘, von Sequenz zu Sequenz, zu gliedern, würde das Ordnungsgefüge der Interaktion zerstören.

Für mich ist an dieser Konzeption wichtig, daß die ‚weiträumigen konditionellen Relevanzen‘ vorab, also als strukturelle Voraussetzungen, etabliert werden. Dies ist ein Argument dafür, Annahmen über die Ablaufstruktur in organisierten Sozialsystemen auch in der Komplexitätsdimension und nicht nur in der dynamischen Dimension zu verorten.

Prinzipiell ist zu beachten, daß alle strukturellen Festlegungen in der Komplexitätsdimension lediglich (notwendige) Voraussetzungen für die Ordnung der Prozesse sind. Ob irgendwelche Ereignisse schließlich als Element des Systems behandelt werden, hängt auch von den anderen Dimensionen ab. Selektionen müssen beispielsweise in der dynamischen /79/ Dimension noch als Beitrag zur Lösung von Aufgaben, zur Verständigung über Themen und zur Definition von Beziehungen interpretiert werden, ehe sie als Strukturelemente gelten. Jede Selektion erfährt also in den verschiedenen Dimensionen eine mehrfache selektive Behandlung. Stellt sich etwa in der dynamischen Dimension heraus, daß eine Selektion eines Handelnden kein Beitrag zum Thema ist, so wird sie als ‚Geräusch‘ oder ähnliches und jedenfalls nicht als ein Element der Systemstruktur betrachtet. Das gleiche gilt auch für die ‚Mitgliedschaftsregeln‘: Sie können nur Rechte festlegen, nicht deren adäquaten Einsatz.

Bei der Typisierung der Elemente der Ordnung der ‚Gesellschaften‘ wird man größere Einheiten bilden müssen: Selektionszentren sind nicht eine einzige Rolle, sondern ein in sich noch einmal differenziertes Bündel von Rollen (Statusgruppen, Klassen, Schichten, Lesergruppen und ähnliches) oder soziale Systeme; die Selektionen lassen sich ebenfalls nur als Summe von ‚Handlungen‘, ‚Entscheidungen‘ oder ähnlichem modellieren.

*Vermutlich wird man bei der Beschreibung der Strukturen der Ordnung der ‚Gesellschaften‘ stärker auf die Ergebnisse der ‚Massenkommunikationsforschung‘ (vgl. z.B. Maser: Grundlagen; oder Silbermann/Krüger: Soziologie der Massenkommunikation) zurückgreifen können, als dies bislang für die Zwecke der Beschreibung der Strukturen der organisierten Sozialsysteme möglich war.*

## 2.5.2 Differenzierungsdimension

Einfache und organisierte Sozialsysteme unterscheiden sich im Hinblick auf die konstitutive Funktion, die relevante Umwelt und die Möglichkeiten zu interner Systemdifferenzierung voneinander. Die Funktion von einfachen Sozialsystemen ist immer die Befriedigung von Bedürfnissen von Personalsystemen. Konstitutiv sind für sie immer funktionale Beziehungen zu Personalsystemen. Organisierte Sozialsysteme erfüllen demgegenüber Funktionen für andere Sozialsysteme.

Einfache Sozialsysteme bilden sich bei der Begegnung von Personalsystemen durch die Fokussierung von Bedürfnissen dieser Personalsysteme. Solche Bedürfnisse können natürlich ganz unterschiedlicher Natur sein: Z.B. kann das Personalsystem A das Bedürfnis haben, etwas herzustellen, wozu ihm allein die Fertigkeiten und Informationen fehlen, oder es kann etwas erlebt haben, was es allein weder gut verstehen noch verarbeiten kann. Um seine Bedürfnisse zu befriedigen, muß das Personalsystem A ein Sozialsystem konstituieren oder einem solchen beitreten, welches sich das Ziel setzt, eben dieses Bedürfnis zu befriedigen. Bedürfnisse von Personalsystemen werden mit anderen Worten in Ziele von einfachen Sozialsystemen umgearbeitet. /80/

Angenommen, Personalsystem A trifft Personalsystem B und äußert (wie implizit auch immer) sein Bedürfnis, Personalsystem B akzeptiert diesen Wunsch und besitzt die notwendigen Fertigkeiten und

---

<sup>124</sup> Vgl. etwa Kallmeyer/Schütze: Zur Konstitution. Mittlerweile gibt es eine ganze Reihe von konversationsanalytischen Arbeiten, die sich mit ‚weiträumigen‘ Ordnungsstrukturen beschäftigen. Vgl. etwa Dittmann: Institution und sprachliches Handeln; Bliesener: Die Visite; Brüner/Fichler: Kommunikation in Institutionen; Ingwer: Der evangelische Gottesdienst; Labov/Fanshel: Therapeutic Discourse; Schütze: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Kommunikative Sozialforschung. München 1976; ders.: Strategische Interaktion im Verwaltungsgericht. In: Hassemer u.a.: Interaktion vor Gericht. Baden-Baden 1978; sowie die Arbeiten in Flader/Grmenodzicki/Schröter: Psychoanalyse; Köhle/Raspe: Das Gespräch während der ärztlichen Visite. München 1982; Martens: Zur Herausbildung kommunikativer Handlungsmuster; und die Literaturangaben in Bergmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse; und bei Schank/Schwitalla: Gesprochene Sprache.

Informationen bzw. die Bereitschaft, sich mit den Erlebnissen von A zu beschäftigen, so hat sich ein einfaches Sozialsystem konstituiert. Ein personales Bedürfnis ist in ein soziales Ziel umgearbeitet. Es hat damit seine Struktur verändert. Zur Erreichung des Ziels des Sozialsystems müssen bestimmte Rollen (interaktive Beziehungen) hergestellt, Aufgaben gelöst und Themen abgearbeitet werden. Die Strukturen von einfachen Sozialsystemen ähneln insoweit denjenigen von organisierten Sozialsystemen. Die Personalsysteme (A und B) stehen zu diesem Sozialsystem nur in einer funktionalen Beziehung, sie sind keine Elemente dieses Systems.

*Der ganze komplizierte Theorieaufbau mit der Unterscheidung zwischen den Klassen von Sozialsystemen und Personalsystemen einerseits sowie der Unterscheidung zwischen organisierten und einfachen Sozialsystemen andererseits wäre überflüssig, wenn man davon ausginge, daß ‚Personen‘ ihre Bedürfnisse unmittelbar, ohne die Einschaltung von Sozialsystemen befriedigen könnten. Eine solche Annahme wird aber der Komplexität der realen Phänomene nicht gerecht. Nimmt man andererseits an, daß Personalsysteme nicht unmittelbar interagieren können und daß die Einrichtung von Sozialsystemen zur Befriedigung von Bedürfnissen von Personalsystemen erforderlich ist, dann muß man strikt darauf achten, daß die Elemente von Sozialsystemen soziale Typen und eben keine Personalsysteme sind. Das Verhältnis zwischen Personal- und Sozialsystemen kann dann nicht als strukturelles Problem in Personal- bzw. Sozialsystemen behandelt werden, sondern es muß als Problem der System-Umwelt-Beziehungen bzw. der System-System-Beziehung im Rahmen von Interferenztheorien angegangen werden.*

Die Beziehung zu den Personalsystemen ist in besonderer Weise konstitutiv für die Bestandserhaltung des einfachen Sozialsystems: Bricht eines der Personalsysteme diese Beziehung ab, entweder, weil das Bedürfnis von A erlahmt oder weil B keine Lust mehr hat, ‚auf A einzugehen‘, so kann sich das einfache Sozialsystem nicht mehr aufrechterhalten. Einfache Sozialsysteme benötigen aber nicht nur eine funktionale Beziehung zu Personalsystemen, sie müssen sich auch beständig von diesen Personalsystemen abgrenzen. Gelingt es den Sozialsystemen nicht, sich ausreichend von den vielfältigen Bedürfnissen und Stimmungen der Personalsysteme abzugrenzen, so kann es keine Struktur entwickeln. Eine ‚Instruktion‘ wird dann etwa leicht zu einer ‚Erzählung‘, und das Sozialsystem verliert damit sein ursprüngliches Ziel aus dem Auge. Es mag sein, daß sich ein anderes System bildet, es kann aber auch sein, daß das Treffen abgebrochen wird.

Natürlich gehören Personalsysteme auch zur Umwelt von organisierten Sozialsystemen, aber diese haben durch die Etablierung und Thematisierung von Mitgliedschaftsregeln und durch andere Mechanismen bessere Möglichkeiten, sich von den Personalsystemen abzugrenzen. Die Interferenz von Personalsystemen führt nicht sofort zu Problemen der Bestandserhaltung; die Negation institutioneller Regeln durch Personalsysteme führt nicht unmittelbar zur Veränderung von Institutionen. Vielmehr setzen solche Veränderungen /81/ mehrfache und massenhafte (historische) Negationsprozesse voraus. Andererseits können Institutionen relativ rasch von übergeordneten organisierten Sozialsystemen oder vom Gesellschaftssystem verändert oder abgeschafft werden. Im Gegensatz zu den einfachen Sozialsystemen sind für die Organisationen andere Organisationen oder das Gesellschaftssystem die relevante Umwelt, zu der funktionale und abgrenzende Beziehungen aufgebaut und aufrechterhalten werden müssen.

Schließlich unterscheiden sich die beiden Ordnungen von Sozialsystemen auch hinsichtlich der Möglichkeiten zu einer internen Differenzierung. Organisierte Sozialsysteme sind immer intern in Subsysteme differenziert. Einfache Sozialsysteme können sich nur additiv aneinanderreihen, wobei jeweils wieder Personalsysteme als Mittelglied zwischengeschaltet werden müssen.

Relativ häufig kommt es vor, daß organisierte Sozialsysteme einfache Sozialsysteme als Subsysteme in den eigenen Systemaufbau integrieren. Eine solche Form der Systemdifferenzierung kann zwar nicht im strikten Sinn organisiert werden, aber das Sozialsystem kann Vorkehrungen treffen, die es erleichtern, immer dann, wenn sich einfache Sozialsysteme ‚zufällig‘ bilden, diese zu nutzen. Forschungssysteme nutzen so etwa einfache Sozialsysteme, die sich bei Gruppendiskussionen herausbilden, zur Erhebung affektiver Daten. (Vgl. 3.6 und 4.6)

### 2.5.3 Selbstreferentielle Dimension

In dieser Dimension liegt der Ursprung für die Unterscheidung zwischen den Ordnungen der einfachen und der organisierten Sozialsysteme. Zwar sind alle Sozialsysteme selbstreferentielle Systeme und besitzen darüberhinaus auch prinzipiell die Möglichkeit zur Strukturverstärkung durch Reflexion, aber die

Reflexion ist für einfache Sozialsysteme lediglich eine Möglichkeit, die ad hoc und sparsam eingesetzt wird, während sie für organisierte Sozialsysteme und Gesellschaften konstitutiv ist.

Typischerweise finden in einfachen Sozialsystemen Thematisierungen zur Herstellung (und Verstärkung) der Rahmenbedingungen (Komplexitätsdimension) und zur Erklärung der Ziele des Systems (Differenzierungsdimension) statt: „Hast du gerade einmal Zeit, ich muß dir etwas erzählen!“ oder „Kennen Sie sich hier aus? Ich weiß nicht, wie ich zum Bahnhof kommen kann.“ Eine Ablaufstruktur ist zwar in diesen Systemen auch vorhanden, aber sie ist nicht reflektiert und damit auch nicht sozial einklagbar. Thematisierungen der Ablaufstruktur sind in einfachen Sozialsystemen sichere Anzeichen dafür, daß die Struktur dieser Dimension gefährdet ist, Krisen bewältigt werden müssen: „Willst du mir nun zuhören oder nicht? Sonst höre ich nämlich mit dem Erzählen auf!“

Die Identität von einfachen Sozialsystemen ist nicht noch einmal durch ‚Namen‘, /82/ also durch eine Zusammenfassung der Reflexion der selbstreferentiellen Strukturen, gesichert. Einfache Sozialsysteme haben keinen Namen, der den Bezeichnungen von Institutionen irgendwie vergleichbar wäre. Dieser Umstand hat erhebliche Konsequenzen für die Rekonstruktion von Normalformmodellen einfacher Sozialsysteme. Zwar haben diese Systeme auch eine Identität, aber weil diese nicht sozial thematisiert wird, bietet sie sich nicht als Einstieg für die analytische Tätigkeit des Forschers an. Auf das Problem der Stabilisierung von Forschungsgegenständen durch ‚Namen‘ gehe ich in 3.5.1 noch einmal ein.

Für organisierte Sozialsysteme und für Gesellschaften ist eine mehr oder weniger umfassende Reflexion der selbstreferentiellen Strukturen eine notwendige Bedingung der Systemerhaltung und der erfolgreichen Abwicklung der Aufgaben. Sie müssen ihre Strukturen thematisieren, um ihre Funktion zu erfüllen. Es genügt nicht, daß Programme latent vorhanden sind. Sie müssen thematisiert werden, und diese Thematisierung muß noch einmal zur Steuerung der Prozesse eingesetzt werden können. ‚Organisationen‘ reflektieren Programme, setzen diese Reflexionen zur Verstärkung (Optimierung) der verschiedenen Systemstrukturen ein und behandeln diese Thematisierungen noch einmal als strukturelle, identitätsstiftende Merkmale des Systems.

Die einzelnen Arten und Familien von organisierten Sozialsystemen unterscheiden sich danach, welche Programme sie in welcher Form und Ausführlichkeit reflektieren. Relativ schwach sind die Programmthematizierungen bei ‚Gruppen‘ (z.B. Diskussions- oder Selbsterfahrungsgruppen), relativ ausführlich in ‚Institutionen‘ wie etwa Krankenhäusern, Ordnungsämtern oder dem Gericht.

In Krankenhäusern beispielsweise haben die Rollen (Patienten, Krankenschwestern, Pfleger, Assistenz-, Ober- und Chefärzte) bestimmte Erwartungen an ihre Aufgaben, ihre Beziehungsdefinitionen usw. Diese Erwartungen bleiben nicht latent, sondern sie werden beständig als Programm zur Steuerung des Systems eingesetzt. Der Patient kann darauf verweisen, daß er ein ‚Recht‘ hat, in bestimmter Weise behandelt zu werden. Das Recht von Privatpatienten, vom Chefarzt behandelt zu werden, gibt dem System eine Struktur, an der sich die Beteiligten permanent – und nicht nur ad hoc - orientieren können. Wichtige Merkmale der selbstrepräsentativen Struktur der selbstreferentiellen Dimension sind m.a.W. ‚manifestiert‘ oder ‚thematisiert‘. Die Ablauforganisation (Normalformerwartungen über den Ablauf) in Institutionen ist weitgehend festgelegt, gelegentlich explizit kodifiziert (Tagesordnungen, Protokolle, Strafprozeßordnung usw.).

Die Identität des Systems ist durch die prospektive Festlegung von Funktionen und Zielen und die Abgrenzung gegenüber anderen Systemen gesichert: Organisationen besitzen eine Bezeichnung (Namen), mit dem einklagbare Merkmale verbunden sind. Typischerweise sind sie zeitlich von vornherein begrenzt und räumlich festgelegt. Aufgrund ihrer funktionalen Einbettung in andere organisierte Sozialsysteme oder in Gesellschaften sind die organisierten Sozialsysteme auch extern strukturverstärkt, und diese Strukturverstärkung wird häufig thematisiert. /83/

Organisierte Sozialsysteme bilden spezielle Vorkehrungen aus, um die Identität des Systems im System aufrechtzuerhalten, z.B. wird bestimmten Rollen die Aufgabe der Systemrepräsentation zugeschrieben: Parlamentspräsidenten achten auf die Einhaltung der ‚Geschäftsordnung‘, Richter auf die ‚Würde des Gerichts‘, Therapeuten auf die Aufrechterhaltung des ‚Settings‘ usw. In Gesellschaften können Subsysteme mit dem Ziel ausgebildet werden, die Identität des Systems nach außen zu repräsentieren: ‚Botschaften‘ in anderen Ländern, Organe des ‚Grenzschutzes‘ an den Systemgrenzen.

In organisierten Sozialsystemen sind die selbstregulativen Programme in der Regel optimiert.<sup>125</sup> Es sollen mit minimalem Aufwand optimale Ergebnisse erzielt werden. Dazu müssen optimale Umwelten und Rahmenbedingungen gesucht und Kompromisse zwischen den optimalen Bedingungen in den verschiedenen Dimensionen mit dem Ziel gesucht werden, einen möglichst effizienten Ablauf zu garantieren. Dieses effiziente Programm kann (in Teilen) thematisiert und programmverstärkend eingesetzt werden.

Alle organisierten Sozialsysteme besitzen spezielle Programme zur Behandlung von ‚Krisen‘. Die Selbstkorrektur setzt die soziale Manifestation von (Teilen von) Programmen voraus und baut auf ihnen auf. Die Behandlung dieser Mechanismen für den Umgang mit Abweichungen von den organisierten Strukturen erfolgt im Rahmen einer Theorie der ‚Selbstidentifizierungs- und Selbstkorrekturprogramme‘. An dieser Stelle mag der Hinweis genügen, daß alle organisierten Sozialsysteme Maximen darüber entwickeln, welche Rollen oder Subsysteme in welcher Weise mit solchen Abweichungen umzugehen haben.

*Dieser Aspekt wird in der Literatur als Spezifikum von Institutionen immer wieder hervorgehoben: „Institutionen setzen weiter Historizität und Kontrolle voraus [...]“, schreiben beispielsweise P. Berger und Th. Luckmann. „Durch die bloße Tatsache ihres Vorhandenseins halten Institutionen menschliches Verhalten unter Kontrolle. Sie stellen Verhaltensmuster auf, welche es in eine Richtung lenken, ohne ‚Rücksicht‘ auf die Richtungen, die theoretisch möglich wären. Dieser Kontrollcharakter ist der Institutionalisierung als solcher eigen. Er hat Priorität vor und ist unabhängig von irgendwelchen Zwangsmaßnahmen, die eigens zur Stützung einer Institution eingesetzt werden oder worden sind.“ (Berger/Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion, 58f.) Der Hinweis auf den sekundären Charakter von Sanktionsprogrammen ist wichtig: Diese Programme dienen der Strukturverstärkung und setzen insofern Strukturen voraus.*

*Typischerweise sind es die Professionals in Institutionen, die auf die Einhaltung der Programme achten. Lehrer entscheiden, welche Beiträge zum ‚Unterricht‘ gehören und welche Ereignisse als ‚Geräusch‘ - und damit als Störung des Systems – behandelt werden. Es gibt dann abgestufte Programme zum Umgang mit diesen Störungen: z.B. Hinweise auf das Programm, Thematisierungen der Rollenanforderungen, Sanktionen wie z.B. ‚Einträge ins Klassenbuch‘ usw. Die Kenntnis zumindest eines Teils dieser Programme zum Umgang mit Abweichungen ist selbst wieder eine Voraussetzung des Systemaufbaus. Sie sind ein Merkmal, welches bei der Selbst- und Fremdidentifizierung der Systeme benutzt wird.*

*N. Luhmann hat die Herausbildung solcher Mechanismen und Rollen, deren Funktion /84/ die Korrektur von Abweichungen von Normalformervartungen ist, am Beispiel der Rechtspflege anschaulich beschrieben: „Die Institutionalisierung normativer Erwartungen kann nicht einfach dem Geschehen der Situation und den Zuschauern, den umstehenden Dritten, dem anonymen ‚Jedermann‘ überlassen bleiben, obwohl die Zuschauer in den Rechtsprozessen einfacherer Gesellschaften noch eine wesentliche, oft ausschlaggebende Bedeutung besitzen und ihr Dabeisein das Institutionelle des Rechtsgeschehens bekräftigt. Mehr und mehr wird der relevante Konsens, das maßgebende Urteil, nur noch von den Richtern erwartet, die das institutionelle Meinen verbalisieren und zugleich jenes reaktive und darstellende Handeln an sich ziehen, das die Norm über die Enttäuschung hinwegbringt und ihre Fortgeltung symbolisiert. Diese Verbindung erweist sich also so vorteilhaft, daß ihr zunehmend auch die Kontrolle über die Sanktionen zufließt. Der Spruch des Richters ist dann die Norm, deren Sanktionierung durch die am Streit Unbeteiligten zu erwarten ist und der sich die Parteien daher fügen müssen. [...] Von hier aus ergeben sich neue Erfordernisse der Institutionalisierung. Sie muß sich auch auf die Rolle und die Kompetenz des Richters und auf das Verfahren erstrecken.“ (Luhmann: Normen in soziologischer Perspektive, S. 44).*

Zusammenfassend kann man sagen, daß in organisierten Sozialsystemen Normalformervartungen (selbstrepräsentative Strukturen) manifestiert, selbstregulative Programme optimiert und Identitätskonzepte durch spezielle Mechanismen verstärkt werden.<sup>126</sup>

---

<sup>125</sup> Vgl. zur Interpretation von ‚Institution‘ und ‚Organisation‘ als ‚Optimierung‘ und ‚Reflexion‘ von Programmstrukturen auch Luhmann: Normen in soziologischer Perspektive, S. 41: „Die Funktion von Institutionen liegt in der Ökonomie des Konsenses, und die Ersparnis wird hauptsächlich dadurch erreicht, daß der Konsens im Erwarteten vorweggenommen wird, kraft Unterstellung fungiert und dann normalerweise gar nicht mehr konkret abgefragt werden muß.“ Zum Reflexionscharakter vgl. etwa ders.: Zweckbegriffe, S. 340: „Formale Organisation ist jene evolutionäre Errungenschaft, die es den Entscheidungsprozessen ermöglicht, reflexiv zu werden.“ Vgl. dort auch die Angaben zur Optimierung S. 106 ff. und S. 278 ff.

<sup>126</sup> Ich habe in diesem Abschnitt die Überlegungen aus 2.4.3.4 wieder aufgenommen und eine Reihe zusätzlicher Hinweise auf die Richtung gegeben, in die bei der Formulierung von spezielleren Strukturtheorien über die selbstreferentielle Dimension organisierter Sozialsysteme m.E. gegangen werden kann. Die oben schon angesprochenen offenen Fragen zu diesem Problembereich werden auch in diesem Abschnitt nicht beantwortet.

## 2.5.4 Dynamische Dimension und Medien

Die eben geschilderten Besonderheiten der selbstregulativen Dimension von organisierten Sozialsystemen haben auch Konsequenzen für die dynamische Dimension. Vielleicht kann man so sagen: In organisierten Sozialsystemen wird die Kooperationsstruktur von vornherein reflektiert, es entstehen verhältnismäßig genaue Ablaufwartungen, die Ablaufstruktur ist optimiert und es gibt spezielle Vorkehrungen, um Abweichungen von dieser Struktur rasch wieder zu normalisieren. Diese selbstreflexive Verstärkung der kooperativen Struktur führt zu Disharmonien in der dynamischen Dimension. Die Aufmerksamkeit ist einseitig auf die Kooperationsstruktur gerichtet, während auf der anderen Seite die interaktiven und kommunikativen Strukturen ‚im Hintergrund‘ bleiben. Hier liegt die Ursache für die Betonung der zweckrationalen, zielgerichteten Ablaufstruktur von Institutionen im Alltagsbewußtsein. Ganz anders stellt sich die dynamische Dimension einfacher Sozialsysteme dar. Das Verhältnis zwischen der kommunikativen, der interaktiven und der kooperativen Struktur scheint insofern ausgeglichen zu sein, als prinzipiell jede Struktur von vornherein nur in einem sehr geringen Ausmaß sozial thematisiert ist. Zunächst bleibt weitgehend offen, welche Aufgaben als ‚lösbare‘, kooperative Aufgaben behandelt werden. Erst bei Bedarf wird ad hoc und häufig im Nachhinein eine ‚Aufgabe‘, ein ‚Thema‘ oder eine ‚Beziehungskonstellation‘ thematisiert. Die Erfüllung dieser Aufgabe, die Verständigung über jenes Thema oder die Herstellung der bestimmten Beziehungskonstellationen erscheint dann als Kooperationsziel bzw. als Funktion für ein Anschlußsystem. /85/

Diese Modellierung geht von der alltäglichen Erfahrung aus, daß in vielen Zweiergesprächen unklar bleiben kann, welche gemeinsamen Ziele verfolgt werden, ohne daß dadurch der soziale Zusammenhang gefährdet wird. Es besteht kein Zwang, sich vorab in diesen sozialen Zusammenhängen Ziele zu setzen und Abläufe festzulegen. Natürlich ergibt sich im Fortgang der Unterhaltung immer eine bestimmte Struktur und diese Struktur wirkt wiederum auf die nachfolgenden Beiträge ein, aber diese Abfolge ist nicht sozial einklagbar. Luhmann spricht in diesem Zusammenhang davon, daß in einfachen Sozialsystemen die ‚Funktion der Strukturierung selektiver Prozesse weitgehend der Geschichte zufällt‘, daß die ‚Systemgeschichte als Struktur dient‘. (Luhmann: Einfache Sozialsysteme, S. 27)

Einfache Sozialsysteme besitzen eine immense Flexibilität, weil sie offen (unthematisiert) lassen können, welche der drei Strukturen der dynamischen Dimension im Vordergrund stehen sollen. Solange keine Thematisierung vorgenommen ist, können auch interaktive Strukturen wie ‚Liebe‘, ‚Barmherzigkeit‘, ‚Vertrauen‘, ‚Aggression‘ u.a. die dynamische Dimension bestimmen. Werden diese Interaktionsstrukturen thematisiert, so verändert sich ihr Charakter. Sie werden in manifeste kooperative Zwecke umgearbeitet. Aus den Interaktionssystemen werden organisierte Sozialsysteme.<sup>127</sup>

*Mit diesem Phänomen hat sich G. Bateson in seinen Arbeiten auseinandergesetzt. Er sieht in der Zwecksetzung einen Faktor, der das Gleichgewicht der Prozesse in sozialen und psychischen Systemen nachhaltig stört. „Bewusste Zwecksetzung“, sei sie nun individuell oder sozial vorgenommen, hat „die Macht, das Gleichgewicht des Körpers, der Gesellschaft und der biologischen Welt um uns herum über den Haufen zu werfen.“ (Bateson: Ökologie, S. 559) Hinter dieser Auffassung steht die Überzeugung, daß die ‚natürlichen‘ sozialen und psychischen Prozesse eine zirkuläre Struktur besitzen. Diese wird durch soziale Zwecksetzung oder (psychische) Reflexion aufgebrochen, die Prozesse werden linearisiert. „Zweckgerichtetes Bewußtsein zieht aus dem gesamten Geist Sequenzen, die nicht die Schleifen-Struktur haben, welche für die ganze systemische Struktur charakteristisch ist.“ (Ebd.)*

Letztlich scheint mir die Einführung von ‚Organisationsberatung‘, ‚Teamsupervision‘, ‚berufsbezogener Selbsterfahrung‘ usw. dem Bedürfnis zu entspringen, die konstitutiven Einseitigkeiten von organisierten Sozialsystemen durch die Sensibilisierung für latente (interaktive und kommunikative) Strukturen zu kompensieren.

Eine forschungspraktische Konsequenz dieser Festlegung von Unterschieden zwischen einfachen und organisierten Sozialsystemen ist, daß es nicht sinnvoll ist, von vornherein die Kooperationsstruktur zum Ausgangspunkt der Analyse der dynamischen Dimension von einfachen Sozialsystemen zu machen. Dieses Herangehen hat seine Berechtigung für die organisierten Sozialsysteme, erschwert aber das

<sup>127</sup> Vgl. zu diesen nicht rationalen Strukturelementen Bateson: Ökologie, S. 549 ff., hier S. 563; S. 566 ff., hier S. 574. Zu ‚Vertrauen‘ allgemein auch Luhmann: Vertrauen - Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart 1968.

Verständnis der Dynamik einfacher Sozialsysteme./86/ Die Annahmen über die Unterschiede in der dynamischen Dimension der verschiedenen Ordnungen der Sozialsysteme sind noch ganz hypothetisch. Das gleiche gilt auch für die Annahmen über die Unterschiede der Medien.

Nach entsprechender theoretischer und empirischer Vorarbeit sollte es jedoch möglich sein, Präferenzen hinsichtlich der Medien anzugeben, die in den einzelnen Ordnungen der sozialen Systeme zur Selektionsverstärkung in Anspruch genommen werden. In einfachen sozialen Systemen, die in Anwesenheit gebunden sind, sind beispielsweise sprachliche Symbolsysteme nicht unbedingt erforderlich.

Hier können gestische und andere Zeichensysteme eingesetzt werden. In organisierten Sozialsystemen dürfte selbst eine Sprachverwendung im Zeigfeld nicht für alle Gelegenheiten ausreichen. Es werden vollständige Sätze verwendet, die auf ein sprachlich konstituiertes Symbolfeld verweisen. Für Gesellschaften schließlich scheint die Verwendung einer Standardschriftsprache - also eines sprachlichen Zeichensystems, dessen Bedeutungen und Verknüpfungsregeln weitgehend kodifiziert sind und das über eine schriftliche Existenzform verfügt - ein brauchbares Abgrenzungskriterium.

## 2.6 Annahmen über die Dimensionen der Personalsysteme

Personalsysteme gehören zur relevanten Umwelt von Sozialsystemen. Sozialsysteme können nicht umhin, zu Personalsystemen (funktionale) Beziehungen aufzunehmen und sich von ihnen abzugrenzen. Diese Kontakte zwischen den verschiedenen Klassen und Ordnungen von Systemen der kommunikativen Welt führen dazu, daß sich die (benachbarten) Systeme bis zu einem gewissen Grad wechselseitig repräsentieren. Ich gehe in diesem Abschnitt nur insoweit auf die modelltheoretischen Vorstellungen über die Personalsysteme ein, als es für das Verständnis der Beziehung zwischen Sozialsystemen und Personalsystemen erforderlich ist. Ich beschreibe die Personalsysteme aus der Perspektive der Sozialsysteme und gebe Hinweise darüber, wie die Personalsysteme in den Sozialsystemen repräsentiert sind.

Wollte man die Personalsysteme von einem kommunikationswissenschaftlichen Standpunkt aus systematisch beschreiben, so müßte man zunächst die Merkmale und permanenten Probleme in den vier Dimensionen der Klasse der psychischen Systeme beschreiben und dann spezifischere Theorien aufstellen, die es ermöglichen, zwischen der Ordnung der Personalsysteme und anderen Ordnungen zu unterscheiden. Insbesondere müßten Theorien über den Problembereich ausformuliert werden, den ich unter dem Oberbegriff *Kommunikation* zusammengefaßt habe: die Referenz auf Umwelt (Wahrnehmen), die Repräsentation von System-Umwelt-Beziehungen in dem System für das System und die reflexive Verstärkung einzelner Repräsentanzen (Informationen) zu Identitätskonzepten. Dies sind wohlgermerkt Konstitutionsprobleme der psychischen Systeme. Kommunikation *zwischen* Personalsystemen oder *zwischen* Personal- und Sozialsystemen gibt es in dieser Konzeption nicht, wohl aber vielfältige Typen von Interferenzen.

Sozialsysteme behandeln Personalsysteme nicht als ‚einfache‘ Elemente, sondern als mehrdimensionale, komplexe, differenzierte, selbstreflexive, informationsverarbeitende /87/ Systeme. Entsprechend können beliebige ‚Umweltreignisse‘, die Personalsystemen zugeschrieben werden, differenziert zugeschrieben werden. Die Bedingung der Möglichkeit einer solchen differenzierten Zuschreibung ist die Repräsentation eines entsprechend differenzierten und komplexen Modells von Personalsystemen bei den Sozialsystemen und seinen Elementen. Es ist anzunehmen, daß die unterschiedlichen Ordnungen von Sozialsystemen und insbesondere natürlich die verschiedenen Artmodelle ihre Umwelt unterschiedlich repräsentieren und deshalb auch unterschiedliche Bilder von Personalsystemen ausbilden. Bezugssysteme der nachfolgenden Darstellung sind die organisierten Sozialsysteme.

Personalsysteme sind komplexe, intern differenzierte Systeme. Sie können Umweltkontakt (in der Differenzierungsdimension) nur über komplexen Innenkontakt aufnehmen. Jeder Umweltkontakt ist das Produkt mannigfaltiger interner Prozesse. Insofern kann man Personalsysteme als geschlossene Systeme beschreiben. Sie können als ‚offene‘ Systeme bezeichnet werden, wenn man ausdrücken will, daß sie beständig Umweltkontakt haben. Die Elemente personaler Systeme in der Komplexitätsdimension sind Selektionszentren und Selektionen. Und zwar unterscheide ich im Anschluß an psychoanalytische Überlegungen drei Selektionszentren, das Gefühl (Es), das Bewußtsein (Ich) und die sozialen Normen (Über-Ich). Die Selektionen fasse ich als psychische Ereignisse auf. Sie werden immer (mindestens) einem Selektionszentrum zugeschrieben und dadurch strukturiert.

Eine in der Intention ganz ähnliche Differenzierung der ‚Person‘ findet man bei H. Mead und in neueren soziologischen Rollentheorien. Mead<sup>128</sup> setzt die Person aus zwei ‚Teilen‘ zusammen, dem ‚me‘ - einer „bestimmten Organisation der Gemeinschaft, die in unseren Handlungen“ (ebd., S. 221) ist - und dem ‚I‘, welches „das Gefühl [!] der Freiheit, der Initiative liefert“ (ebd.). Identität entsteht aus dem Zusammenwirken der Normen und der ‚unberechenbaren‘, triebhaften Subjektivität.

In der Diskussion um die Vor- und Nachteile der Rollentheorien hat sich im Laufe der Zeit immer stärker die Notwendigkeit gezeigt, neben dem Modell sozialen Rollenhandelns auch Konzepte wie ‚personale Identität‘ oder ‚Rollendistanz‘ (Goffman) einzuführen und komplizierte ‚Inter- und Intrarollen‘ zu unterscheiden<sup>129</sup>. Die theoretische Voraussetzung zu dieser Differenzierung ist letztlich eine Theorie personaler Systeme, die über interne Relationierungsmöglichkeiten verfügt: Nicht nur die ‚Rolle‘ als kompakte Entität kann sich zur Umwelt in Relation setzen, sondern das Rollenhandeln erscheint als ein Selektionsvorgang (u.a.), der selbst von komplizierten internen Relationierungsprozessen abhängig ist.

Das permanente Problem, welches die Differenzierungsdimension personaler Systeme konstituiert, ist die Umsetzung von Umweltreizen in interne (psychische) Repräsentanzen. Zur relevanten Umwelt von Personalsystemen gehören mindestens biologische und soziale Systeme sowie andere Personalsysteme. Entsprechend kann man speziellere (Struktur-)theorien darüber aufstellen, wie diese unterschiedlichen Klassen von Umweltsystemen an das Personalsystem angrenzen und von diesem ‚repräsentiert‘ werden. /88/

Betrachtet man die dynamische Dimension von Personalsystemen, so hat man es nur noch mit verschiedenen psychischen Repräsentanzen zu tun, nicht mehr mit der Umwelt dieser Systeme. Das konstitutive permanente Problem der dynamischen Dimension ist die selektive Weiterverarbeitung und Strukturierung dieser Repräsentanzen (Umweltreize).<sup>130</sup>

Die psychischen Repräsentanzen sind in jedem Fall gegenüber den Strukturen der biologischen, sozialen und personalen Systeme von reduzierter Komplexität. Für die Selektionszentren, die diese Informationsfülle in der dynamischen Dimension zu verarbeiten haben, sind sie allerdings wieder von unfaßbarer Komplexität.

Vorläufig gehe ich davon aus, daß sich die Prozesse in der dynamischen Dimension durch drei Strukturtheorien ordnen lassen. Einmal kann man die psychischen Prozesse als Selektion aus den Repräsentationen der biogenen Systeme, das ist die ‚Trieb- und Affektwelt, auffassen. Als Selektionszentrum erscheint in diesem Fall das ‚Gefühl‘. Zum anderen kann man die psychischen Prozesse als Weiterverarbeitung der von anderen Personalsystemen ‚gespiegelten‘ (eigenen) Lebensgeschichte betrachten. Die Lebensgeschichte erscheint als Ansammlung von immer wieder neu zu ordnenden ‚Spiegelungserlebnissen‘. Die Ordnungsleistung wird dem Bewußtsein zugeschrieben. Schließlich lassen sich die psychischen Prozesse als Selektionen aus (verinnerlichten) sozialen Normen, Wissen und Fähigkeiten auffassen. Das Selektionszentrum dieser Struktur kann man ‚Über-Ich‘ nennen.

Die Idee, das ‚Über-Ich‘ als Repräsentation sozialer Strukturen zu begreifen, wurde von Freud vor allem in seinen kulturkritischen Schriften (‚Unbehagen in der Kultur‘, ‚Massenpsychologie und Ich-Analyse‘ sowie ‚Totem und Tabu‘) begründet. Das Über-Ich erscheint hier als der ‚wirksamste Träger der kulturellen Überlieferung‘ (Zukunft einer Illusion, 1927). Es sichert insoweit den Bestand der sozialen Gemeinschaft.

An diesem Punkt gibt es enge Verbindungen zwischen der marxistischen Konzeption des Individuums als ‚Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse‘ und der psychoanalytischen Konzeption. Dies zeigt sich z.B. in L. Sèves ‚Theorie der Persönlichkeit‘ und in den verschiedenen Arbeiten, die sich auf das ‚Interiorisationskonzept‘ berufen, von Wjgotsky über A.N. Leontjew bis Holzkamp. Deutlich davon zu unterscheiden sind Persönlichkeitskonzeptionen, die nicht auf den sozialen, sondern auf den biophysiologicalen Repräsentanzen aufbauen, wie etwa dasjenige von S.L. Rubinstein. Intrapsychische Prozesse widerspiegeln hier nicht soziale Strukturen (äußeres Handeln, praktische Operationen oder ähnliches), sondern grundlegende physiologische Prozesse, etwa die von Pawlow beschriebenen Prozesse der ‚Irradiation‘ und der ‚Konzentration‘ von ‚Erregung‘ und ‚Hemmung‘. (Vgl. z.B. Rubinstein: Das Denken, S. 11)

---

<sup>128</sup> Mead: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/M. 1978.

<sup>129</sup> Vgl. Dreitzel: Rollentheorie. In: Heigl-Evers: Sozialpsychologie, Bd. 1, S. 70-77.

<sup>130</sup> Ich denke dabei an Modelle intrapsychischer Informationsverarbeitung, wie sie etwa von Klix (Lernende Systeme. Berlin 1973, hier vor allem S. 202 ff.) geschildert werden. Im Rahmen von spezielleren Strukturtheorien der dynamischen Dimension müßte man im einzelnen festlegen, welche unterschiedlichen permanenten Probleme der Informationsverarbeitung angenommen werden sollen.

*Wenn man das Über-Ich als Introjekt oder Interiorisation (normativer) sozialer Strukturen auffaßt, dann ist der Freudsche Vorschlag, Gesellschaftsanalyse zu betreiben, um daraus Rückschlüsse auf die Strukturen der psychischen Apparate (soweit sie das Über-Ich betreffen) zu ziehen, nur konsequent.<sup>131</sup>*

Jedes menschliche Individuum (Exemplar eines Personalsystems) selegiert aus den vielfältigen sozialen Strukturen bestimmte Ausschnitte. Diese Selektionen „wirken als eine /89/ Art Regulativ zwischen Innen- und Außenwelt.“ Das Über-Ich „strafft, es lobt, es macht Gewissensregungen und begründete Selbstbeobachtungen. Es reguliert das Selbstbewußtsein wie auch viele Handlungen. Es schafft Gewohnheiten von Haltungen und Verhaltensweisen eines Charakters.“<sup>132</sup> Es wirkt mit anderen Worten als eine intrapsychische Instanz, die als Relevanzsystem für die ‚Ordnung‘ von Handeln und Erleben des Personalsystems eingesetzt wird. Umweltreize aus der sozialen Welt werden durch diese Instanz gefiltert und geordnet.

*Nähme man an, daß Personalsysteme ausschließlich entsprechend dieser (normgerecht interiorisierten) Relevanzsysteme handeln würden, könnte man sagen, sie verhielten sich entsprechend sozialen Normalformervartungen. Sie träten dann im Grunde nur als soziale Rollen und nicht eigentlich als Personalsysteme auf. Ein solches ‚normgerechtes‘ Verhalten ist aber unwahrscheinlich, weil schon die Aneignung sozialer Strukturen selektiv verläuft und die weitere Verarbeitung dieser Repräsentationen durch die verschiedenen Selektionszentren ein weiterer selektiver Prozeß ist, in dem auch ganz andere Relevanzsysteme (Gefühl, biographische Bedürfnisse) eine Rolle spielen.*

Das permanente Problem der selbstreferentiellen Dimension ist die integrierte Repräsentation der Strukturen der anderen Dimensionen. Erst in dieser Dimension läßt sich das Problem der ‚Identität‘ oder, wenn man sich an die Terminologie von Freud anlehnen will, des ‚Selbst‘, behandeln.

*Freud betrachtet in seinem topographischen Modell des psychischen Apparates das Personalsystem als eine Aneinanderreihung dreier Systeme: „Wir stellen uns also den seelischen Apparat vor als ein zusammengesetztes Instrument, dessen Bestandteil wir Instanzen oder der Anschaulichkeit zuliebe Systeme nennen wollen. Dann bilden wir die Erwartung, daß diese Systeme vielleicht eine konstante räumliche Orientierung gegeneinander haben, etwa wie die verschiedenen Linsensysteme des Fernrohrs hintereinander stehen.“<sup>133</sup> Die theoretische Frage, die sich im Anschluß an dieses Modell stellt, ist, wie die verschiedenen Systeme zu integrieren sind. Freud muß letztlich ein Supersystem annehmen, in dem die eben beschriebenen drei Systeme als Elemente (Teilsysteme) aufgefaßt werden. Ich bin von vornherein von einem vierdimensionalen Systemmodell ausgegangen und behandle das Integrationsproblem in der selbstreferentiellen Dimension.<sup>134</sup>*

Ähnlich wie für Sozialsysteme besteht auch für Personalsysteme in der selbstreferentiellen Dimension die Möglichkeit, Teile dieser Struktur zu reflektieren. Im Prinzip ist die selbstreferentielle Struktur ‚vorbewußt‘: Es besteht keine Notwendigkeit für das Personalsystem, seine Repräsentationen - sein latentes Selbstbewußtsein - beständig zu thematisieren. Jede Reflexion des Selbstbewußtseins ist prinzipiell begrenzt. Das Selbstbewußtsein ist nach dieser Konzeption schon das Produkt einer mehrfach selektiven Behandlung der Strukturen der Dimensionen, das reflektierte Selbstbewußtsein verhält sich zum Selbstbewußtsein noch einmal selektiv.<sup>135</sup> /90/

Nimmt man einmal an, daß Sozialsysteme eine ähnlich komplexe Vorstellung von Personalsystemen besitzen, wie ich sie eben skizziert habe, so eröffnen sich ihnen eine Vielzahl von Möglichkeiten, Interferenzen zu behandeln. Sozialsysteme brauchen interferierende Ereignisse nicht mehr dem

---

<sup>131</sup> Vgl. Freud: Das Unbehagen in der Kultur. In: ders.: GW. Studienausgabe. Frankfurt/M. 1982 (1930), Bd. 9, S. 267. Die Frage nach der theoretischen Modellierung des ‚Über - Ich‘ (und der anderen Instanzen) ist in der psychoanalytischen Diskussion alles andere als geklärt. (Vgl. zur Diskussion z.B. Sandler 1964). Das Über-Ich wird sowohl als eine ‚Instanz‘, ‚Richtung gebend für unser Handeln‘ (besonders deutlich bei Eicke 1976) behandelt, als auch als Introjektion sozialer ‚Strukturen‘. Wie diese beiden Kategorisierungen zusammenhängen und ob sich ein solcher Zusammenhang überhaupt in einem Modell darstellen läßt, ist unentschieden. Diese Unklarheiten führen auch zu Problemen, wenn man das Verhältnis zwischen den einzelnen Instanzen bzw. Repräsentationen klären will. Fragen, die sich in diesem Zusammenhang immer wieder einstellen, sind z.B.: Wie wirken Ich, Es und Über - Ich aufeinander ein, unvermittelt oder vermittelt und wenn ja, wie? Aus welchen Repräsentanzen können die einzelnen Instanzen auswählen usw.?

<sup>132</sup> Eicke: Das Über-Ich - Eine Instanz, richtunggebend für unser Handeln. In: ders.: Freud und die Folgen. München 1976, Bd. 1, S. 499.

<sup>133</sup> Freud: Die Traumdeutung. In: ders.: GW. Studienausgabe. Frankfurt/M. 1982 (1900), Bd. 2, S. 513.

<sup>134</sup> Über die verschiedenen Entwicklungsstadien der Persönlichkeitstheorie von Freud informiert kurz und recht gut ein Artikel von M. Philipp: Die psychoanalytische Persönlichkeitstheorie. In: Peters: Psychiatrie. Weinheim 1983, Bd. 2, S. 113-126.

<sup>135</sup> Hinsichtlich der Spezifik des ‚Selbstbewußtseins‘ und vor allem der prinzipiellen Grenzen der ‚Selbstreflexion‘ vgl. auch die verschiedenen Arbeiten von Bateson.

Personalsystem als ‚Ganzes‘ zuzuschreiben, sondern sie können die Interferenzen selektiv behandeln und sie einzelnen Strukturen oder Strukturelementen des Personalsystems zurechnen. Beispielsweise kann ein interferierendes Ereignis als ‚Ausdruck‘ von ‚Gefühlen‘ (des Personalsystems) behandelt werden. Es kann dem ‚Über-Ich‘ als ‚normgerechtes Verhalten‘ zugerechnet werden. Es kann natürlich auch als intentionales oder sogar als ‚reflektiertes‘ Handeln dem Selbstbewusstsein zugeschrieben werden.

Im Alltag drücken sich solche differenzierten Zuschreibungen z.B. in Äußerungen der folgenden Art aus: „Er hat seine Aufgabe zwar gut gemacht, aber seine Freude ist unangemessen.“ „Seine Intentionen sind zwar ehrenwert, aber ihre Ausführung ist katastrophal!“

In einem gewissen Sinne läßt sich diese selektive Behandlung von Interferenzen und von Personalsystemen auch als Simplifizierung interpretieren: Natürlich können, wie betont, die Selektionszentren keinen direkten Kontakt zur Außenwelt aufnehmen. Alle Außenkontakte sind Integrationsprodukte, an denen alle Selektionszentren des Systems in freilich unterschiedlichem Umfang Anteil hatten. Für Sozialsysteme ist es häufig sinnvoll, diese komplizierten Zusammenhänge zu vereinfachen. Voraussetzung dafür ist eine genügend differenzierte Repräsentation des personalen Systems. Erst sie ermöglicht eine differenzierte Lokalisierung von ‚Verantwortung‘ und die Berücksichtigung widersprüchlicher Prozesse im Individuum.

Die Beschreibung der Beziehungen zwischen Sozial- und Personalsystemen ist u.a. auch wichtig, um die Strukturen von einfachen Sozialsystemen zu verstehen. Wie mehrfach betont, schließen einfache Sozialsysteme direkt an Personalsysteme an. Diese Anschlußbeziehungen können nun entsprechend der differenzierten Vorstellung von Personalsystemen ganz unterschiedlich typisiert werden.

Kristallisationspunkt der Entstehung von einfachen Sozialsystemen können beispielsweise sowohl Intentionen als auch Symptome (Ausdruck) als auch normabweichendes Verhalten sein. Ein typischer Kristallisationspunkt für ein einfaches Sozialsystem, dessen Ziel die Verständigung über Gefühle ist, wäre z.B. gegeben, wenn sich zwei Freunde treffen und der eine bestimmte Symptome am anderen bemerkt und diese thematisiert: „Du strahlst ja über das ganze Gesicht, was ist Dir denn Freudiges passiert?“ Das Ereignis, welches zur Herausbildung des einfachen Sozialsystems führt, wird hier nicht schlechthin dem Personalsystem zugeschrieben, auch nicht (reflektierten) Zwecksetzungen, sondern eben dem Gefühl.<sup>136</sup> Man sieht hieran, daß für eine Aufstellung einer Typologie einfacher Sozialsysteme eine differenzierte Vorstellung von Personalsystemen unerlässlich ist. /91/

#### *Exkurs: Vorzüge einer mehrdimensionalen Modellierung psychischer Strukturen*

*Das hier nur in groben Umrissen skizzierte Konzept der Dimensionen und Strukturen der Personalsysteme unterscheidet sich in einigen Punkten erheblich von jenen Konzepten, die in sprachwissenschaftlichen, sprachsoziologischen und konversationsanalytischen Untersuchungen von Gesprächen verwendet werden. Ich möchte abschließend drei Annahmen hervorheben, die in diesen Arbeiten üblicherweise gemacht werden und die hier so nicht geteilt werden.*

*Wenn ‚Wissen‘ Verhalten ‚reguliert‘, dann ist es konsequent, wenn man sich mit dem Wissen beschäftigt, um Verhalten zu erklären. (Berger/Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion, S. 21) Phänomene wie ‚sprachliche Äußerungen‘ oder ‚instrumentelles‘ oder ‚soziales Handeln‘ sollen auf innere psychische Strukturen, Wissen, Motive, Pläne o.a. von Personen zurückgeführt und eben dadurch erklärt werden. Ansätze, die mit diesem Programm arbeiten, kommen nicht umhin, Modelle über die ‚Personen‘ und die psychischen Repräsentationen zu entwerfen. Die Modellierungen der Personen sind in der Regel ‚einfach‘ (im Gegensatz zu ‚komplex‘): Die Personen treten als eine Entität auf, denen Handlung, Verhalten usw. ‚insgesamt‘ zugeschrieben werden. Diese Konzeptualisierung ist für viele Forschungszwecke sicherlich angemessen, für meine kommunikationswissenschaftliche Fragestellung reduziert sie vorab zuviel Komplexität. Es ist eine empirische Tatsache, mit*

<sup>136</sup> Dieses Bedürfnis (u.a.) mag Bühler dazu geführt haben, neben der Darstellungstheorie der Sprache auch eine Ausdruckstheorie zu fordern. Ihm war als empirisches Phänomen aufgefallen, daß sich in beliebigen sprachlichen Äußerungen eben nicht nur Intentionen und Sachverhalte nach symbolischen Prinzipien ‚darstellen‘, sondern auch seelische Affekte ‚ausdrücken‘.

Er schließt sich der Überzeugung von J.J. Engel an, der in einer Passage im zweiten Band seiner ‚Ideen zu einer Mimik‘ (Berlin 1786: 56) formulierte: „Letzteres [der Affektausdruck], wenn es auch nicht Absicht wäre, ist doch inneres, dringendes Bedürfnis, dessen Befriedigung er [der Sprecher], im Zustande der Leidenschaft, sich nie zu versagen weiß.“ Zitiert nach Bühler 1968: 39/46, vgl. auch ebd. 49: „Der Begriff der Innerlichkeit, welcher als Korrelat zum Begriff des Ausdrucks gehört, verlangt und verträgt durchaus eine Erweiterung über das aktuelle Erlebnis hinaus, auf das weite Gebiet dessen, was man im Rahmen der Erlebnispsychologie als ‚dispositionell‘ gekennzeichnet hat. Auch Dispositionelles [für den Sprecher Unkontrollierbares] wird manifest im Ausdruck.“

der man sich theoretisch auseinandersetzen muß, daß ‚Personen‘ von sozialen Systemen als komplexe, intern differenzierte Systeme behandelt werden: Beliebiges Verhalten wird nicht schlicht einer Person (einem Selektionszentrum) zugeschrieben, sondern man kann zwischen verschiedenen Selektionszentren ‚in‘ dieser Person (simplifizierend) unterscheiden und entsprechend die Zurechnungen differenzieren.

Ein zweiter Unterschied betrifft die Vorstellungen über die psychischen Strukturen. Psychische Prozesse erscheinen in vielen Arbeiten als Reflexionen (Operationen), welche nach logischen, zweckrationalen oder grammatischen Regeln ablaufen. Als das Medium der ‚gedanklichen‘, kognitiven Prozesse werden - vor allem in sprachwissenschaftlichen Arbeiten - Symbole angenommen, die mit denen der natürlichen oder der formalen logischen Sprachen mehr oder weniger identisch sind.

Die Exteriorisierung dieser kognitiven Prozesse und ihrer Resultate kann man sich als einen relativ unproblematischen ‚Transformationsvorgang‘ von innerem zu äußerem Sprechen vorstellen, als ‚Verbalisierung von Gedanken, die selbst schon verbaler Natur sind‘.<sup>137</sup> Entsprechend einfach ist auch die umgekehrte Transformation von den ‚äußeren‘, ‚manifesten‘ Handlungen oder Äußerungen in die inneren kognitiven Zustände: Sätze, z.B. Beschreibungen, ‚entsprechen den psychischen Repräsentationen‘ des Sprechers. Hinter diesen Konzepten steht die Vorstellung einer prinzipiellen (strukturellen) Homogenität zwischen den Strukturen von (sprachlichen) Zeichensystemen und von psychischen Systemen. In eher sprach- oder wissenssoziologisch orientierten Arbeiten findet man entsprechend häufig die These von der strukturellen Homogenität zwischen den sozialen und psychischen Strukturen. Ich übernehme diese Vorstellungen nur für Teilbereiche des Personalsystems: /92/ Es scheint mir sinnvoll, anzunehmen, daß die thematisierten, reflektierten Repräsentationen der Strukturen des sprachlichen Symbolsystems und die normativen Strukturen diejenigen der sozialen Systeme (selektiv) widerspiegeln. Daneben gibt es aber noch die Strukturen der Gefühlswelt, die ganz anders organisiert sind.

Identifiziert man das Psychische nicht mit sprachlichen oder sozialen Strukturen, gewinnt man zusätzliche Möglichkeiten, Informationen einzuordnen. Informationen emergieren auf verschiedenen Niveaus. Die Leistungsfähigkeit von Kommunikationstheorien hängt ganz entscheidend davon ab, wie differenziert sie diese Niveaus auseinanderhalten kann. Die Transformation von Informationen von einem Niveau auf ein anderes ist immer ein problematischer, die Informationen verändernder Prozeß.

Ein dritter Unterschied betrifft die Einschätzung der Möglichkeiten von Personen, sich selbst zu repräsentieren, die eigenen psychischen Strukturen zu reflektieren und die Folgen eigenen Handelns einzuschätzen. Für meine Begriffe wird – ganz im Gefolge des rationalistischen Menschenbildes der Aufklärung - die Möglichkeit der Personalsysteme, ihre psychischen Strukturen zu reflektieren und intentionale, bewußte Beziehungen zur Umwelt aufzubauen, maßlos überschätzt. Entsprechend skeptisch bin ich hinsichtlich der Fruchtbarkeit von Verfahren, die nach manifesten Intentionen, gemeintem Sinn oder ähnlichem suchen oder die unterstellen, Personalsysteme könnten ihre psychischen Strukturen relativ problemlos sprachlich begrifflich explizieren.

Der Skepsis liegt zunächst die Erfahrung zugrunde, daß wir im Alltag keineswegs so häufig das aufgeklärte Menschenbild zugrunde legen, wie dies die - im historischen Maßstab gesehen ja außerordentlich junge - soziale Ideologie der letzten zweihundert Jahre suggeriert. Es wird im alltäglichen Handeln durchaus in Rechnung gestellt, daß sich im Verhalten der Menschen sehr viel mehr ausdrückt, als diesen klar ist und als sie vielleicht mitteilen wollen. Auf welche Informationen in welcher Weise eingegangen wird, ist ein empirisches Problem, welches praktisch immer wieder in unterschiedlicher Weise behandelt wird. Die Erfassung dieser Unterschiede wird erschwert, wenn man von vornherein rationalistische Persönlichkeitsmodelle unterstellt. Nach den Arbeiten von Freud und den verschiedenen neueren (systemtheoretischen) kybernetischen und ökologischen Ansätzen bestehen auch theoretisch gute Voraussetzungen für eine komplexere Behandlung der Beziehung zwischen dem Personalsystem und anderen Systemen. Schließlich dürften die Fragen, die in der jüngeren Diskussion um die Beziehung zwischen ‚Mensch‘ und ‚Umwelt‘ aufgeworfen wurden, überhaupt nicht mehr mit einfachen linearen Modellen zu behandeln sein. /93/

## 2.7 Annahmen über die Beziehungen zwischen den Systemen und Umweltsystemen

Geht man davon aus, daß der Objektbereich kommunikationswissenschaftlicher Forschung in verschiedene Klassen von Systemen differenziert ist, die selbst wieder in Ordnungen, Familien, Arten usw. zerfallen, so stellt sich die Frage, welche Art von Beziehung zwischen diesen Systemen angenommen werden soll und in welchem theoretischen Rahmen diese Beziehungen zu explizieren sind. Solange ausreichende empirische Explorationen der Phänomene ausstehen, kann diese Frage nur vorläufig und

<sup>137</sup> Die Begriffe ‚inneres‘ und ‚äußeres‘ Sprechen gehen auf Wygotski zurück. Die Begriffe ‚Intenorisation‘ und ‚Exteriorisation‘ werden in den Arbeiten der (sowjetischen) Tätigkeitstheorie (z.B. A.N. Leontjew oder Galperin) entwickelt. Die Unterscheidung zwischen ‚inneren‘ und ‚äußeren‘ Operationen bei Piaget geht auf ähnliche modelltheoretische Überlegungen zurück. Die Auffassungen aller dieser Autoren haben - vermittelt über (pädagogische) Spracherwerbs- und Sprachlerntheorien - eine weite Verbreitung gefunden.

axiomatisch beantwortet werden. Ich möchte die folgenden Gesichtspunkte für die Behandlung dieses Themas festlegen:

1. Die Beziehung zwischen den Systemen verschiedener Klassenzugehörigkeit ist weder im Sinne einer Theorie der Systemdifferenzierung noch im Sinne einer ‚System-Element-Beziehung‘ aufzufassen.

*Das heißt, daß z.B. Personalsysteme weder als Element noch als Sub- oder Supersysteme von Sozialsystemen betrachtet werden. „Personalsysteme und soziale Systeme sind nicht durch ein umfassendes Supersystem zusammengehalten: weder durch eine kosmologische Ordnung ihrer Natur noch durch ein general action system.“ (Luhmann: Gesellschaftsstruktur, Bd. 2, S. 282) Umgangssprachlich ausgedrückt: Das Phänomen ‚Mensch‘ taucht im Rahmen einer Theorie sozialer Systeme weder in seiner biographisch geprägten noch in seiner biologisch organismischen Konstitution als Element auf, sondern ausschließlich als soziale Rolle. Ebensovienig lassen sich die Beziehungen zwischen beliebigen Vertretern der Klasse biogener Systeme und Vertretern anderer Systemklassen im Rahmen einer (Super-)Theorie biogener Systeme behandeln.*

Der Aufbau der kommunikativen Welt sieht keine Metasysteme oder -strukturen vor, in die die verschiedenen Klassen von Systemen als Teilsysteme bzw. als Elemente eingeordnet werden können.

2. Aus dieser Festlegung folgt für den Forschungsprozeß, daß keine ‚Metastandpunkte‘ eingenommen werden können: Eine Beschreibung der Beziehung zwischen den Systemen kann nur vom Standpunkt der Systeme erfolgen, die in einer Beziehung stehen. Will man eine umfassende Charakteristik einer solchen Beziehung vornehmen, so muß man (mindestens) zwei Standpunkte einnehmen und zwei Beschreibungen anfertigen: eine Beschreibung aus der Sicht des einen Bezugssystems und eine weitere aus der Sicht des anderen Bezugssystems. /94/
3. Liegen ausreichend viele Beschreibungen der Beziehungen zwischen den (Ordnungen, Familien, Arten etc. der) verschiedenen Klassen aus den beiden Perspektiven vor, so kann man eine Systematisierung dieser Beziehung (auf den verschiedenen Spezifitätsniveaus) versuchen. Dies ist der empirische Weg der Entwicklung von Interferenztheorien. Aus der kommunikationswissenschaftlichen Theorie komplexer, differenzierter, dynamischer und selbstreferentieller Systeme lassen sich aber auch vorab einige theoretische Annahmen über die Beziehungen zwischen den verschiedenen Systemtypen ableiten:
4. Zunächst muß man davon ausgehen, daß jeder Angehörige einer jeden Systemklasse für bestimmte Vertreter anderer Systemklassen Umwelt sein kann. Es gibt keine Systeme ohne typische Umweltsysteme. Welche Ordnungen, Familien usw. der anderen Systemklasse Umwelt sind, ist eine empirische Frage.
5. Jedes System muß mindestens zu einem Umweltsystem eine *funktionale Beziehung* aufbauen. Dieses Umweltsystem kann man ‚Anschlußsystem‘ nennen. Das Bezugssystem erbringt für das Anschlußsystem eine Leistung, die für dessen Bestandserhaltung konstitutiv ist. Die Leistung wird im Bezugssystem als permanente Kooperationsaufgabe repräsentiert.
6. Jedes System muß zum Aufbau und zum Erhalt seiner Komplexität seine Umwelt und damit auch seine Nachbarsysteme mehr oder weniger extensiv repräsentieren. Diese Repräsentationsleistung bezeichne ich als ‚Widerspiegelung‘ oder als ‚Spiegelungsphänomen‘. Die Fähigkeit zur Widerspiegelung ist eine allgemeine Eigenschaft aller selbstreferentiellen Systeme, und das heißt auch: aller Elemente der kommunikativen Welt.

*Der Widerspiegelungs-Begriff hat eine philosophische und auch einzelwissenschaftliche Tradition. Ausgehend von den ‚naturdialektischen‘ Schriften von Marx und Engels hat man sich insbesondere in der marxistischen Tradition darum bemüht, die Theorie von der ‚Widerspiegelung als allgemeine Eigenschaft der Materie‘ in verschiedene Richtungen zu entfalten. (Vgl. z.B. T. Pawlow) Auch in der Theorie intersubjektiver Wahrnehmung (z.B. bei Laing) spielt der Spiegelungsbegriff eine zentrale Rolle. Man sollte allerdings mit Luhmann darauf hinweisen, daß die Spiegelungskonzeption, sobald man selbstreferentielle Systeme unterstellt, von vornherein außerordentlich komplex anzusetzen ist: „[...] Es gibt in der Umwelt eines Systems Systeme, die das System, von dem wir ausgehen, gar nicht kennen; in deren Umwelt also unser System nicht bekannt, ja vielleicht nicht einmal erkennbar ist. Außerdem folgt aus jener Asymmetriannahme, daß ein System in der Umwelt der Systeme seiner Umwelt sich selbst erneut begegnen kann - aber sozusagen mikroskopisch /95/ verkleinert als eines der vielen Umweltsysteme, die für das System in seiner Umwelt Bedeutung haben können. Es geht mit anderen Worten nicht einfach um Spiegelungsverhältnisse, wie sie in der Theorie intersubjektiver Wahrnehmung unterstellt worden sind; oder man müsste Zerrspiegel unterstellen, die sich wechselseitig*

verkleinern, um im Spiegel neben dem anderen Spiegel noch anderes erscheinen zu lassen und auch dies zurückspiegeln zu können.“ (Lubmann: *Gesellschaftsstruktur*, Bd. 2, S. 276)

Die Einführung des Spiegelungskonzeptes in die Normalformanalyse und -rekonstruktion geht letztlich auf empirische Beobachtungen zurück. Uns war aufgefallen, daß sich in Therapie- und Balintgruppen immer wieder Strukturen ganz anderer personaler und sozialer Systeme ‚wiederholen‘: Wenn z.B. ein Arzt in einer Balintgruppe von einer Begegnung erzählt, die er mit einem Patienten vor einiger Zeit gehabt hatte, kann es passieren, daß sich in der Balintgruppe ein Mitglied findet, welches die ‚Position‘ des Patienten (oder auch des Arztes) ‚übernimmt‘, daß sich somit (ungeplant) die Arzt-Patient-Beziehung in der Gruppe noch einmal mit allen ihren Affekten wiederholt.<sup>138</sup> Die Strukturen eines Sozial- oder Personalsystems, welches ganz am Rande der Therapie- oder Balintgruppen liegt, widerspiegelt sich in den Strukturen der Therapie- oder Balintgruppe. Dieses Phänomen wird in der Therapieforchung als ‚Spiegelungsphänomen‘ bezeichnet.<sup>139</sup> Auffällig waren diese Spiegelungen für uns vor allem deshalb, weil sie die üblichen Strukturen des Sozialsystems Balintgruppe an bestimmten Stellen deformieren.

7. Jedes System muß mit Einflüssen und Veränderungen der Umwelt fertig werden. Ich bezeichne diese Berührungen und Überschneidungen von Systemen mit Umweltsystemen als Interferenz. Interferenzen führen zu Störungen, die von dem System intern verarbeitet werden müssen. Welche Störungen durch welche Typen interferierender Systeme bei bestimmten Systemen auftauchen, ist eine empirische Frage. Die Antworten auf diese Frage lassen sich systematisieren. Sie liefern die Merkmale einer Struktur der Differenzierungsdimension sozialer Systeme. (Vgl. 3.5.4.3)

Jedes Sozialsystem hat solche Interferenzprobleme. In eine ‚Visite‘ interferiert die soziale Institution des übergeordneten Krankenhauses, möglicherweise die Persönlichkeit des Chefarztes, die besondere Beziehungsstruktur der Assistenzärzte usw. Wenn man als Kommunikationswissenschaftler beliebige empirische Prozesse untersucht, kann man immer finden, daß die Prozesse nicht nur von dem einen Bezugssystem aus, sondern auch von interferierenden Systemen strukturiert werden. Solche Überlagerungen lassen sich allerdings erst feststellen, wenn man die Struktur des Bezugssystems - hier der ‚Visite‘ - gut kennt. Dann lassen sich störende, d.h. in Relation zum Bezugssystem unstrukturierte Ereignisse identifizieren, und man kann versuchen, sie Umweltsystemen zuzuordnen.

Dieses Verfahren ist uns auch in der alltäglichen Einstellung geläufig: Treffen sich beispielsweise Wissenschaftler zu einem ‚wissenschaftlichen Kongress‘, so treten sie dort in der Rolle des Wissenschaftlers auf und sind „den Regeln ihres Standes verpflichtet: Ergebnisse dürfen nicht nur empfunden, sie müssen bewiesen sein. Treten sie des öfteren nicht in dieser Rolle auf, ‚argumentieren‘ sie mit ganz persönlichen, biographischen ‚Empfindungen‘ und ‚Gefühlen‘, so wird dies als eine Störung der üblichen Atmosphäre wissenschaftlicher Tagungen empfunden. Die Äußerungen werden nicht dem ‚Wissenschaftler‘, sondern seiner ‚Person‘ zugeschrieben: „[...] Der erregte Bürger, nicht der kühle Wissenschaftler sprach, als Nobelpreisträger Linus Pauling mit seinem Ruf ‚refuse the cruise‘ stehende Ovationen erntete.“ In dieser Situation trat der ‚besorgte Bürger‘ ‚im Gewand des objektiven Wissenschaftlers‘ auf.<sup>140</sup>

Für die Zwecke einer kommunikationswissenschaftlichen Typologie von Interferenzbeziehungen dürften nur ‚typische‘ Interferenzen von Bedeutung sein. Diese chronisch kritischen System-Umwelt(system)- Beziehungen werden von den Institutionen - oder auch von deren Umweltsystemen - irgendwann thematisiert.

So gab und gibt es eine ausgedehnte Diskussion im pädagogischen Zusammenhang über den Konflikt zwischen dem Eingehen auf die einzelne Schülerpersönlichkeit (Personalsystem) einerseits und der institutionell geforderten Behandlung des Schülers als Schüler (Rolle) in der Schulstunde. In der sozialpolitischen und medizinischen Diskussion wird zunehmend der Umgang mit ‚Alten‘ oder mit ‚unheilbar Kranken‘ in der Institution ‚Krankenhaus‘ kritisiert. Diese Diskussionen lassen sich als soziale Fokussierung der Interferenz zwischen Personalsystemen bzw. biophysiological Systemen und bestimmten Arten von Sozialsystemen interpretieren.

8. Gegenstand der Interferenztheorie ist - so kann man die Überlegungen zusammenfassen - die Beziehung zwischen bestimmten Systemtypen und den ‚typischen‘ Umweltsystemen, die sich irgendwie

<sup>138</sup> Vgl. Giesecke: Phasen im Ablauf, S. 36; Rappe-Giesecke: Typen von Leiterinterventionen, S. 74.

<sup>139</sup> Vgl. beispielsweise Eicke: Technik der Gruppenleitung von Balintgruppen. In: Luban-Plozza: Praxis der Balintgruppen. München 1974, S. 129; Heigl-Evers/Hering: Die Spiegelung einer Patientengruppe durch eine Therapeutenkontrollgruppe. In: Zeitschrift für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, 4, 1970, S. 179-190; Kutter: Zur Praxis der psychoanalytischen Supervisionsgruppe. In: ders./Roth: Psychoanalyse an der Universität. München 1981, S. 107; Luban-Plozza: Über die Entwicklung der Balintgruppen. In: ders.: Praxis der Balintgruppen, S. 18. Der Begriff der ‚Position‘ oder der ‚Stelle‘ hat übrigens im Spiegelungskonzept eine wichtige Bedeutung. (Vgl. auch Anm. 65)

<sup>140</sup> Alle Zitate aus dem Artikel „Experten oder Bürger?“ von Christoph Bertram, aus: DIE ZEIT, Nr. 28 vom 8.7.1983.

im Aufbau des Bezugssystems ‚widerspiegeln‘ und die potentiell immer wieder den Ablauf der Prozesse in diesem System ‚stören‘ können, aus der Sicht eines Beobachtungssystems. Gegenstand der Interferenztheorie sind nicht die Leistungsbeziehungen zwischen einem Bezugssystem und einzelnen Umweltsystemen. Auch die funktionalen, produktiven Beziehungen, die Anschlußsysteme zu dem Bezugssystem aufbauen und die zu dessen Bestandserhaltung beitragen, gehören nicht zu den Gegenständen der Interferenztheorie.

9. Der differenzierte Aufbau der kommunikativen Welt macht es erforderlich, unterschiedliche Typen von Beziehungen zwischen Systemen und Umweltsystemen zu unterscheiden und für diese Typen je spezifische Beschreibungen und Theorien zu entwickeln. Zu unterscheiden sind vor allem Beziehungen zwischen Systemen, die unterschiedlichen Klassen angehören (z.B. Ökosystemen), und Beziehungen zwischen Systemen, die der gleichen Klasse angehören. Besondere Aufmerksamkeit verdienen im Zusammenhang dieser Arbeit die Beziehungen zwischen den (drei) Ordnungen der sozialen Systeme. /97/

*Für die Entwicklung von allgemeinen und speziellen Interferenztheorien können zahlreiche Überlegungen von N. Luhmann fruchtbar gemacht werden. Wie schon mehrfach angesprochen, unterscheidet Luhmann verschiedene Arten von Systemen, vor allem Personalsysteme, Sozialsysteme und biophysiological Systeme. Zur Beschreibung der Beziehung zwischen Personal- und Sozialsystemen hat er das Konzept der ‚Interpenetration‘ entwickelt, die Beziehung zwischen Sozialsystem und biophysiological Systemen beschreibt er mit dem Konzept der ‚symbiotischen Mechanismen‘.<sup>141</sup>*

*Bei der Beschreibung der verschiedenen Arten von Beziehungen zwischen sozialen Systemen arbeitet er mit dem Konzept der ‚Systemdifferenzierung‘ und unterscheidet ‚stratifikatorische‘, ‚segmentäre‘ und ‚funktionale‘ Beziehungen.<sup>142</sup>*

Abschließend möchte ich noch auf zwei miteinander zusammenhängende Fragen eingehen, die im Rahmen einer Interferenztheorie zu behandeln sind und die bei der Normalformrekonstruktion in verschiedener Gestalt immer wieder auftauchen: die Frage, wie Personalsysteme in Sozialsysteme ‚interferieren‘ und wie umgekehrt soziale Strukturen (Normen) in das Personalsystem ‚interferieren‘. Zunächst muß man sich klarmachen, daß die Behandlung dieser Fragen von Wissenschaftlern die Einnahme von zwei gänzlich unterschiedlichen Standpunkten verlangt. Jedes Phänomen, das wir in alltäglicher Einstellung als ‚Person‘ bezeichnen, kann aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht entweder als ‚Personalsystem‘ oder als Element von sozialen Systemen, als ‚Rolle‘ betrachtet werden.<sup>143</sup>

Von dem Augenblick an, wo der Bezugspunkt - entweder das Personalsystem oder das Sozialsystem - gewählt ist, werden von dem Wissenschaftler ganz unterschiedliche Gegenstände behandelt. Werden Personen, wie dies im Rahmen der Normalformrekonstruktion sozialer Systeme geschieht, als Elemente von Sozialsystemen aufgefaßt, so treten sie als Rollen mit bestimmten, typischen Standpunkten und Perspektiven auf. Werden sie als Personalsysteme betrachtet, so unterstellt man, daß sie aufgrund von Motiven und Bedürfnissen handeln, die in ihrer einzigartigen Biographie wurzeln. Man muß ihre biophysiological Grenzen, ihre Verwundbarkeit, ihre Gefühle usw. nach Maßgabe des kommunikationswissenschaftlichen Modells personaler Systeme berücksichtigen.

Entsprechend dieser unterschiedlichen Gegenstandsbestimmungen werden auch unterschiedliche Daten im Forschungsprozeß gesammelt: Erhebt der Wissenschaftler Daten, um Sozialsysteme zu rekonstruieren, so interessieren ihn in der Regel biographische Details, Motive, Affekte usw. nicht. Will er Ereignisse jedoch Personalsystemen zuschreiben, so braucht er Daten über dieses Personalsystem, seine Vorgeschichte, seine Einschätzung durch andere Personalsysteme usw. Kommunikationswissenschaftliche Modelle sind überfordert, wenn sie sowohl Aussagen über das Verhalten von Sozialsystemen (oder deren Elemente) als auch über das Verhalten von Personalsystemen in einem Modell machen sollen. Das heißt auf der anderen Seite, daß zwei unterschiedliche Modelle erforderlich sind, deren Aussagekraft jeweils begrenzt ist. Soziale Modelle machen über Personen nur insoweit Aussagen, als sie /98/ sich als Rollen verhalten, und Modelle personaler Systeme können das Rollenverhalten nicht erklären.

---

<sup>141</sup> Luhmann: Ideengeschichte, S. 276 ff.; ders.: Interpenetration; ders.: Symbiotische Mechanismen.

<sup>142</sup> Vgl. Luhmann: Gesellschaftsstruktur, Bd. 1, S. 21 ff.; ders.: Identitätsgebrauch, S. 208 ff.

<sup>143</sup> Vgl. hierzu etwa Luhmann: Systemtheoretische Argumentationen, S. 328: „Sieht man Subjekte dagegen als Zurechnungspunkte kontingenter Selektionen - und das würde zugleich bedeuten: den Subjektbegriff als historisch späte, evolutionär voraussetzungsreiche Etikettierung des Menschen -, dann kann man der Frage nach dem alternativen Bereich, nach der selektiven Kapazität und nach der Ordnung von Selektionen nicht ausweichen. Eine systemtheoretische Analyse, die sich durch diese Fragen leiten läßt, müßte Systemreferenzen unterscheiden, d.h. psychische Systeme und soziale Systeme getrennt analysieren. Erst das Ergebnis solcher Analysen könnte Urteile darüber ermöglichen, ob und wie weit psychische Systeme ihre ‚Gründe‘ für Selektionen in sozialen Systemen unterbringen können und umgekehrt.“

*Man kann einwenden, daß es sinnlos sei, Modelle zu konstruieren, die nur unter der Bedingung aussagekräftig sind, daß Personen als soziale Typen und nicht als Personalsysteme mit besonderen Bedürfnissen auftauchen. Und in der Tat wird man bei empirischen Analysen kaum je Fälle finden, in denen die sozialen Prozesse tatsächlich vollständig entsprechend den Angaben des Normalformmodells ablaufen, die Personen ‚normgerecht‘ handeln. Tauchen sozial untypische Standpunkte und Perspektiven auf, so ergeben sich Zurechnungsprobleme. Der Bezugspunkt dieser Zurechnung kann dann unter Umständen auch das Personalsystem sein. In einem solchen Fall ist man auch im Rahmen der (sozialen) Normalformanalyse mit Personalsystemen konfrontiert. Die Bedingung der Möglichkeit, in diesen Fällen überhaupt eine Spannung zwischen Sozial- und Personalsystemen modellieren zu können, ist aber, daß man zwei prinzipiell unterschiedliche Systemklassen unterstellt. Die Funktion des Normalformmodells ist es in diesem Zusammenhang, eine klare Unterscheidung dazwischen durchzuführen, was dem Sozialsystem und was anderen Systemen zuzurechnen ist. Eine solche Unterscheidung reduziert die Komplexität der sozialen Prozesse nicht nur für den Wissenschaftler, sondern auch für die Beteiligten im sozialen Feld.*

Betrachtet man das Verhältnis zwischen Personal- und Sozialsystemen vom Standpunkt des Personalsystems aus, so halte ich folgende Annahmen für sinnvoll: Jede Person kann sich die Frage stellen, ob und wann sie als Akteur in Sozialsystemen agiert und wann sie sich als ‚Personalsystem‘ definieren will. Im Prinzip ist sie in der Lage, die Beziehung zwischen diesen beiden Standpunkten zu reflektieren und sich zu entscheiden. Inwieweit Sozialsysteme solche Reflexionen zulassen und wie sie mit den Entscheidungen umgehen, ist eine andere Frage, die vom Standpunkt der sozialen Systeme aus zu beantworten ist. Jedes Personalsystem hat soziale Strukturen verinnerlicht und verwendet sie zur Stabilisierung des eigenen Systemaufbaus. Die Ausbildung zum ‚Über-Ich‘ ist für das Personalsystem notwendig, weil es darauf angewiesen ist, daß es in seiner Grenzerhaltung auch durch soziale Umweltsysteme unterstützt wird.<sup>144</sup> Wie nun die sozialen Strukturen bei den einzelnen (Typen von) Personalsystemen repräsentiert sind, ist eine empirische Frage.

Ich nehme an, daß (latente) soziale Strukturen a) nicht bei allen Personalsystemen gleich repräsentiert sind und daß b) unterschiedliche soziale Strukturen auch unterschiedlich repräsentiert sein können. Geht man einmal rein hypothetisch - in Anlehnung an J.S. Bruner - von drei möglichen Repräsentationsebenen - einer enaktiven, einer ikonisch vorstellungsmäßigen und einer symbolischen (sprachlich-begrifflichen) - aus, so hat dies schon erhebliche Konsequenzen für den Forschungsprozeß, insbesondere für die Datenerhebung. Je nachdem, auf welcher Ebene soziale Strukturen bei den Personalsystemen repräsentiert sind, kann man sie unterschiedlich ‚abfragen‘. Sind sie enaktiv repräsentiert, müsste man die Personen handeln lassen, sind sie vorstellungsmäßig repräsentiert, müsste /99/ man diesen Vorstellungen - etwa in narrativen Interviews - die Möglichkeit geben, sich zu artikulieren, und könnte dann in diesen Artikulationen nach sozialen Strukturen suchen. Erst bei der dritten Repräsentationsform könnte man sprachlich-begriffliche Antworten auf die Fragen nach sozialen Strukturen erwarten.<sup>145</sup>

Generell läßt sich vielleicht sagen, daß jedes Personalsystem die Möglichkeit hat, soziale Normen zu reflektieren, daß es aber hierfür Grenzen gibt, die einfach mit der unfaßbaren Komplexität dieser Normen einerseits und der Notwendigkeit zum Handeln andererseits zusammenhängen. Im übrigen gibt es auch für die Reflexionsprozesse wieder Normen, die es zu reflektieren gilt. Die Möglichkeiten der Erfassung sozialer Strukturen durch Personalsysteme sind somit sehr begrenzt. Bewusste (sprachlich-begriffliche) Repräsentanz von sozialen Normen kann nur in sehr begrenztem Umfang erwartet werden. Andererseits kann es natürlich sein, daß Sozialsysteme die Reflexion von Normen sozial fordern und auf die bewußte Repräsentanz der Normen bei Personalsystemen angewiesen sind, wenn sie erfolgreich funktionieren wollen. In diesen Fällen ist es auch möglich, im Rahmen einer Analyse von Sozialsystemen Aussagen über bestimmte Aspekte von Personalsystemen zu machen. Ich halte es allerdings prinzipiell für sinnvoll, zunächst davon auszugehen, daß soziale Strukturen bei den Personalsystemen ‚vorbewußt‘ (ikonisch, enaktiv) repräsentiert sind. Erst wenn sich bei der empirischen Analyse herausstellt, daß regulative Aufgaben in Sozialsystemen immer wieder an Personalsysteme delegiert werden, muß dies vermerkt und modelliert werden. Viele Sozialsysteme scheinen auch darauf angewiesen zu sein, daß sich

---

<sup>144</sup> Luhmann begründet ausführlich, „daß erst soziale Normen das Nicht-Lernen in eine anerkannte, risikolose, erfolgsträchtige Strategie verwandeln, daß erst soziale Normen das Nicht-Lernen entpathologisieren. Das psychische System braucht bei kontrafaktischen Stabilisierungen soziale Deckung.“ (Luhmann: Normen in soziologischer Perspektive, S. 35; vgl. auch ders.: Systemtheoretische Argumentationen, S. 318, 324.

<sup>145</sup> Vgl. etwa Bruner/Olver/Greenfield: Studien zur kognitiven Entwicklung. Stuttgart 1971, S. 83 ff.; Bruner/Olson: Symbole und Texte; diess.: Learning; und die Darstellungen in Giesecke: ‚Volksprache‘ und ‚Verschriftlichung des Lebens‘, S. 44 ff.; ders.: Schriftsprache als Entwicklungsfaktor, S. 276 ff.

ihre Elemente nicht immer als Rollen verhalten, sondern (an bestimmten Stellen) stören: So wird z.B. in therapeutischen Institutionen erwartet, daß Personen sich selbst als Personalsysteme ‚einbringen‘. In einfachen Sozialsystemen, in denen es um die Erarbeitung biographischer Erlebnisse geht, muß der Erzähler seine biographische Struktur in dem sozialen System soweit zur Geltung bringen, daß sie von dem sozialen System als ‚Information‘ verarbeitet werden kann.

Die Interferenz von Personal- und Sozialsystemen ist mit anderen Worten nichts Außergewöhnliches, vor allem kein Faktor, der den Theorieaufbau stört. Im Gegenteil: Gerade weil diese beiden Systeme so stark aufeinander angewiesen sind, ist ihre deutliche Trennung erforderlich. Sie liefert erst die Voraussetzung für eine genaue Analyse der Beziehungsstruktur.

## 2.8 Ebenen der Emergenz organisierter Sozialsysteme

Die Darstellung der systematischen Einheiten der kommunikativen Welt habe ich mit den Ausführungen über die drei Ordnungen der sozialen Systeme in Abschnitt 2.6 beendet. Wie ein Blick auf die Abb. 1 zeigt, lassen sich die Ordnungen noch weiter in Familien, Unterfamilien, Arten und schließlich in Varietäten differenzieren. Für die Differenzierung in /100/ Familien und Unterfamilien kann ich keine theoretischen Kriterien liefern. Man muß zunächst empirisch entscheiden, welche Gruppenbildungen hier sinnvoll sind.

### 2.8.1 Artmodelle

Die kleinste systematisch bestimmbare Einheit der kommunikativen Welt ist die Art. Handelt es sich um Modelle der Arten sozialer Systeme, spreche ich auch von Normalformmodellen.

*Der Ausdruck ‚Normaltyp‘ oder ‚Normalform‘ bzw. ‚forme normale‘ wird in der Soziologie, angefangen bei Durkheim (vgl. z.B. Regeln, S. 162f.), häufig zur Bezeichnung von Modellen verwendet. M. Weber zog es bekanntlich vor, seine soziologischen ‚Gedankengebilde‘, die in „begrifflicher Reinheit [...] nirgends in der Wirklichkeit vorfindbar“ sind, als ‚Idealtypen‘ zu bezeichnen.<sup>146</sup>*

*In sprachwissenschaftlichen und konversationsanalytischen Arbeiten spricht man gelegentlich von ‚Normalformen der Kommunikation‘. Allerdings wird der Begriff uneinheitlich und kaum terminologisch gebraucht. Cicourel etwa spricht sowohl von Normalformen von ‚Interpretationsverfahren‘ (Cicourel: Basisregeln, S. 51; ders.: Sprache, S. 178) als auch von Normalformen ‚sozialer Struktur‘ (ders.: Basisregeln, S. 40, 67, 90, 92), und zwar sowohl in einem empirischen (ebd., S. 33f., 51, 164f.) als auch in einem grundlagentheoretischen Sinn (ebd., S. 93). Hier und ähnlich auch bei Garfinkel (z.B. Studies, S. 237 ff.) ist nicht immer klar, ob mit dem Ausdruck sozialwissenschaftliche oder auch alltägliche Modelle belegt werden. Ich spreche von ‚Normalformmodellen‘ nur dann, wenn ich meine i.w.S. sozialwissenschaftlichen Modelle auf einem speziellen Emergenzniveau bezeichnen will.*

Der kommunikationswissenschaftliche Artbegriff hat vermutlich alle jene theoretischen Schwierigkeiten, die aus der langen Diskussion in der Biologie um den Artbegriff schon bekannt sind.<sup>147</sup> Er ist einerseits ein abstraktes taxonomisches Konstrukt, welches auf *differentia specifica* aufbaut. Was eine Art ist, kann man nur durch Absetzung von Nachbararten, durch Vergleich mit anderen Angehörigen der Familie, der Ordnung usw. festlegen. Ein beliebiges Artmodell ist immer ein Vertreter der Familie, Ordnung und Klasse, und es unterscheidet sich zugleich von den anderen Vertretern dieser Familie durch bestimmte Merkmale. Die Charakterisierung des Artmodells durch Auflistung der *differentia specifica* („Diagnose“) kann unter Umständen in sehr wenigen Worten erfolgen. Voraussetzung einer Diagnose im bezeichneten Sinn ist eine ausreichende Exploration der kommunikativen Welt, die Existenz vieler Artmodelle und die Festlegung von Merkmalen, die für Klassen, Ordnungen, Familien usw. ‚wesentlich‘ sind. Beim gegenwärtigen Entwicklungsstand der kommunikationswissenschaftlichen Modellbildung sind begründete Diagnosen nur sehr begrenzt möglich. /101/

Andererseits ist jedes Artmodell auch das Ergebnis einer bestimmten systematischen ‚descriptio‘ von empirischen Exemplaren. Bei dieser Deskription werden mehr ‚Merkmale‘ erfaßt, als sie vielleicht letztlich

<sup>146</sup> Weber: Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. In: ders.: Soziologie - Universalgeschichtliche Analysen - Politi. Stuttgart 1973, S. 235.

<sup>147</sup> Über die Entstehung des ‚Artbegriffs‘ in der Biologie informieren z.B. Rytz: Wege zum Artbegriff - von den Kräuterbüchern zu Carl von Linné. In: Gessnerus, IV, 1947, S. 121 ff.; Baron: 1967.

für die Einordnung der Art in die taxonomische Systematik erforderlich sind. Jede ‚descriptio‘ setzt die Beschreibung von mehreren Exemplaren von verschiedenen Standpunkten und aus verschiedenen Perspektiven sowie den Vergleich dieser Beschreibungen unter Rekurrenz Gesichtspunkten voraus. Erst die in dieser Weise abstrahierten Beschreibungen werden wieder zu einem theoretischen Modell, eben dem Artmodell, zusammengefügt. Jedes Artmodell ist eine ‚idealtypische‘ Konstruktion im bezeichneten Sinn.<sup>148</sup> Welche Perspektiven und Standpunkte bei den Beschreibungen der Exemplare einzunehmen sind, hängt von den Dimensionen ab, die die Elemente der theoretischen Welt der betreffenden Disziplinen besitzen.

Artmodelle sozialer Systeme haben vier Dimensionen und entsprechend müssen die Exemplare von vier grundsätzlich verschiedenen Standpunkten aus beschrieben werden. Die Relevanzsysteme werden durch die Strukturtheorien festgelegt.

Die Deskription ist an und für sich eine abstrakte Auflistung von Merkmalen. In der Botanik ist es üblich, sie noch einmal abstraktiv zu behandeln, damit sie ‚anschaulicher‘ wird. Dies geschieht durch die Anfertigung von Zeichnungen oder durch die Auswahl von Photos von Exemplaren, die besonders ‚arttypisch‘ sind.<sup>149</sup>

Eine vergleichbare anschauliche Darstellung der Deskription von Normalformmodellen sozialer Systeme besteht in der Auswahl von ‚Standardfällen‘ sozialer Systeme und ihrer Präsentation in Form von Tonbandaufzeichnungen und Transkriptionen (vgl. 2.8.2).

## 2.8.2 Exemplare

Voraussetzung für die Bildung von Artmodellen sind Exemplare. Der Begriff des ‚Exemplars‘ ist von besonderer Bedeutung für die kommunikationswissenschaftliche Konzeption. Bei der Beschreibung von Exemplaren zeigt sich, ob die vorliegende systematische Terminologie ausreicht, um die Phänomene adäquat zu erfassen oder ob sie um zusätzliche Merkmale (Kategorien) ergänzt werden muß. Exemplare sind die Gelenkstelle zwischen der alltäglichen und der wissenschaftlichen Welt. Exemplare gibt es in beiden Welten. Vom kommunikationswissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen sind Exemplare zuallererst Systeme. Sie lassen sich immer entsprechend der Gliederung der kommunikativen Welt spezifizieren, als Elemente bestimmter Klassen von Systemen, als Angehörige von Ordnungen, Familien usw. Die spezifischste Aussage, die über Exemplare zu machen ist, ist ihre Bestimmung als Element der Art. Vom alltäglichen Standpunkt aus gesehen sind Exemplare einzelne, irgendwie abgegrenzte, klassifizierte Ausschnitte aus der (sozialen) Wirklichkeit. Ich bezeichne diese Klassifikationen auch als (soziale) ‚Phänomene‘.

Man könnte vielleicht - um ein anderes Bild zu gebrauchen - sagen, daß die kommunikative Welt eine Grenze bei den Exemplaren hat. Sie bilden, aneinandergereiht, gleichsam den Horizont der kommunikativen Welt. Alles, was von innen, vom kommunikationswissenschaftlichen Standpunkt aus, zu sehen ist, sind die Exemplare mit denjenigen Merkmalen, die für die Arten wesentlich sind. Alles, was hinter dem Horizont liegt und was man nur von einem gänzlich anderen, eben dem alltäglichen Standpunkt aus sehen kann, ist das Phänomen mit einer unendlichen Fülle weiterer Merkmale. Will man diese Grenze genauer bestimmen, muß man beständig zwischen den beiden Welten hin- und herwechseln. Dieser Standpunktwechsel ist eine beständige Aufgabe für den Kommunikationswissenschaftler bei der Normalformrekonstruktion.

So wie jedes Phänomen, welches man in alltäglicher Einstellung als ‚Pflanze‘, ‚Gras‘ oder ähnliches identifiziert, in der botanischen Perspektive als Exemplar einer bestimmten Art bestimmt werden kann, so sollte es prinzipiell möglich sein, alltägliche soziale Phänomene in kommunikationswissenschaftlicher Einstellung als Vertreter einer bestimmten, vorab modellierten Art zu klassifizieren. Selbst wenn man diese Art (noch) nicht kennt, so sind die Exemplare in der wissenschaftlichen Einstellung doch immer

---

<sup>148</sup> Auf die Bildung botanischer Artmodelle gehe ich im Abschnitt 3.2 noch einmal ein. Vgl. auch die Anm. 11 bis 14 ebd.

<sup>149</sup> Vgl. die ausführliche Darstellung von Prinzipien morphologischer botanischer Beschreibungen bei Nissen: „[...] für das ihm gerade vorliegende Individuum als solches hat er [der Botaniker] dagegen eigentlich keinen rechten Blick. Wenn er sich nicht schon mit der genauen Wiedergabe der ihm vertrauten Einzelheiten zufriedengibt, ist das, was er vom Künstler verlangt, paradoxerweise gar nicht die Darstellung eines realen Gegenstandes [eines Phänomens], sondern eines Idealbilds, eben der Art oder Spezies. Wenn er derartige Abbildungen als naturgetreu bezeichnet, so geschieht dies demnach stets unter der Voraussetzung [!] der Artenkonstanz.“ Nissen: Die botanische Buchillustration. Bd. 1: Die Geschichte. Stuttgart 1951, S. 4.

schon Vertreter einer solchen systematischen Kategorie. Vielleicht kann man sie zunächst nur grob und vorläufig in bestimmte Ordnungen oder Klassen einordnen und findet erst sehr viel später ein Artmodell. Aus meiner Sicht ist jedenfalls die Einnahme einer wissenschaftlichen Perspektive auf die Welt gleichbedeutend mit einer Transformation der Phänomene in Exemplare von - mehr oder weniger bekannten - theoretischen Artmodellen. Dabei muß man beachten, daß die Kategorie des ‚Phänomens‘ in gewisser Hinsicht weiter ist als die des Exemplars: Zwar können alle Exemplare als Phänomene betrachtet werden, aber umgekehrt lassen sich nicht alle Phänomene als Exemplare behandeln.

*Damit beliebige soziale Phänomene kommunikationswissenschaftlich untersucht werden können, müssen sie sich als mehrdimensionale soziale Systeme auffassen lassen. Ein Phänomen, das man in alltäglicher Einstellung als ‚Aufforderung‘ bezeichnen würde, ist in der kommunikationswissenschaftlichen Einstellung kein Exemplar, weil es nicht die Bedingungen erfüllt, die für soziale Systeme im Rahmen der kommunikationswissenschaftlichen Systematik festgelegt wurden. Beispielsweise fehlen in der Komplexitätsdimension die vorangegangene Selektion und die Anschlußselektion. Die Selektionszentren müßten benannt werden usw. Eine ‚Aufforderung‘ kann bestenfalls als Element eines sozialen Systems betrachtet werden. Da solche Elemente aber keine Untersuchungseinheit abgeben, lassen sich Aufforderungen isoliert nicht kommunikationswissenschaftlich untersuchen. Man müßte hier nach größeren sozialen Zusammenhängen suchen, in denen Aufforderungen eine große Rolle spielen, um mit der Normalformrekonstruktion beginnen zu können.*

Der (erkenntnis- und wissenstheoretische) Sinn der Unterscheidung zwischen Exemplaren und Phänomenen ist es, eine klare Trennung zwischen der wissenschaftlichen und der alltäglichen Welt herbeizuführen. Nur die Exemplare gehören zum Reich des Kommunikationswissenschaftlers. /103/

Zur Bezeichnung von Exemplaren einer Art, die, aus den unterschiedlichsten Gründen, strukturell deformiert sind, die typischen Merkmale und Strukturen in erheblichem Umfang nicht aufweisen, kann man in Anlehnung an den botanischen Sprachgebrauch von ‚korrupten‘ Exemplaren sprechen. Dies ist selbstverständlich keine systematische Kategorie, sondern nur ein anschauliches Etikett. Unter den *Standardexemplaren* einer Art verstehe ich solche Exemplare, die die *differentia specifica* besonders deutlich zeigen. Diese Exemplare setzen eine Umwelt voraus, die eine optimale Entfaltung der strukturellen Möglichkeiten der Spezies ermöglichen. Standardexemplare dürfen nicht mit ‚*Prototypen*‘ verwechselt werden, die beispielhafte Vertreter eines sozialen Phänomens aus der Sicht des Alltags oder der Profession darstellen.

### 2.8.3 Varietäten

Die Annahme von Varietäten ist ein empirisches Produkt - das sich freilich mit Blick auf analoge Konzepte in der Biologie auch theoretisch in gewisser Hinsicht absichern lassen dürfte.<sup>150</sup> Bildet man etwa Normalformmodelle von Balintgruppen, so fällt auf, daß diese Gruppen in Abhängigkeit von ihrer relevanten Umwelt verschiedene Ausprägungen annehmen können: Werden sie etwa als ‚Demonstrationsbalintgruppe‘ im Rahmen von Fortbildungsinstitutionen/ -veranstaltungen durchgeführt, so gibt es systematische Abweichungen von der Struktur des Normalformmodells, die sich auf diese Umweltbedingungen zurückführen lassen. Ähnliches gilt auch für Gruppen, die mit Ärzten eines einzelnen Krankenhauses im Rahmen der Organisationsstruktur dieses Krankenhauses abgewickelt werden. Hier treten besondere Probleme hinsichtlich der Aufrechterhaltung der Grenzen zwischen der Balintgruppe einerseits und der Institution des Krankenhauses andererseits auf. Z.B. schlagen sich die hierarchischen Beziehungen des Krankenhauses auch in den Sozialbeziehungen in der Gruppe in der einen oder anderen Form nieder. Natürlich könnte man vorschlagen, diese Varietäten als unterschiedliche Arten aufzufassen. Das scheint mir aber dann nicht sinnvoll, wenn man die Abweichungen eindeutig auf bestimmte, spezifische Umwelten zurückführen kann. Man würde in diesem Fall den Aufbau der kommunikativen Welt unnötig verkomplizieren und sich zudem die Frage nach optimalen Umwelten verbauen.

Die Annahme von Varietäten und die Beschreibung von typischen Vertretern von Varietäten ermöglicht es, eine größere Anzahl von Exemplaren systematisch zu beschreiben.

---

<sup>150</sup> In der Botanik werden als ‚Varietäten‘ Pflanzen bezeichnet, welche durch äußere Ursachen wie Klima, Wärme, Sonne, Wind usw. abgeändert sind: „varietas est planta mutata a causa accidental: climate, solo, calore, ventis.“ Nach: Mägdefrau: Geschichte der Botanik, Leben und Lesitung großer Forscher. Stuttgart 1973, S. 57.

## 2.9 Anmerkungen zu den Differenzen zwischen der Kommunikationswissenschaft und anderen Objektbereichen

Die systematischen Einheiten der kommunikativen Welt und die Beziehungen zwischen diesen Einheiten bilden den Objektbereich der Kommunikationswissenschaft. Einzelne /104/ Einheiten, wie z.B. Artmodelle, können in speziellen wissenschaftlichen Zusammenhängen zu Gegenständen der Forschung gemacht werden. So gesehen ist die Darstellung in diesem Kapitel eine Voraussetzung gewesen, um die Frage nach den Gegenständen und Zielen der Normalformrekonstruktion und der Normalformanalyse beantworten zu können. Zum anderen sollten durch die Schilderungen in diesem Kapitel die Unterschiede zwischen dem kommunikationswissenschaftlichen Objektbereich und den Objektbereichen anderer Disziplinen, vor allem der Soziologie und der Linguistik und natürlich zu denjenigen ‚Schulen‘, die den Alltag als ‚Objektbereich‘ behandeln, deutlich werden.

Abschließend möchte ich noch einmal ausdrücklich hervorheben, warum ich den hier vorgeschlagenen Ansatz nicht als ‚linguistisch‘, ‚soziologisch‘ oder als ‚sprachsoziologisch‘ bezeichnet habe. Eine solche Klärung ist nicht ganz einfach, weil die Bezeichnung ‚Sprachwissenschaft‘ selbst ein Sammelbegriff für zahlreiche Teildisziplinen und Forschungsrichtungen ist. Konsens über die Anzahl der Teildisziplinen und die Abgrenzung der Sprachwissenschaft von anderen großen Disziplinen und vor allem über die Antwort auf die Frage, welches der Objektbereich der Sprachwissenschaft ist, besteht zur Zeit nicht. Dieser mangelnde Konsens wird - auch in Handbüchern - gelegentlich dadurch verdeckt, daß als „Phänomenbereich [!] der Sprachwissenschaft die Sprache in allen ihren Bezügen“ genannt wird.<sup>151</sup> ‚Sprache‘, ‚Text‘ oder „Kommunikation“ kann heute aber alles heißen“ - was nur ein anderer Ausdruck dafür ist, daß es sich hierbei um alltägliche und insofern vage Bezeichnungen für überkomplexe Phänomene handelt.<sup>152</sup> Damit diese Phänomene wissenschaftlich behandelt werden können, müssen sie zunächst einem Objektbereich zugeordnet werden. Diese Zuordnung ist das, was in der gegenwärtigen Diskussion als ‚Revierbestimmung der Sprachwissenschaft‘ (oder auch der Konversationsanalyse) bezeichnet wird. In dem Maße, in dem eine solche Zuordnung stattfindet, der Begriff ‚Sprache‘ (bzw. ‚Kommunikation‘ bzw. ‚Text‘) nicht mehr alltagsweltlich, sondern terminologisch verwendet wird, schwindet die Illusion eines gemeinsamen Objektbereichs derjenigen Forschungsansätze, die sich als Teil der Sprachwissenschaft begreifen. ‚Sprache‘ wird dann entweder als ‚Zeichensystem‘ und/oder als ‚symbolische Handlung‘ oder als ‚Medium der Kommunikation‘, als ‚soziale Handlung‘, als ‚Ausdruck‘ intrapsychischer Prozesse usw. aufgefaßt. Entsprechend dieser ganz unterschiedlichen Theorien über den Phänomenbereich Sprache werden dann auch ganz unterschiedliche Einordnungen des jeweiligen Ansatzes in das Wissenschaftssystem vorgenommen. ‚Sprachwissenschaft‘ erscheint als ‚Teildisziplin der Semiotik‘, der ‚Kommunikationswissenschaft‘, der ‚allgemeinen Kulturwissenschaft‘ oder in Form der sogenannten Bindestrich-Disziplinen - wie etwa der Psycholinguistik, der Soziolinguistik usw. - als ‚Teil‘ anderer größerer Disziplinen wie z.B. eben der Psychologie oder der Soziologie.<sup>153</sup> Mir ist nicht klar, ob es sinnvoll ist, nach einem einheitlichen Objektbereich für alle diese divergierenden Ansätze zu suchen, um damit das Revier einer Sprachwissenschaft von dem anderer Disziplinen abzugrenzen.<sup>154</sup> Mit Sicherheit läßt sich aber wohl sagen, daß diejenigen Ansätze, die sich in der Nachfolge de Saussures auf eine Theorie der Sprache als ‚Zeichensystem‘ berufen, einen einheitlichen Objektbereich besitzen, der allen Kriterien einer wissenschaftlichen /105/ Disziplin genügt. Der Objektbereich unterscheidet sich eindeutig von jenen anderer Disziplinen, er weist eine solche Differenzierung auf, daß sich theoretisch konstituierte Forschungsgegenstände finden lassen. Die Forschungsergebnisse entsprechen den üblichen Standards der Überprüfbarkeit, Falsifikation usw. Die Methoden können expliziert und entsprechend auch ‚aus Büchern‘ gelernt werden. Die Forschungsergebnisse können in außerwissenschaftlichen, praktischen, z.B. technischen Zusammenhängen angewendet werden und sind gesellschaftlich weitgehend anerkannt. Ich bezeichne diese Art von Sprachwissenschaft als ‚Linguistik‘.

<sup>151</sup> Bartsch/Vennemann: Sprachtheorie. In: Althaus/Henne/Wiegand: Lexikon, S. 57.

<sup>152</sup> Luckmann: Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation. In: Althaus/Henne/Wiegand: Lexikon, S. 28; vgl. a. die Abschnitte 2.1.2 und 2.1.3.

<sup>153</sup> Eine Fundgrube für solche unterschiedlichen Einordnungen sind die grundlagentheoretischen Artikel in dem ‚Lexikon der Germanistischen Linguistik‘, hrsg. von Althaus/Henne/Wiegand; vgl. z.B. Bd. 1, S. 2 f., 58, 82, 91. Von einer ‚allgemeinen Bestimmung und Erforschung von Sprache‘, wie es die etwas ungelenke Überschrift ankündigt, kann in den verschiedenen Artikeln keine Rede sein. Vielmehr werden mehrere spezielle und gänzlich unterschiedliche Theorien angeboten.

<sup>154</sup> Von Außenstehenden wird die Tatsache, daß die Sprachwissenschaft ‚noch an ihrem Revier bastelt‘ - so der Tenor eines Artikels von Peer Meinert in der ‚Neuen Westfälischen‘ vom 17.4.1982 über die Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft - eher negativ, als Indiz dafür genommen, daß die Sprachwissenschaft ‚noch nicht erwachsen‘ ist.

Der Objektbereich der Kommunikationswissenschaft, so wie ich ihn in diesem Kapitel geschildert habe, unterscheidet sich deutlich von demjenigen der Linguistik. Eine andere Frage ist, ob man Linguistik und die so verstandene Kommunikationswissenschaft als Teile einer umfassenden Sprachwissenschaft betrachten kann. Diese Frage läßt sich wohl nur in einer historischen Perspektive, die auf die gewachsenen Strukturen Rücksicht nimmt, behandeln: Geht man von den Themen aus, die sich die klassische deutsche Sprachwissenschaft im 19. Jh. gestellt hat, so läßt sich das kommunikationswissenschaftliche Programm problemlos einordnen. Es stellt Fragen, die J.G. Herder, W. von Humboldt, H. Rückert, W. Scheerer u.a. ausgiebig beschäftigt haben und von denen die Sprachwissenschaft späterhin vielleicht nur deshalb abgerückt ist, weil sie damals nicht exakt zu stellen und noch weniger exakt zu beantworten waren. So gesehen stellen die Normalformanalyse und -rekonstruktion Antworten auf traditionelle und sprachwissenschaftliche Probleme zur Verfügung.

Skeptisch bin ich gegenüber den ‚pragmatischen‘, ‚diskursanalytischen‘, ‚gesprächsanalytischen‘ und anderen Anbauversuchen an die Linguistik. So weit ich sehe, besitzen diese Ansätze keinen einheitlichen Objektbereich, sondern benutzen mehrere allgemeine Theorien zur Bestimmung ihres Bereichs und ihrer Gegenstände. Alltägliche Phänomene, wie z.B. beliebige Gesprächsausschnitte, werden etwa sowohl unter zeichentheoretischem als auch unter handlungstheoretischem Gesichtspunkt betrachtet, also in zwei ganz unterschiedliche Objektbereiche eingeordnet. Mir ist unklar, wie solche Konglomerate erkenntnistheoretisch zu begründen sind. Die Bedingung der Möglichkeit konsistenter, logisch widerspruchsfreier Aussagen ist ein einheitliches Bezugssystem, ein einheitlicher Objektbereich - und dieser ist bei Konglomeraten nicht gegeben.

Eine stillschweigende Identifizierung dieser verschiedenen Objektbereiche oder ihrer Elemente, wie dies beispielsweise geschieht, wenn ‚Sätze‘ (in einem linguistischen Sinn) als ‚Handlungen‘ im Sinne einer Handlungstheorie behandelt werden, macht aus den Konglomeraten keinen neuen Objektbereich, schafft keine Metatheorie.

*Ein instruktives Beispiel für das Dilemma von Forschungsrichtungen, die sich über mehrere Theorien definieren, ist die Konversationsanalyse. Schon in dem programmatischen Aufsatz von Sacks, Schegloff und Jefferson ‚A Simplest Systematics for the Organisation of Turn-Taking for Conversation‘ bleibt die Einordnung dieser Forschungsrichtung in die /106/ Wissenschaftslandschaft unbestimmt. Es wird davon gesprochen, daß die Motivation für diese Arbeit der ‚Soziologie‘ entsprang und wichtige Begriffe, wie z.B. der der ‚Kontextfreiheit‘, werden deutlich von ihrer Verwendung im Rahmen linguistischer Theorien abgegrenzt. ‚Conversation‘ wird als ‚Medium‘ in Interaktionssystemen - wohl in dem soziologischen Sinne von ‚encounter‘ - verstanden, die Beschreibung der Strukturen dieses Mediums oder dieser ‚Gesprächsmaschine‘ wird als Ziel des Ansatzes herausgestellt. Bei der Bestimmung dessen, was ein ‚turn‘, also die konstitutive Einheit dieses Systems, ist, wird dann aber auch auf linguistische Kategorien zurückgegriffen, und es werden Elemente der Systemlinguistik wie ‚Wort‘ und ‚Satz‘ zur Definition herangezogen.<sup>155</sup> Eine eindeutige Definition im Rahmen eines theoretischen Bezugssystems gibt es weder für ‚turn‘ noch für ‚conversation‘. In einem forschungspolitischen Sinne hatte diese theoretische Zwiespältigkeit, die einzelnen Autoren durchaus bewußt war, zunächst gewisse Vorteile: Sie ermöglichte es Soziologen, Linguisten und anderen Vertretern anderer Disziplinen, raschen Anschluß an diese Forschungsrichtung zu finden, ohne daß sie dabei ihre disziplinspezifischen Perspektiven aufgeben mußten. ‚Turn‘ konnte je nachdem linguistisch oder soziologisch interpretiert, das Phänomen ‚Konversation‘ entweder als ‚Text‘ oder als ‚soziales System‘ und vieles andere mehr behandelt werden. Die verschiedenen Konzeptualisierungen sind natürlich nicht ohne Auswirkungen auf die empirischen Untersuchungen geblieben. Diese sind bestenfalls Additionen soziologischer, verhaltenswissenschaftlicher, linguistischer und anderer Ansätze. Man sollte sie dann auch als interdisziplinäre Arbeiten ausweisen, die Methoden benennen und könnte dann auf die mehrdeutige Bezeichnung ‚Konversationsanalyse‘ für die Methodik ganz verzichten. Häufiger freilich sind die Arbeiten Kombinationen ganz unterschiedlicher Paradigmen - eben Konglomerate -, theoretische Konstrukte, die aus den verschiedensten Disziplinen entnommen und mit alltäglichen Vorstellungen von ‚Gesprächen‘ oder von ‚Redebeiträgen‘ vermischt werden. Die Vielfalt der Ansätze macht eine einheitliche Wertung (Konsistenzprüfung) oder gar eine Wiederholung der Konversations-, Gesprächs- oder Diskursanalysen kaum mehr möglich.<sup>156</sup> Die Analyseergebnisse erhalten gleichsam den Status eines einmaligen*

<sup>155</sup> Sacks/Schegloff/Jefferson: A Simplest Systematics, S. 700 bzw. 702, 720 ff. „Our discussion in § 3.1 of the turn-constructural component of the turn-taking system identifies the types of turn-constructural units as sentential causal, phrasal and lexical - i.e. syntactically.“ Zum Begriff der ‚Gesprächsmaschine‘ vgl. auch Bergmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse, S. 23, zur ambivalenten ‚turn‘-Definition ebd., S. 26.

<sup>156</sup> Nimmt man Arbeiten zur Hand, die sich im weitesten Sinne als kommunikationswissenschaftlich, gesprächsanalytisch, pragmatisch, textlinguistisch, konversationsanalytisch oder ähnliches verstehen, so fällt auf, daß in ihnen häufig vom Standpunkt mehrerer Disziplinen aus beschrieben und dabei auch die Perspektiven gewechselt werden. Beispielsweise gelingt es einer Autorin in einer kaum einseitigen ‚qualitativen Textanalyse‘ einer Problemdarstellung in einer Gruppentherapiesitzung, die folgenden sechs Standpunkte einzunehmen: Sprachwissenschaftler, psychoanalytischer Therapeut, Phonologe, soziologischer Kleingruppenforscher, Experimentalpsychologe. Daneben wird der Inhalt der

*Kunstwerkes. Sie erlauben zwar (zuweilen außerordentlich beeindruckende) Einsichten in die Phänomene, aber diese Form der Einsicht folgt eben nicht den Kriterien der neuzeitlichen Wissenschaft. Gemessen an diesen Kriterien ist die vernehmbar lauter werdende Kritik an den verschiedenen pragmatischen und konversationsanalytischen Arbeiten und auch der Rückzug auf die Systemlinguistik verständlich.*

Etwas anders liegt der Fall, wenn zwei Disziplinen ‚interdisziplinär‘ zusammenarbeiten, wie dies in der Psycho- und Soziolinguistik oft geschieht. Hier sollte man nicht von Konglomeraten sprechen, weil die Objektbereiche getrennt bleiben, die Theorien auseinander gehalten werden: Ein Phänomen, welches in alltäglicher Einstellung identifiziert und stabilisiert wurde, wird aus der Perspektive und vom Standpunkt zweier Wissenschaften betrachtet. Die Ergebnisse der Analyse können nachträglich ‚korreliert‘ werden. Was diese Korrelation theoretisch bedeutet, bleibt allerdings ebenfalls unklar, solange es keine Metatheorie über die (beiden) Gegenstände der beiden Disziplinen gibt. /107/

*Praktisch zeigt sich dies häufig daran, daß man eigentlich nicht recht weiß, wie man die entstandenen Ergebnisse interpretieren soll, ‚als was‘ man sie betrachten soll. Beispielsweise schafft die Korrelation von Untersuchungsergebnissen über die ‚soziale Schicht‘ einerseits und ‚syntaktische (Äußerungs-)Strukturen‘ (elaborierter vs. restringierter Code) andererseits ein Ergebnis, das selbst erneuter wissenschaftlicher Bearbeitung bedarf, um verstanden zu werden.*

Der Vorteil interdisziplinärer Arbeit gegenüber den Konglomeraten liegt darin, daß hier die gebietsbestimmenden Theorien auseinandergehalten, die Analysen getrennt durchgeführt und deshalb auch die Ergebnisse einzeln überprüft werden können. Der Objektbereich der Kommunikationswissenschaft setzt zwar Theorien anderer Disziplinen voraus, ist aber kein Konglomerat (vgl. Abschnitt 2.2). Deshalb ist auch eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen der Kommunikationswissenschaft und anderen Disziplinen, z.B. der Linguistik, Psychologie oder Soziologie möglich, in der die Grenzen der jeweiligen Disziplinen und Verfahren gewahrt bleiben.<sup>157</sup>

Das zweite Kapitel dient im Rahmen dieser Arbeit vor allem dazu, eine theoretische Begründung für die Gegenstände (Untersuchungseinheiten) der Normalformrekonstruktion und -analyse zu liefern, und zwar eine kommunikationstheoretische, keine soziologische oder psychologische, auch keine ‚alltagstheoretische‘. Wenn ich davon ausginge, daß die Gegenstände wissenschaftlicher Untersuchungen ‚natürliche‘ Ausschnitte der Welt seien, die man in alltäglicher Einstellung finden kann, und daß es im Prinzip gleichgültig sei, welche man auswählt, so wäre das Kapitel überflüssig. Nun werden solche Einstellungen in der ethnomethodologischen Konversationsanalyse vertreten, und es scheint mir in Anbetracht des Einflusses dieser Schule sinnvoll, auf einige ihrer Prinzipien einzugehen.

#### *Exkurs: Die Konstitution von Forschungsgegenständen und Objektbereichen aus ethnomethodologischer Sicht*

*Eine kritische Auseinandersetzung mit ethnomethodologischen Ansätzen ist insofern schwierig, als sich diese Ansätze explizit gegen die Normen des neuzeitlichen Wissenschaftsbetriebes stellen. Die kritischen Anmerkungen zu den Konglomeraten etwa werden Ethnomethodologen kaum auf sich beziehen. Sie sind vom Standpunkt der ‚normativen‘ und ‚objektivistischen‘ neuzeitlichen Wissenschaft aus formuliert, und an diesen Normen wollen sich die Ethnomethodologen nicht messen lassen. Man kann in dieser Situation eigentlich nur darauf hinweisen, warum man an diesen Normen festhält und welche Bedenken man hinsichtlich derjenigen Normen hat, die sich die Ethnomethodologen selbst geben.*

*Ich werde auf zwei Annahmen der ethnomethodologischen Schule eingehen, die von der traditionellen Wissenschaft nicht geteilt werden, erstens die Annahme, die unreduzierte Komplexität der alltäglichen Wirklichkeit könne zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht werden (Vermengung von ‚Phänomenen‘ und ‚Objekten‘), und zweitens die Annahme, die wissenschaftliche Modellierung vollziehe sich nach kunsthandwerklichen /108/ Regeln und widersetze sich einer symbolischen Deskription. Als Ausgangspunkt wähle ich den gründlichen Überblicksartikel über die ethnomethodologische Konversationsanalyse von J. Bergmann. In seinem Artikel sind m.E. die wichtigsten Positionen dieser Schule in typischer und zutreffender Weise dargestellt.*

---

Problemdarstellung noch von einem alltagsweltlichen Standpunkt aus terminologiefrei beschrieben (Wodak-Leodolter 1980: 198f.). Für den Leser, der häufig gar nicht die Möglichkeit hat, diese ganz unterschiedlichen Standpunkte einzunehmen, weil ihm etwa die betreffenden Disziplinen und/oder Professionen fremd sind, fällt es schwer, solche Beschreibungen nachzuvollziehen. Erst recht dürfte er kaum in der Lage sein, sie an ähnlichen Objekten im Sinne des Autors zu wiederholen.

<sup>157</sup> Zu den Besonderheiten interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen Kommunikationswissenschaftlern, Vertretern anderer Disziplinen und Praktikern vgl. Giesecke: Probleme, Bedingungen und Methoden.

1. In der Ethnomethodologie und der ethnomethodologisch orientierten Konversationsanalyse ist es nicht üblich, zwischen Objektbereichen, Forschungsgegenständen und alltäglichen Phänomenen zu unterscheiden. Vielmehr werden Gegenstände und Phänomene als identisch gesetzt, und eine Bestimmung des Objektbereichs der Disziplin, also einer Eingrenzung der Phänomene, die im Rahmen ihrer ‚Schule‘ zu behandeln sind, wird ebenfalls selten versucht.

„Ethnomethodologie und Konversationsanalyse widersetzen sich prinzipiell einer Kanonisierung allgemeiner methodischer Regeln. Für sie sind die Entdeckungsschritte und analytischen Verfahren ein untrennbarer Bestandteil des Phänomens [!], auf dessen Identifizierung und Erkundung sie gerichtet sind. Entsprechend dieser Maxime ist nicht nur das Phänomen selbst, sondern auch die Methode seiner Entdeckung und Analyse ein Ziel der ethnomethodologischen Untersuchung. Methoden unterliegen für die Ethnomethodologie - nach Garfinkels strengem Postulat - einem ‚unique adequacy requirement‘, d.h. sie müssen ihrem jeweils besonderen Gegenstand [!] angemessen sein und sie sind dies in dem Maße, in dem sie selbst diesem Gegenstand [!] zugehören. Mit dieser Maxime wenden sich die Ethnomethodologie und die Konversationsanalyse gegen die gängige Wissenschaftspraxis, einen Katalog methodischer Regeln getrennt von den zu untersuchenden Objekten [!] aufzustellen und dann von Fall zu Fall auf diese anzuwenden; - das reiche und vielschichtige Untersuchungsmaterial durch eine (wohl unvermeidlich) dogmatische Handhabung einer festgelegten Methodologie einzuschränken, in vorgegebene Formen zu gießen und dadurch seiner Eigenheit zu berauben; - sogenannte Untersuchungsergebnisse allein mit dem Nachweis einer korrekten Anwendung vorgegebener und allgemein anerkannter Methoden zu verteidigen.“

Einem Ethnomethodologen/Konversationsanalytiker kann es nicht sinnvoll erscheinen, sich über die Konstruktion von Methoden den Kopf zu zerbrechen, unabhängig von den jeweiligen Phänomenen „aus denen und für die diese Methoden entwickelt werden“. (Bergmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse, S. 16)

Die traditionellen Wissenschaften mit ihrem ‚ungebrochenen normativen, objektivistischen Wirklichkeitsverständnis‘ haben ihre Methoden keineswegs getrennt von den ‚zu untersuchenden Objekten‘ aufgestellt (ebd., S. 12). Die Methoden der klassischen Mechanik etwa gelten nur für Phänomene, soweit sie als geometrische ‚Gegenstände‘ aufgefaßt werden (können). Der Objektbereich der Forschung für Galilei (und seine Nachfolger) sind die ‚Dreiecke, Kreise und andere geometrische Figuren‘ und keinesfalls die überkomplexen Phänomene, die wir in der Umgangssprache als die ‚Sonne‘, den ‚Apfel‘, ‚Steine‘ oder [109] sonst irgendwie bezeichnen. Wer nicht versteht, daß das ‚Buch der Natur‘ in dieser geometrischen und mathematischen Sprache geschrieben ist, der ‚begreift kein Wort‘ und steht ihr wie einem ‚dunklen Labyrinth‘ gegenüber.<sup>158</sup> Ebenso gelten die Methoden der Linguistik keineswegs unabhängig von den Gegenständen, sondern nur dann, wenn Zeichensysteme untersucht werden. Nur für diese Gegenstände sind die verschiedenen grammatischen, lexikalischen oder phonologischen Methoden ‚adäquat‘. Für das alltägliche Phänomen ‚Sprache‘ sind sie keineswegs entwickelt. Werden sie im Rahmen wissenschaftlicher Untersuchungen angewendet, so sind die Ergebnisse nur Modelle über Phänomene, soweit diese den allgemeinen Theorien über die Gegenstände entsprechen. In dieser Differenz zwischen ‚Phänomenen‘ und ‚Gegenstand‘ liegt der hypothetische Grundzug wissenschaftlicher Erkenntnis begründet, auf den Popper und andere immer wieder hingewiesen haben und der auch durch beliebigen Forscherfleiß und beliebige Detailtreue nicht aufgehoben werden kann.<sup>159</sup>

B. Glaser und A. Strauss, zwei bekannte Vertreter qualitativer ethnomethodologischer Verfahren, nennen als Ziel ihrer Forschungsarbeit ‚gegenstandsbezogene Theorien‘ (grounded theory). Darunter verstehen sie die ‚Formulierung von Konzepten und deren Beziehung zu einem Satz von Hypothesen für einen bestimmten Gegenstandsbereich, beispielsweise Patientenbetreuung, Bandenverhalten oder Erziehung, die sich auf Forschungen in diesem Bereich stützt.‘<sup>160</sup>

Nun sind ‚Patientenbetreuung‘, ‚Bandenverhalten‘ und ‚Erziehung‘ umgangssprachliche Bezeichnungen für überkomplexe alltägliche Phänomene. Solange die Gegenstandsbestimmung in dieser Vagheit bleibt, die Untersuchungseinheiten nicht aus umfassenderen Theorien abgeleitet, theoretisch konstituiert werden, lassen sich über die tatsächlichen Untersuchungsgegenstände nur Vermutungen anstellen. Daß die Phänomene faktisch aus zahlreichen anderen möglichen ausgesucht werden, daß dabei Prinzipien verwendet werden und daß schließlich die ausgewählten Phänomene wiederum ‚als etwas‘ betrachtet werden, also wiederum in bestimmter selektiver Weise behandelt werden, steht für die traditionelle Wissenschaft außer Zweifel. Und in der Tat sprechen die Autoren nur einige Seiten weiter von ‚Sozialsystemen‘ als ihren Forschungsgegenständen (ebd., S. 97) und ordnen ihre Theorien dann in den Objektbereich der Soziologie ein (ebd., S. 108). Wenn diese Kennzeichnungen nicht ebenfalls ausschließlich umgangssprachlich gemeint sind, dann bekommt man

<sup>158</sup> „Egli [das Buch der Natur] è scritto in lingua matematica, e i caratteri son triangoli, cerchi, ed altre figure geometriche, senza i quali mezi è impossibile a intenderne umanamente parola; senza questi è un aggirarsi vanamente per un oscuro laberinto“. Gallilei, II saggiatore (1623) Edition Nazionale, Bd. 6, Florenz 1896, S. 232. Im gleichen Sinne auch in seinen Briefen an Fortunio Liceti in Bd. 18, 1906, S. 295 und weitere Stellen in Bd. 11, S. 112 f. und Bd. 14, S. 625.

<sup>159</sup> „Sicheres Wissen ist uns versagt. Unser Wissen ist ein kritisches Raten; ein Netz von Hypothesen; ein Gewebe von Vermutungen.“ Popper: Logik der Forschung, XXV. Der ‚grundsätzliche hypothetische Charakter‘ (XXXIV) wissenschaftlicher Erkenntnis wird systematisch im ‚Falsifizierbarkeits‘ - Gebot formuliert; vgl. Kapitel IV.

<sup>160</sup> Glaser/Strauss: Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf/Weingarten: Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979, S. 91.

eine Idee darüber, welche ‚Bereiche‘ der Wirklichkeit mit ihren Verfahren zu analysieren sind und als was sie diese betrachten. Beispielsweise kann man vermuten, daß der Objektbereich irgendetwas mit den Theorien zu tun hat, die für die Soziologie konstitutiv sind. Möglicherweise nimmt man an, daß ‚Banden‘ als ‚soziale Systeme‘ im Sinne irgendeiner Systemtheorie zu verstehen sind. Erkenntnistheoretisch ist es ziemlich belanglos, ob der Forscher sich über diese Konzepte im klaren ist, ob er ihnen unbewußt folgt, ob er sich vorher oder nachher (rekonstruktiv) darüber Gedanken macht.

Was die impliziten theoretischen Modellvorstellungen der ethnomethodologischen Konversationsanalyse angeht, bietet die zusammenfassende Darstellung von Bergmann /110/ (Ethnomethodologische Konversationsanalyse) viele Ansatzpunkte, die freilich gründlicher ausgewertet werden müßten. Er erwähnt das Konzept der Linearität sozialer Prozesse (:ebd., S. 27): eine Voraussetzung älterer kausaler Erklärungsmodelle; das Prinzip der Lokalität (ebd., S. 25, ‚Zug um Zug‘), das man aus dem behavioristischen Programm der Reduktion von Interdependenzen kennt; die in allen statistischen Untersuchungen übliche Suche nach Rekurrenzen und Abweichungen (ebd., S. 21); die Modellierung sozialer Handlungen als kollektives Problemlösen (ebd., S. 22) usw. Man findet hier auf gedrängtem Raum alte Bekannte aus dem verhaltenswissenschaftlichen Theorienarsenal; neuere systemtheoretische, ökologische und selbstreferentielle theoretische Ansätze scheinen weniger vertreten zu werden.

2. Konstitutiv für die neuzeitliche Wissenschaft ist u.a. die Normierung der Erkenntnis- und Arbeitsweise, der Methode. Ein Mechanismus, durch den diese Normierung erfolgt, ist die Vorgabe von Kategorien, mit denen Daten bewertet, kodiert werden. Insofern ist es berechtigt, der empirischen Sozialforschung und auch der kommunikationswissenschaftlichen Normalformrekonstruktion ‚Rasterfahndung‘, eine ‚Subsumierung des Untersuchungsmaterials unter vorgegebene Kategorien und Unterscheidungen‘ zu attestieren.<sup>161</sup> In diesem Vorgehen liegt eine ihrer Stärken und ihrer Schwächen. Der kodierende Wissenschaftler bemerkt immer wieder, welche Verluste es mit sich bringt, wenn die Daten unter die begrenzten Kategorien subsumiert werden - aber genau diese Schwäche ist die Bedingung dafür, am Ende Modelle vorlegen zu können, deren Aussagekraft begrenzt und überprüfbar ist. Mit diesem Konflikt hat die neuzeitliche Wissenschaft von Anfang an leben müssen. Es ist ein fundamentaler Irrtum, zu glauben, er ließe sich durch irgendwelche Tricks oder Mechanismen ‚umgehen‘. Man kann dieses permanente Problem wissenschaftlicher Arbeit nur in Rechnung stellen und versuchen, immer wieder in der einen oder anderen Weise mit ihm fertig zu werden. Die Kunst besteht eigentlich darin, solche Kompromisse zu finden, die einerseits genügend Komplexität erhalten und andererseits so viel Komplexität reduzieren, daß die Produkte handhabbar und für andere soziale Zusammenhänge brauchbar werden. Dies verlangt selbstverständlich auch handwerkliche Fähigkeiten, Gespür für den Einzelfall, Sensibilität usw., alles Größen, die sich einer systematischen Darstellung entziehen und die dennoch für den Erfolg der Modellbildung wesentlich sind. Was diese Fingerfertigkeit, die Liebe zum Detail, zum genauen Hinsehen und zur minutiösen Interpretation angeht, so kann und sollte man von den ethnomethodologisch arbeitenden Forschern - am besten in der persönlichen Zusammenarbeit - lernen.

Ihre Arbeiten sind häufig im besten Sinne Kunstwerke, an denen immer wieder neue überraschende Entdeckungen gemacht werden können. Aber diese Arbeiten haben natürlich auch alle jene Nachteile, die handwerkliche und zumal kunsthandwerkliche Produkte immer gehabt haben und die schließlich in der Neuzeit zur Etablierung einer ganz anderen Produktionsform, eben der industriemäßigen und wissenschaftlichen, geführt haben. Kunsthandwerk ist abhängig von der Beschaffenheit des ‚einzigartigen‘ empirischen Rohmaterials, der eigentümlichen Persönlichkeit des Handwerkers, den zufälligen Entdeckungen (Auffälligkeiten), die der Interpretation die Richtung geben; ihre Produkte kann man würdigen, aber nicht wiederholen. Natürlich kann man die Arbeit kritisieren, aber da (von den Ethnomethodologen) keine unabhängigen, abstrakten Maßstäbe akzeptiert werden, an denen die Produkte und die Produktion zu messen sind, reduziert sich die Kritik auf ein Geschmacksurteil, das man je nach der persönlichen Einstellung akzeptieren oder ablehnen kann. Werden die Produkte wiederholbar, die Produktionsphasen technisiert, so beginnt das industrielle Zeitalter, das Zeitalter der ‚Rasterfahnder‘ und damit das Ende des (ethnomethodologischen) Kunsthandwerks. Ich sehe keinen Sinn darin, nach der Abwertung des Handwerks im Industriezeitalter nunmehr die standardisierte wissenschaftliche Arbeit von einem handwerklichen Standpunkt aus abzuwerten. Beide Arbeitsweisen haben ihre Leistungsbereiche und Berechtigungen. Aber sie behalten sie nur, solange sie ihre Spezifik kultivieren.

Bei Bergmann drückt sich die Orientierung am kunsthandwerklichen Ideal in der Auswahl der Metaphern, die er zur Bezeichnung der ethnomethodologischen Arbeitsschritte verwendet, an verschiedenen Stellen seines Beitrags aus. (Vgl. z.B. Bergmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse, S. 17) Zum Programm erhoben wird die Restrukturierung wissenschaftlicher Praxis als Kunsthandwerk in der ‚Objektiven Hermeneutik‘ bei Oevermann u.a.:

<sup>161</sup> Psychologisch ließe sich allerdings noch einiges zur Verwendung des Begriffs der ‚Rasterfahndung‘ in diesem Zusammenhang sagen. Die Datenerhebung muß jedenfalls emotional merkwürdig besetzt sein, damit einem der Vergleich mit der Suche nach Terroristen in den Sinn kommt.

„Aus der Reflexion über die Probleme der Gültigkeit von Rekonstruktionen latenter Sinnstrukturen ergab sich die Konsequenz, daß eine erkenntnislogische Differenz zwischen den Verfahren des Alltagshandelns und den Verfahren der objektiven Hermeneutik nicht gezogen werden kann und die Wissenschaftlichkeit der objektiven Hermeneutik forschungspraktisch entsprechend in Gestalt einer Kunstlehre gesichert werden muß. Dies überrascht uns im übrigen nicht, weil in den Sozialwissenschaften angesichts der strukturellen Homologie von Gegenstanderschließung und Gegenstand die wissenschaftliche Praxis ganz allgemein sich von der Alltagspraxis nur in Gestalt einer Kunstlehre abhebt. Das Ergebnis davon ist historisch die Ausdifferenzierung der Logik professionalisierten Handelns.“<sup>162</sup>

Überraschend ist die Behauptung schon, soziales Handeln und dessen Reflexion, Praxis und die Modelle/Theorien über die Praxis würden auf einer Ebene emergieren. Ebenso wenig wie die ethnomethodologische Konversationsanalyse ohne Theorien über den Gegenstandsbereich auskommt, kann sie auf methodologische Prinzipien verzichten. Es ist dabei im Grundsatz gleichgültig, ob diese Methoden in der üblichen Weise geschildert werden oder ob man „(mit allen Vorbehalten)“ Anforderungen an die Psyche („Mentalität“) des Forschers stellt. (Bergmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse, S. 17) Nicht gleichgültig freilich ist die Art und Weise, in der psychische Zustände im Rahmen des Forschungsprozesses behandelt werden. Bei Glaser/Strauss hat es den Anschein, als ob die ‚Erlebnisse‘ des Forschers nicht den Status von Daten, sondern von schon gut bewährten Untersuchungsergebnissen haben: /112/

„Der analytische Bezugsrahmen, der aus der Sammlung und Überprüfung qualitativer Daten durch den Forscher entsteht, stimmt mit dem überein, was dieser systematisch über seine eigenen Daten weiß. Wir wollen nun untersuchen, warum der Feldforscher dem, was er weiß, vertraut. Wenn der Feldforscher allein arbeitet, so ist er derjenige, der genau einschätzen kann, was er untersucht und erlebt hat. Es sind seine Wahrnehmungen und seine persönlichen Erfahrungen und seine eigenen hart erarbeiteten Analysen. Der Feldforscher weiß, daß er weiß, nicht nur weil er selbst im Feld gewesen ist und weil er seine Hypothesen sorgfältig verifiziert hat, sondern weil er zutiefst vom Wert seiner abschließenden Analyse überzeugt ist.“ (Glaser/Strauss: Die Entdeckung, S. 100)

Im vollständigen Gegensatz dazu steht Poppers Annahme,

„daß subjektive Überzeugungserlebnisse niemals die Wahrheit wissenschaftlicher Sätze begründen, sondern innerhalb der Wissenschaft nur die Rolle eines Objekts der wissenschaftlichen, nämlich der empirisch-psychologischen Forschung spielen können. Auf die Intensität der Überzeugungserlebnisse kommt es dabei überhaupt nicht an; ich kann von der Wahrheit eines Satzes, von der Evidenz einer Wahrnehmung, von der Überzeugungskraft eines Erlebnisses durchdrungen sein, jeder Zweifel kann mir absurd vorkommen; aber kann die Wissenschaft diesen Satz deshalb annehmen? Kann sie ihn darauf gründen, daß Herr N.N. von seiner Wahrheit durchdrungen ist? Das wäre mit ihrem Objektivitätscharakter unvereinbar. Die für mich so feststehende ‚Tatsache‘, daß ich jene Überzeugung auch wirklich habe, kann in der objektiven Wissenschaft als psychologische Hypothese auftreten, die natürlich der intersubjektiven Nachprüfung bedürftig ist [...]“ (Popper: Logik der Forschung, S. 20)

Popper leugnet hier wohlgerne nicht, daß solche ‚selbstbezüglichen‘ psychischen Informationen einen Wert für die Analyse haben können. Er weist ihnen nur den Status von Daten - genauso wie anderen psychischen Informationen auch - zu.

Trotz seiner ausführlich geäußerten Vorbehalte gegen eine Explikation von Methoden schildert J. Bergmann eine ganze Reihe von Arbeitsschritten, die bei Konversationsanalysen zu erfolgen haben. Ich gehe auf diese Liste nicht im einzelnen ein, sondern greife mir ein Problem heraus, das auch für die kommunikationswissenschaftliche Normalformrekonstruktion von Bedeutung ist, nämlich die Dokumentation sozialer Daten in Form von Transkriptionen. Als W. Kallmeyer und F. Schütze 1976 die Arbeiten der amerikanischen ethnomethodologischen Konversationsanalyse das erste Mal einem größeren deutschen Publikum vorstellten, mochten sie diesem das Diktum, daß die Konversationsanalyse keine allgemeinen Arbeitsregeln oder Entdeckungsschritte brauche, nicht zumuten. Sie beginnen ihre Darstellung mit einer Einleitung über den Objektbereich der Konversationsanalyse und stellen fest, daß dieser aus Textstücken, und zwar aus transkribierten Textstücken besteht. Entsprechend definieren sie dann auch die Konversationsanalyse als /113/ „die empirische Erforschung von sprachlichen Texten, die in natürlichen Kommunikationssituationen hervorgebracht, mit elektronischen Mitteln aufgezeichnet und gespeichert sowie unter dem Gesichtspunkt der Struktur des Kommunikationsablaufs, der Aktivität der beteiligten Interaktionspartner und/oder der von diesem getätigten Bedeutungsvoraussetzungen und -zuschreibungen transkribiert und analysiert werden“.<sup>163</sup>

<sup>162</sup> Overmann/Allert/Konau/Krambeck: Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemein forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner: Interpretative Verfahren, S. 391.

<sup>163</sup> Kallmeyer/Schütze: Konversationsanalyse, S. 4. Die Aufnahme der elektronischen Medien in diese Definition mag sich in Zukunft noch als besonders weitsichtig erweisen.

Offenbar müssen die Phänomene auch für den ethnomethodologischen Gebrauch in wissenschaftliche Gegenstände transformiert werden. Ein Teil dieses Transformationsprozesses wird durch die Metapher ‚Transkription‘ abgedeckt. In der Ethnomethodologie wird die Transkription eher als ein handwerkliches Nebenbei behandelt. Die wissenschaftstheoretische Bestimmung dessen, ‚was‘ transkribiert wird und ‚als was‘ es behandelt wird, bleibt dunkel. Bergmann erweckt in seiner Arbeit den Eindruck, daß er sich mit den Konsequenzen dieser Transformation nicht abfinden will. Er schildert die Transkription als einen ‚Umweg‘ mit ‚Tücken‘ für den Konversationsanalytiker. Folgerichtig fordert er auf, die Transkription nicht als Transkription zu betrachten, sondern „gleichsam aus der Perspektive der Gesprächsteilnehmer als zeitliches Abbild einer linear ablaufenden, sich aufschichtenden sprachlichen Interaktion.“ (Bergmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse, S. 20)

Im Rahmen der kommunikationswissenschaftlichen Normalformrekonstruktion werden die Transkriptionen als ein besonderer Typus von Daten betrachtet, auf dessen Konstitutionsprobleme in 3.5.1.3 gesondert eingegangen wird. /114/

### 3. Die Normalformrekonstruktion: Methodik und Methodologie selbstreferentieller systemischer Modellbildung

#### 3.1 Methodologie als Lehre von der Beschreibung von Forschungssystemen

Die Rekonstruktion von theoretischen Modellen erfolgt in einer besonderen Familie sozialer Systeme, den ‚Forschungssystemen‘. Das Forschungssystem, welches die kommunikationswissenschaftlichen Artmodelle produziert, bezeichne ich abkürzend als ‚Normalformrekonstruktion‘ (NFR). Um dieses System im einzelnen zu charakterisieren, muß man zunächst seine Stellung innerhalb der Hierarchie der kommunikativen Welt bestimmen. Sodann kann man die Strukturen aller vier Dimensionen dieses Systems entsprechend der im vorigen Kapitel geschilderten Prinzipien beschreiben. Mich interessiert in diesem Kapitel im wesentlichen die dynamische Dimension des Forschungssystems. Diese läßt sich unter verschiedenen, nämlich dem kooperativen, dem kommunikativen und dem interaktiven Gesichtspunkt betrachten. Die kooperative Struktur zeigt sich, wenn man die sozialen Prozesse (einseitig) unter dem Gesichtspunkt der Modellproduktion betrachtet. Man findet dann Phasen des Ablaufs, in denen unterschiedliche Beschreibungs- und/oder Modellbildungsaufgaben nacheinander kooperativ zu lösen sind. Ich bezeichne die kooperative Struktur der dynamischen Dimension des Forschungssystems als ‚Ablauf der Normalformrekonstruktion‘.

In einem wissenschafts- oder erkenntnistheoretischen Zusammenhang kann man die Explikation der Strukturen von Forschungssystemen als Beschreibung von ‚Methoden‘ oder als ‚Methodologie‘ bezeichnen. Die Beschreibung wissenschaftlicher Verfahren oder Methoden geschieht natürlich immer vor dem Hintergrund irgendeines allgemeinen Theorieprogramms, sei es nun handlungstheoretischer, wahrnehmungstheoretischer, kybernetischer oder anderer Natur. Das besondere an dem von mir eingeschlagenen Weg ist, daß ich die – im vorigen Kapitel geschilderten – kommunikationswissenschaftlichen Modellvorstellungen selbstreferentiell auf die Forschungsmethode anwende.

Wie alle selbstreferentiellen Theorieprogramme führt auch dieses Vorhaben zu Komplikationen hinsichtlich des Begründungszusammenhangs und der Darstellung: Im Prinzip müßte man verschiedene Forschungszusammenhänge, in denen Normalformmodelle erstellt wurden, dokumentieren und dann in der Absicht analysieren, ein Strukturmodell von Forschungssystemen aufzustellen. Dieser Analyse liegt aber schon die - noch nicht beschriebene - Methode zugrunde. Die Strukturen des Forschungssystems lassen sich nicht vorab, sondern erst im Nachhinein, nachdem das soziale System aufgebaut und die Prozesse abgelaufen sind, reflektieren. Dabei gilt auch für die Reflexion die Einschränkung, daß sie nur in sozialen Systemen erfolgen kann, deren Strukturen zwar für den Reflexionsprozeß bestimmend sind, die aber ebenfalls vorab nur hypothetisch gesetzt, aber niemals vollständig kontrolliert werden können. Dieses Problem läßt sich nicht eliminieren, es muß behandelt werden, und man kann dann die Behandlungsweise beschreiben. /115/

Hinsichtlich der Begründungsproblematik kann ich darauf verweisen, daß die Beschreibung der Ablaufstruktur der Normalformrekonstruktion das Ergebnis der Reflexion der Strukturen mehrerer Forschungssysteme ist, in denen Normalformmodelle erstellt wurden. Zum anderen deckt sich die ermittelte Struktur mit den Strukturen von anderen, traditionellen Forschungssystemen, die z.T. schon zu Beginn der Neuzeit dargestellt wurden. Auf diese Systeme gehe ich im nächsten Abschnitt ein.

Eine komplette Beschreibung der Strukturen der verschiedenen Dimensionen des Forschungssystems kann ich nicht liefern, und dies ist für die Zwecke dieser Arbeit auch nicht erforderlich. Ich werde in den nächsten Abschnitten nur sehr grobe Charakteristiken der Dimensionen geben und gehe ausführlich auf die kooperative Struktur der dynamischen Dimension ein. Vermutlich können aber zahlreiche weitere Strukturelemente der verschiedenen Dimensionen vom Leser aus der Darstellung des Ablaufs der Normalformrekonstruktion erschlossen werden.

#### 3.2 Einordnung der Normalformkonstruktion in die Geschichte wissenschaftlicher Beschreibungsverfahren

Ich nehme an, daß man eine Familie der Ordnung der organisierten selbstreflexiven Sozialsysteme als (wissenschaftliche) ‚Forschungssysteme‘ bezeichnen kann. Diese Forschungssysteme untergliedern sich wiederum in Unterfamilien, Gattungen usw. Wieviele Gattungen und schließlich Arten von

Forschungssystemen es gibt und in welcher Beziehung sie zueinander stehen, ist eine empirische Frage. Eine Art produziert jedenfalls die kommunikationswissenschaftlichen Normalformmodelle.

Da ich weder über ein ausgearbeitetes Modell von der Familie der Forschungssysteme noch von Unterfamilien oder von Gattungen verfüge, kann ich nur Vermutungen über die allgemeinen Modelle äußern, in die die Normalformrekonstruktion einzuordnen ist. Ich gehe davon aus, daß sich die Normalformrekonstruktion in die Gattung derjenigen Forschungssysteme einfügt, die mehrdimensionale Modelle natürlicher Phänomene produziert. Diese Gattung hat eine lange Tradition, ist weitverbreitet und wird in ganz verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen eingesetzt. An der Wiege dieser Gattung standen Autoren wie Leonardo da Vinci, Albrecht Dürer und ‚Botaniker‘, die sich mit der Entwicklung von Artmodellen von Pflanzen beschäftigten. Diese Schilderung der Ideen und der Arbeitsweise dieser Autoren kann einen ersten Eindruck von den Konturen der Gattung geben.

Die Ausdrücke, die ich verwendet habe, um meine Idee von den sozialen Phänomenen als mehrdimensionale Systeme und von sozialen Ereignissen als sozialkommunikative Körper zu entwickeln, decken sich in weiten Bereichen mit der Terminologie, die bei der Reflexion der Beschreibungsprinzipien natürlicher Gegenstände und räumlicher Gebilde in der frühen Neuzeit verwendet wurden. Von diesen Überlegungen, die teilweise in Form von Beschreibungslehren (Unterweisungen) separat veröffentlicht /116/ wurden, kann man profitieren, wenn man sich die Prinzipien der Beschreibung und Modellbildung von sozialen Phänomenen und Ereignissen klarmachen will. Der Vergleich mag auch dazu dienen, zu überprüfen, inwieweit die Übertragung der Ausdrücke ‚Standpunkt‘, ‚Perspektive‘, ‚Referenzobjekt‘, ‚Seite‘ usw. berechtigt ist.

Ich glaube, daß die Kräuterbuchautoren des 16. Jahrhunderts wie O. Brunfels, L. Fuchs, H. Bock und dann K. Gessner und C. Beauhin, die heute als Stammväter der Botanik gelten, bei der Beschreibung von Pflanzen und Tieren in gewisser Hinsicht vor ganz ähnlichen Problemen standen wie gegenwärtig Sprach-, Sozial- und Kommunikationswissenschaftler bei der Beschreibung von sozialen Phänomenen wie ‚natürlichen Gesprächen‘. Jede einzelne Pflanze, die sie in ihren Büchern beschreiben wollten, erschien ihnen als überkomplex. Selbst nachdem man sich darauf beschränkt hatte, zunächst nur den Augenschein, also morphologische Merkmale bei der Beschreibung gelten zu lassen und die anderen Qualitäten wie z.B. die Heilkräfte, der Nutzen in Garten und Haus, die Gerüche und den inneren Aufbau zu vernachlässigen, blieben noch unendlich viele Möglichkeiten, ein und dieselbe Pflanze zu beschreiben. Ganz gleich, auf welchen Standpunkt sich der Forscher stellte, unter welcher Perspektive er eine Pflanze betrachtete, immer war das resultierende Modell, z.B. eine Zeichnung, in einer bestimmten Hinsicht unbefriedigend: Andere Forscher konnten aufgrund solcher Zeichnungen die Pflanzen nicht sicher identifizieren, weil ihnen die Prinzipien, nach denen die Zeichnung erstellt wurde, unbekannt waren, weil ihnen die Perspektive, unter der die Pflanze betrachtet wurde, ungewohnt war, usw. Die ganze Beschreibung und Modellbildung hatte aber nur dann einen Sinn, wenn sie intersubjektiv überprüfbar war und wenn die Phänomene aufgrund der Beschreibungen von anderen Lesern identifiziert werden konnten. So entstand sehr bald ein Streit darüber, was eine richtige (‚rechte‘) Beschreibung ist.

Die genannten Probleme hätten sich vermutlich gar nicht als solche gestellt, wenn nicht mit dem Buchdruck eine vollständig neue Technik der Informationsverarbeitung und -verbreitung aufgetaucht wäre. Erst diese Technik, der sich bis auf Leonardo da Vinci alle erwähnten Autoren bedienten, erzwang eine neue Form der ausschließlich mediengestützten Informationsvermittlung: das einsame Lernen aus Büchern ohne zusätzliche mündliche Hilfestellung durch einen Experten. Um diesen Anforderungen zu genügen, mußten neue Formen von symbolischen und zeichnerischen Modellen geschaffen werden. Die Modelle über Gegenstände oder Handlungen, die für die typographischen Informationsmedien, die Fachbücher, erstellt wurden, hießen Beschreibungen. Etymologisch kommt der Ausdruck eindeutig von der ‚Geschriff‘ und dem ‚Schreiben‘ her: Beschreibungen sind das Produkt der Transformation von sinnlichen, in aller Regel visuellen Erfahrungen in einem schriftsprachlichen Code: eine Transkription nicht der gesprochenen Sprache, sondern von Informationen, die mit den Augen aufgenommen werden.

Nur mit Hilfe dieser Beschreibungen sollte der Leser seine eigene Praxis verändern können: Pflanzen identifizieren, die er zuvor noch nicht kannte, oder Handlungen ausführen, zu denen ihm zuvor die Fähigkeiten fehlten. Die Beschreibungen sollten gleichsam als /117/ Programm das Handeln und Erleben der Leser steuern können. Die Lösung, die man schließlich fand, um mit diesen komplizierten Anforderungen der neuen technischen Medien fertig zu werden, bestand darin, die Seh- und Darstellungsweisen der natürlichen Phänomene zu normieren, diese Normierungsprinzipien zu

reflektieren und die Reflexionen in Form von (methodischen) Anweisungen zu veröffentlichen und zu kodifizieren. ‚Richtige‘ Beschreibungen waren dann solche, die nach den festgelegten Prinzipien erfolgten. Die Prinzipien fungierten als abstrakter Maßstab, an dem unterschiedliche Abbildungen gemessen werden konnten: Alles, was die Prinzipien verletzte, waren ‚falsche‘ Beschreibungen.

Die ersten praktischen Schritte zur Lösung der Beschreibungsschwierigkeiten waren schon im 14. und 15. Jahrhundert in Italien durch die Entwicklung des ‚Glasscheibenideals‘ für die Beschreibung natürlicher Gegenstände gemacht worden.<sup>164</sup> Es folgte dann eine lange Phase, in der nach diesen Prinzipien in den verschiedensten Bereichen Beschreibungen angefertigt wurden und dadurch auch eine Weiterentwicklung der Verfahren stattfand. Erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren die Normen dieser (ikonischen) Modellbildung natürlicher Phänomene so weit reflektiert, das methodologische Kategoriensystem so weit entwickelt, daß man eine zusammenfassende Darstellung der (linear perspektivischen) Beschreibungslehre geben konnte.

#### *Exkurs: Die Logik der Modellbildung bei A. Dürer*

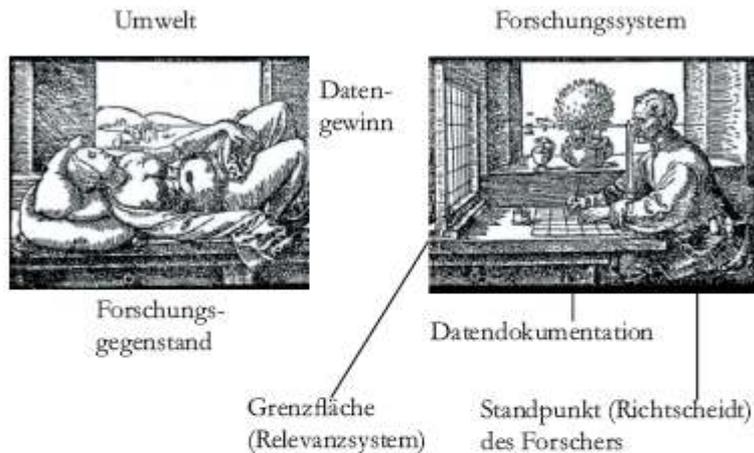
*Die umfassendste Darstellung eines Modellbildungsprozesses samt einer konsequenten Reflexion seiner Prinzipien findet sich in den Werken von Albrecht Dürer, vor allem in seinen ‚Vier Büchern von menschlicher Proportion‘ (1538) und in der ‚Underweysung der Messung‘ (1525). Die Bedeutung Dürers für die Ausbildung der neuzeitlichen wissenschaftlichen Methodologie ist meines Erachtens bislang kaum hinreichend gewürdigt worden. Sieht man einmal von Leonardo Olschky ab, so werden die Arbeiten Dürers in der Fachliteratur - auch von seinem wohl bedeutendsten Biographen Erwin Panofsky - einseitig unter dem Aspekt der künstlerischen Darstellungsmethode behandelt. Im Grunde finden sich in seinem Werk aber die wesentlichen Prinzipien der neuzeitlichen ‚beschreibenden‘ Wissenschaften ausformuliert: Verfahren zur Gewinnung visueller Daten, zu ihrer standardisierten Transformation in ‚Beschreibungen‘ und zu ihrer weiteren Auswertung.*

*Ich habe zunächst eine Abbildung aus der dritten Auflage des ersteren Werkes ausgewählt, an der man das Ideal der neuzeitlichen Beschreibung ganz gut veranschaulichen und einige Kategorien einführen kann. Auf dem auf der folgenden Seite abgedruckten Holzschnitt (Abb. 4a) sehen wir links das ‚natürliche Phänomen‘, einen weiblichen ‚Körper‘. Er ist der Gegenstand der Darstellung, das Referenzobjekt. Da vor - gleichsam als Grenze des Forschungssystems - steht senkrecht in einem Rahmen eine Glasscheibe, durch die der Körper von dem ‚Betrachter‘ gesehen wird. Die Glasscheibe ist ein Hilfsmittel, um die /119/ vielen Dimensionen und die vielen Merkmale des Referenzobjekts systematisch zu reduzieren: Nimmt man an, daß das Objekt dreidimensional ist, so ist die Projektion auf der Scheibe und ebenso deren Übertragung in eine Zeichnung auf einem Blatt Papier zweidimensional. Außerdem werden nur die ‚Umrisse‘, die der Betrachter auf der Glasscheibe - ideell oder faktisch - nachzeichnet, in das Forschungssystem projiziert. An sich hat weder der weibliche Körper noch ein anderer natürlicher Gegenstand eine ‚Seite‘ oder eine ‚Umrißlinie‘. Die Reduzierung der Dimensionen und die Konstitution von Umrißlinien sind erst das Ergebnis einer spezifischen Beziehung zwischen dem Referenzobjekt und dem Betrachter, der in der Abbildung rechts im Bild zu sehen ist. Um diese Beziehung (oder Perspektive) konstant zu halten, ist auf dem Tisch ein ‚Richtscheid‘ befestigt, über den das Auge des Betrachters mit immer gleichem Abstand den Beschreibungsgegenstand ‚anvisiert‘. Sein Standpunkt ist gleichsam fixiert, genau wie derjenige des Referenzobjekts und der Projektionsfläche. ‚Umrißlinien‘ existieren an natürlichen Körpern nur als unendlich viele Möglichkeiten - bestimmte Linien treten nur hervor, wenn der Betrachter aus einem bestimmten Blickwinkel und mit einem konstanten Abstand den unbeweglichen - oder als unbeweglich vorgestellten - Körper betrachtet. Unter dieser Bedingung zeichnen sich beständig bestimmte Konturen von Körperteilen vor einem Hintergrund ab.*

<sup>164</sup> L.B. Alberti war vermutlich der erste, der - in seinen Büchern ‚Über die Malerei‘ - die Funktion der ‚Glasscheibe‘ (‚vetro tralucente‘) als eine Projektionsfläche für die Darstellung der wahrnehmbaren Welt ausführlich beschrieb. Vgl. zur Entstehung des ‚Fensterscheibengefühls‘ z.B. E. Panofsky: Die Renaissance der europäischen Kunst. Frankfurt/M. 1979, hier insbesondere S. 143 f.; sowie ders.: Das Leben und die Kunst Albrecht Dürers. München 1977, S. 329 ff. Dort folgt auch eine kurze Darstellung der Prinzipien der linearperspektivischen Beschreibung. Aus der ansonsten zu diesem Thema kaum überschaubaren Sekundärliteratur sei noch verwiesen auf Panofsky: Perspektive als symbolische Form. In: Vorträge der Bibliothek Warburg, IV, 1924, S. 266 ff.; Veltmann: Visualisation and Perspective. In: Bellone/Rossi: Leonardo e l'età della ragione. Milano 1982, S. 185-210; Wright: Perspective in Perspective. London u.a. 1983.

Abb. 4: Die Genese der neuzeitlichen wissenschaftlichen Beschreibungsmethoden im Werk von A. Dürer

4a: Das Forschungssystem und seine Umwelt  
*Holzschnitt aus der 3. Auflage von ‚Vier Bücher von menschlüche Proportion‘, 1538*



4b: Formalisierung und Technisierung der Datenerhebung und -dokumentation im 16. Jahrhundert  
*Holzschnitt aus der ‚Unterweysung der Messung‘, 1525*



Für die Konstruktion der Umrisslinien gibt es noch weitere Maximen, die sich anhand einer anderen Darstellung von Dürer besser veranschaulichen lassen. In der Abbildung 4b werden die Prinzipien der Darstellung eines Musikinstruments, einer Laute, ausgeführt. Die Projektionsfläche ist hier ein Holzrahmen, der rechts auf dem Tisch angebracht ist. Das ‚Auge‘ des Betrachters wird durch eine Schraube mit einer Öse symbolisiert, die rechts an der Wand befestigt ist. Der ‚Sehstrahl‘ des Betrachters geht von dieser Öse durch den Rahmen hin zu dem Referenzobjekt. Er wird durch einen Faden repräsentiert, der an seinem einen Ende in der Öse an der Wand umgelenkt wird und dessen anderes Ende an der Spitze eines Zeigestocks festgemacht ist. Bei der auf diesem Holzschnitt vorgestellten perspektivischen Konstruktionsmethode wird der Zeigestock mit dem einen Fadenende auf verschiedene Punkte der Kanten des Gegenstandes gerichtet, die jeweiligen Schnittpunkte des Fadens mit der Bildebene des Rahmens werden festgehalten und dann auf eine andere Projektionsfläche, die sich wie eine Tür auf den Rahmen klappen lässt, übertragen. Auf der Projektionsfläche erscheint der Gegenstand als eine Abbildung von Punkten, die sich zu Umrisslinien vervollständigen lassen. Die Anzahl der auf diese Weise ausgewählten Punkte kann beliebig vergrößert werden. Wenn alle markanten Linien des Gegenstandes auf der Projektionsebene wiederzufinden sind, wird das Verfahren abgebrochen. Die Laute ist ‚abkonterfeit‘. Das Prinzip, das dieser Beschreibungsweise zugrunde liegt, ist es, ein Referenzobjekt in eine Summe von Punkten zu zerlegen und diese dann auf einer zweidimensionalen Ebene nach Prinzipien zu Linien zusammensetzen.

An dem zweiten Holzschnitt lässt sich besser noch als an dem ersten zeigen, daß die Persönlichkeit des Forschers so weit als eben möglich ausgeschaltet, sein Standpunkt entsubjektiviert wird. In der ersten Darstellung reduziert er sich auf ein ‚Auge‘, in der /120/ zweiten wird er nur durch einen bestimmten Punkt an der Wand markiert. Seine Aufgabe besteht

darin, nach bestimmten Prinzipien Punkte zu selektieren und sie zu Linien zusammensetzen. Er handelt nach Maximen wie: „Lasse Deine persönlichen Interessen und Gefühle bei der Beschreibung außer Betracht!“ Oder: „Halte eine feste Reihenfolge ein und behalte eine einmal eingenommene Perspektive bei! [...]“ Kurz, der Beschreiber tritt als Rolle und nicht als ein bestimmtes Personalsystem auf. Der Output des Forschungssystems sind zweidimensionale (ikonische) Modelle von dreidimensionalen (oder als dreidimensional vorgestellten) Phänomenen: ‚Beschreibungen‘.

Die Organisation des Forschungsprozesses macht eine Wiederholung der Beschreibungen und prinzipiell auch eine Identifizierung der beschriebenen Phänomene möglich. Voraussetzung hierfür ist, daß erneut wieder Forschungssysteme eingerichtet werden können, die nach den gleichen Normen arbeiten. Andere ‚Beschreiber‘ müssen mit anderen Worten in der Lage sein, die gleichen Rollen wieder einzunehmen, die gleichen Perspektiven herzustellen usw. Die entscheidende Schwierigkeit, um zu intersubjektiv überprüfbareren Beschreibungen zu gelangen, wird vor diesem Hintergrund die Festlegung und Explizierung von Standpunkten und Perspektiven oder in anderer Terminologie: von Methoden.

Die beschriebene (linearperspektivische) Normierung der Sehweise und Beschreibungstechnik führt in der frühen Neuzeit noch nicht zu Pflanzenbeschreibungen, die botanischen Bedürfnissen genügten. Sie ermöglicht zunächst nur die Wiedergabe von einer Seite eines natürlichen Phänomens. Pflanzen sind aber komplizierte Gebilde, die mehrere Seiten besitzen. Kennt man nur eine Seitenansicht, z.B. einer Blüte, so weiß man nicht unbedingt, wie die andere Seite aussieht und kann deshalb die entsprechende Pflanze u.U. nicht wiedererkennen. Was man brauchte, waren eigentlich nicht ‚einseitige‘ Beschreibungen, sondern Modelle von den Pflanzen, die mehrere Ansichten repräsentierten, Beschreibungen verschiedener Seiten integrierten. Soweit ich sehe, war Leonardo da Vinci der erste, der forderte, daß natürliche Gegenstände von mehreren Standpunkten und aus verschiedenen, aber aufeinander bezogenen Perspektiven betrachtet werden müssen, damit eine ‚richtige‘ Darstellung der Gegenstände, eine wahre Modellierung der natürlichen Phänomene entsteht. So fügte er bei der Darstellung der menschlichen Wirbelsäule in seinen anatomischen Aufzeichnungen (Codex Windsor 139v, vgl. Abb. 5) erläuternd hinzu: „Du [Naturforscher] wirst die Knochen des Halses in ihrer Gesamtheit von drei Seiten, und [den einzelnen Wirbel] ebenfalls von drei Seiten getrennt zeichnen, und so wirst Du wahres Wissen von diesen Formen geben, Wissen, das den alten und modernen [zeitgenössischen] Autoren unmöglich ist. Auch hätten sie niemals ohne einen ungeheuren, zeitraubenden und verwirrenden Aufwand wahres Wissen geben können. Aber durch diesen kurzen Weg des [Betrachtens und] Zeichnens von verschiedenen Seiten gibt man ein volles und wahres Wissen von ihnen [den Wirbeln].“<sup>165</sup> Oder ab anderer Stelle: „Wahre Kenntnis der Form eines jeden Körpers erhält man, indem man ihn von verschiedenen Ansichten sieht.“ (Ebd., S. 135v, bzw. 5.56). /121/

Am Beispiel der Abbildung der Wirbelsäule erkennt man gut, wie sich die verschiedenen Ansichten nicht nur gegenseitig ergänzen, sondern auch korrigieren. So ist die Darstellung der Seitenansicht der Wirbelsäule, die ihre Krümmung wiedergibt, erforderlich, um die Vorderansicht, in der die Wirbelsäule einen schnurgeraden Eindruck hinterläßt, zu korrigieren. Die Notwendigkeit, mehrere Beschreibungen zusammenzutragen, ergibt sich aus der Tatsache, daß jede einzelne Beschreibung eine Projektion eines mehrdimensionalen Phänomens auf eine zweidimensionale, plane Fläche ist. Die Verkürzungen (Reduktionen der Dimensionen), die bei der Beschreibung entstehen, können natürlich durch die Modellbildung nicht gänzlich aufgehoben, wohl aber durch mehrere Ansichten beliebig korrigiert werden.

Dieses Prinzip der gegenseitigen Korrektur von Ansichten gilt auch für die Beschreibung von sozialen Phänomenen und Ereignissen: Natürlich weiß man, daß es einseitig ist, soziale Phänomene nur unter dem Gesichtspunkt beispielsweise der Themenbildung zu betrachten. Will man eine komplexe Modellierung des Phänomens, so ist eine solche verkürzte Sichtweise nur deshalb gerechtfertigt, weil hernach andere Standpunkte eingenommen werden, die geeignet sind, den ersten, einseitigen Eindruck zu korrigieren. Die Analyse desselben sozialen Phänomens unter dem Gesichtspunkt der ‚Kooperation‘ oder der ‚Interaktion‘ wären etwa solche korrigierenden Perspektiven.

Gibt man von der Notwendigkeit verschiedener Beschreibungen desselben Phänomens aus, so stellt sich sogleich die Frage, in welcher Weise diese Beschreibungen der Seitenansichten miteinander zu verknüpfen sind. Historisch scheint es so gewesen zu sein, daß der Betrachter zunächst mehrere charakteristische Ansichten des Phänomens, die er von verschiedenen Standpunkten aus gewonnen hat, sammelte. Die entstehenden sprachlich symbolischen oder zeichnerischen Darstellungen des Phänomens konnten dann nach- bzw. nebeneinander gelegt werden, ohne daß dabei die Idee im Hintergrund zu stehen brauchte, daß es sich bei dem Referenzobjekt um ein Phänomen mit einer bestimmten Anzahl von Dimensionen - z.B. um einen geometrischen Körper - handelt. Die ‚Modellierung‘ des Phänomens erfolgt als eine Aufzählung von Merkmalen oder Ansichten, der selbst keine ausbuchstabierten Prinzipien zugrunde lag.

---

<sup>165</sup> Zitiert nach der Übersetzung in dem Katalog der Ausstellung ‚Leonardo da Vinci, Anatomische Zeichnungen aus der Königlichen Bibliothek auf Schloß Windsor‘ der Hamburger Kunsthalle (1979), S. 44. Das in der Abb. 6 wiedergegebene Blatt findet sich im Bd. 3 der Facsimile-Ausgabe der ‚Anatomischen Studien‘ von Keele/Pedretti mit der hier übernommenen Signatur 139v. Keele/Pedretti: Leonardo da Vinci. Atlas der anatomischen Studien in der Sammlung Ihrer Majestät Elizabeth II. in Windsor Castle. London/Gütersloh 1978-80.

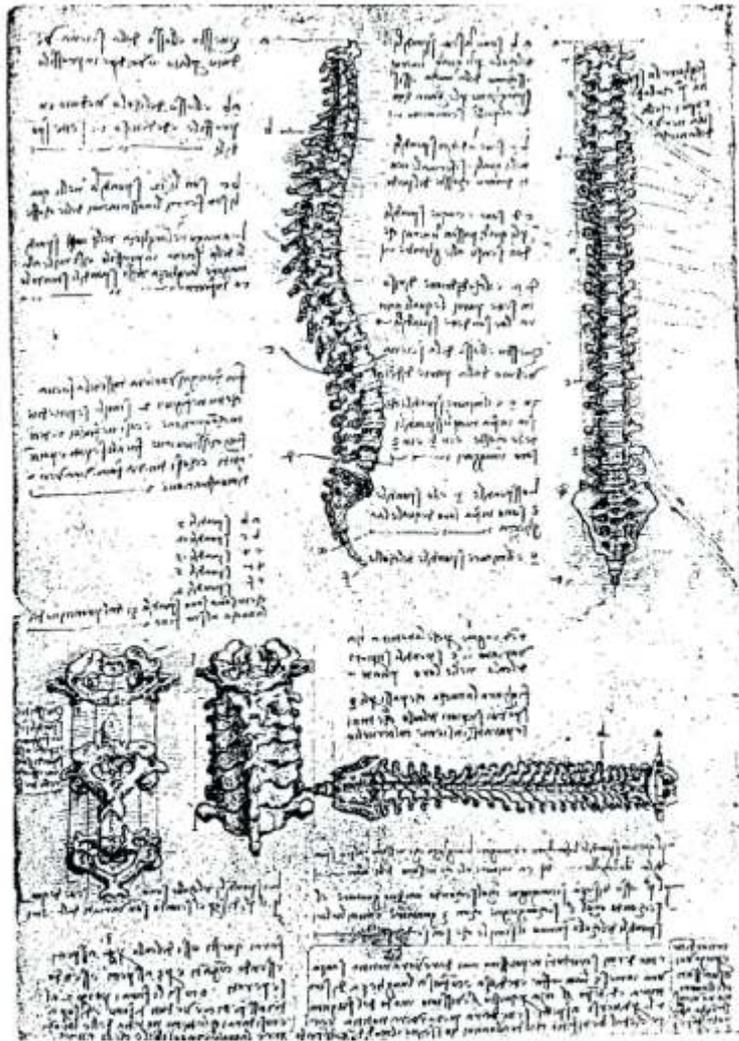


Abb.5: Beispiel für Perspektiven, die bei der Beschreibung natürlicher Phänomene von Leonardo da Vinci (Cod. Windsor 139v) eingenommen wurden.

Als Beispiel für bildhafte Darstellungen dieser Periode kann man vielleicht ägyptische oder besser noch mittelalterliche aspektivische Gemälde anführen. Hier sind auf einer Projektionsfläche Ansichten von Dingen zusammengetragen, die nur von ganz verschiedenen Standpunkten aus gewonnen werden konnten. Welches diese Standpunkte sind, ist aber weder aus dem Bild zu entnehmen, noch gibt es irgendwelche Kunstlehren, die den Betrachter anweisen können, wie er die Standpunkte rekonstruieren kann. Bei den mittelalterlichen Darstellungen scheint es generell unwahrscheinlich, daß dem Standpunkt - und Perspektivenwechsel bzw. der Aneinanderreihung der Ansichten einheitliche Prinzipien zugrundegelegt haben<sup>166</sup>. Die Konsequenz dieser Darstellungsweise ist, daß es uns heute schwerfällt, uns eine Vorstellung von dem Aussehen der dargestellten Phänomene zu machen. Man weiß nicht, ob es sich bei den Ansichten um die Beschreibung ein und desselben Phänomens handelt, oder ob verschiedene Phänomene gemeint sind. Ähnliche Schwierigkeiten habe ich, wie schon in Abschnitt 2.9 angesprochen, oft bei der Lektüre von pragmatischen und im weitesten Sinne konversationsanalytischen Arbeiten: Es werden viele Beschreibungen eines Phänomens zusammengestellt, aber man ist unsicher, von welchem Standpunkt und aus welcher Perspektive sie jeweils gewonnen sind und wie sie zu verknüpfen sind, damit sich das anvisierte Phänomen konturieren läßt.

<sup>166</sup> Vgl. z.B. Zupnick: Imitation of Essence: The Dilemma of Renaissance Art. In: Platon et Aristoteles à la Renaissance. Paris 1976, S. 469: „Moreover, we can search in vain through the extant literature of the centuries in which this practice [reversed perspective, bzw. die aspektivische Darstellung] was standard, for any theoretical statement in support of such a procedure.“ Zum Begriff ‚aspektivische‘ Darstellung vgl. Brunner-Traut: Aspektivische Kunst. In: Antaios, VI, 1964, S. 309-330; zu den Unterschieden zur perspektivischen Darstellung z.B. Arnheim: Inverted Perspective in Art: Display and Expression. In: Leonardo, Bd. 5, 1972, S. 125-135.

In den Manuskripten von Leonardo da Vinci ist das Problem der Koordination der Ansichten an zahlreichen Stellen praktisch gelöst. Er selbst hat Zeit seines Lebens seine Beschreibungsprinzipien nicht systematisch dargestellt, und selbst seine wenigen diesbezüglichen Äußerungen blieben unveröffentlicht, so daß sie nur begrenzt zu einem sozialen Gemeingut werden konnten. Die erste gründliche Darstellung der neuzeitlichen Lösung des Koordinationsproblems findet sich, wie schon angesprochen, bei A. Dürer. Die Lösung besteht kurzgesagt darin, daß man vorab (ideell) ein Modell der Phänomene bildet, welches mehrdimensional ist, aber nur eine begrenzte Anzahl von Dimensionen enthält. Dieses Modell weist dem Betrachter die notwendige Anzahl von Standpunkten und Beschreibungsperspektiven an. Jede einzelne Beschreibung erfolgt dann nach den schon geschilderten linearperspektivischen Prinzipien. Am Ende werden die verschiedenen Ansichten entspre- /124/ chend des postulierten Modells und gegebenenfalls unter Berücksichtigung von Symmetrieprinzipien zu einem mehrdimensionalen Modell zusammengesetzt, integriert.

Bei dieser Integration korrigieren sich die verschiedenen Seitenansichten wechselseitig, so daß das Ergebnis spezifischer ist als das - in Dürers Beispiel kubische - Ausgangsmodell. Das resultierende Modell kann in verschiedener Weise sprachlich und/oder ikonisch dargestellt werden. Zur Veranschaulichung der Modellbildungsprinzipien habe ich verschiedene Darstellungen aus Dürers Arbeiten ausgewählt. Es geht in diesen Beispielen um die Beschreibung und Modellierung eines ‚männlichen Kopfes‘.<sup>167</sup>

Zunächst zu dem in der Abb. 6 faksimilierten Holzschnitt: Die hier zugrunde liegende Modellvorstellung ist die eines regelmäßigen geometrischen Körpers, nämlich eines Quaders. Dürer fordert in diesem Fall vier Ansichten (Beschreibungen) des – als Quader vorgestellten - Phänomens: Die Seitenansicht (A), die Vorderansicht (B), die Hinteransicht (C) und die Maulwurfsperspektive (D)<sup>168</sup>. Er unterstellt damit, daß die Seitenansichten strukturell homomorph, symmetrisch sind. Die aus systematischen Gründen erwartete sechste Ansicht des Quaders aus der Vogelperspektive läßt er als wenig informativ beiseite. Nur diese vier Ansichten, so meint Dürer, sind notwendig, wenn man einen menschlichen Kopf ‚richtig‘ beschreiben will. Allen Beschreibungen muß ein einheitlicher Maßstab, gleiche Kantenlänge, zugrundeliegen. Schon bei der Informationsgewinnung ist diese Anforderung durch die Benutzung normierter Maße, bei der ‚Abconterfeytung‘ durch die Einhaltung eines konstanten Abstands zwischen dem Betrachter/Beschreiber und seinem Objekt Rechnung getragen worden. Man erkennt hier, wie die zugrundeliegende Modellvorstellung Dürers alle Phasen der Informationsgewinnung, -verarbeitung und -darstellung bestimmt und diese dadurch vereinheitlicht, zu einem System zusammenschließt.

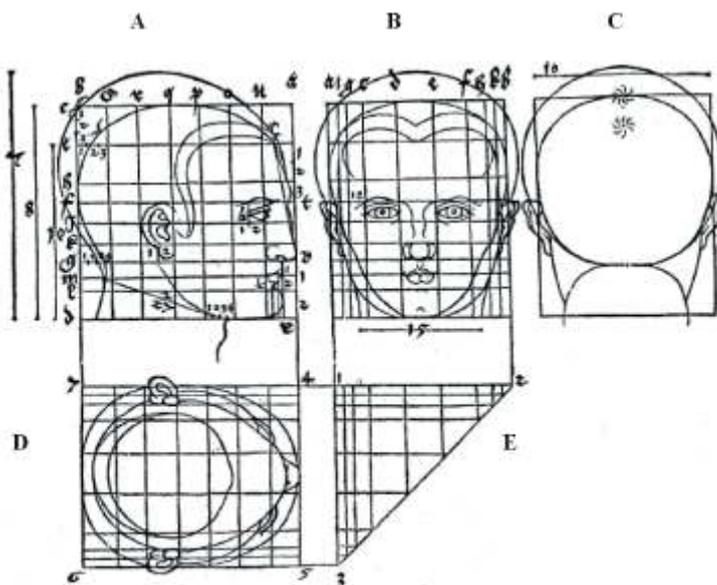


Abb.6: Beispiel für die systematische Koordination von verschiedenen Beschreibungen eines natürlichen Phänomens

<sup>167</sup> Die Zeichnung ist den ‚Vier Büchern von menschlicher Proportion‘ (E II v) entnommen.

<sup>168</sup> So auch bei der Konstruktion des ‚Kopfes‘ auf F I r im gleichen Buch. Später, im 4. Buch, wählt er für die Konstruktion einer Gesamtgestalt eines ‚Mannes‘ die Vogelperspektive und spart sich die Maulwurfsperspektive, weil diese hinsichtlich der Proportionen keine anderen Maße liefert. (Vgl. YV r)

Der nächste große Schritt ist die Koordinierung der Beschreibungen zu einem räumlichen Modell. Auch diese Koordination ist nur möglich, weil schon von Anfang an ein mehrdimensionales Modell des Phänomens ‚Kopf‘ die Beschreibung angeleitet hat. Zur Veranschaulichung der Koordinationsprinzipien mögen Zeichnungen aus Dürers Dresdener Skizzenbuch dienen, die in der Abbildung 7 wiedergegeben sind.<sup>169</sup>

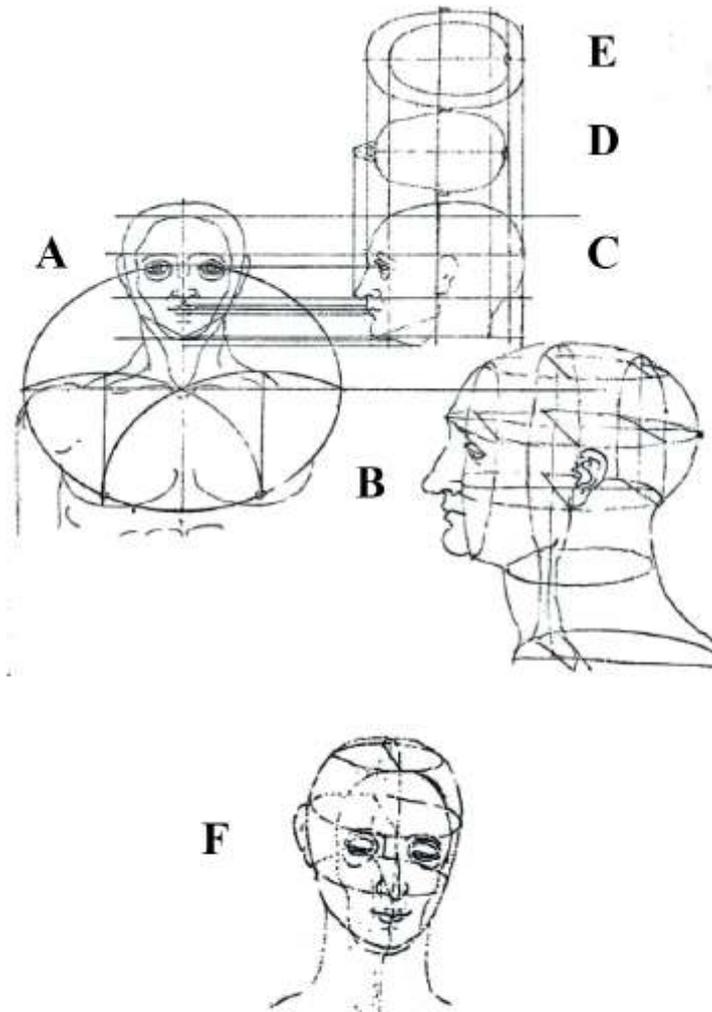


Abb.7: Integration von Beschreibungen zu einem dreidimensionalen Modell Dürer, Dresdener Skizzenbuch, Fol. 91b)

Auch auf dieser Skizze sieht man wieder vier Ansichten, die Frontalansicht (oben links), eine Seitenansicht, eine Ansicht aus der Maulwurf- und eine aus der Vogelperspektive (oben Mitte). Letztere ‚ersetzt‘ hier gewissermaßen die Rückansicht, für die sich Dürer in der Druckfassung als konstitutives Bestandteil einer ‚richtigen‘ Modellierung entschieden hat. Sehr schön kann man die Koordinierung der Zeichnungen durch die Hilfslinien verfolgen. Diese koordinierten Ansichten bilden gleichsam das ‚Rohmaterial‘, welches zu dem mehrdimensionalen räumlichen Modell des Kopfes integriert wird, das rechts unten auf der Zeichnung zu sehen ist. Das Modell ist ‚durchsichtig‘ und besteht im wesentlichen aus Umrißlinien und einigen Hilfslinien. Letztere legen Schnitte durch das Modell, und zwar genau an denjenigen Stellen, an denen der Kopf auch

<sup>169</sup> Die Zeichnungen entstammen dem ‚Schriftlichen Nachlaß‘ von Dürer (hrsg. von Rupprich: Albrecht Dürer. Schriftlicher Nachlaß. Berlin 1956-1969, hier 1966, Bd. 2, Tafel 11 (Dsdn fol 91 b).

*schon in den Beschreibungen durch Hilfslinien vermessen und - durch deren Verlängerung - koordiniert wurde. Jetzt helfen sie als zusätzliche Anhaltspunkte mit, die Umrisse des Kopfes zu rekonstruieren.*<sup>170</sup> /125/

*Das als Ergebnis vorliegende Modell ist entschieden differenzierter als das Ausgangsmodell, der geometrische Quader. Es enthält mehr Informationen. Aus dem nur durch die Kantenlänge und die Winkel bestimmten Würfel ist der ‚Kopf‘ als ein unregelmäßiger Körper gleichsam herausgeschnitten. Der neu geschaffene Körper erhält seine Identität durch eine systematische Abweichung von den Strukturen und dem Volumen des Ausgangsmodells. Ideale Konstrukte sind freilich beide Gebilde. Dürers Betrachtung des menschlichen Kopfes versteht sich weder von selbst noch ist sie ‚natürlich‘. Vergleicht man die Modellvorstellungen Dürers mit jenen der kommunikativen Welt, die ich im vorigen Kapitel geschildert habe, so mag man vielleicht sagen, daß das Ausgangsmodell (der Quader) dem Klassenmodell entspricht und das Resultat einem Artmodell.*

*Bis zu diesem Punkt der Darstellung befinden wir uns noch weitgehend im Bereich des Kunsthandwerks. Die Phänomene werden zwar als abstrakte Modelle (Körper) konzeptualisiert, diese Modelle sind expliziert und sie können als Maßstab für eine richtige oder falsche Modellreproduktion dienen, aber noch interessiert das Phänomen ‚an sich‘, als ein einzelnes Individuum. Dürer verfolgt in seinen ‚Büchern über die menschliche Proportion‘ aber eine gänzlich andere Absicht, die wir auch heute noch als ‚wissenschaftlich‘ bezeichnen würden: Ihn interessieren die Phänomene nur als Exemplare einer Art und diese nur als Exemplare einer Gattung. Sein Ziel ist es, bestimmte Typen von Artmodellen aufzustellen. Zwei dieser Typen nennt er ‚Männer‘ und ‚Frauen‘. Diese Kategorien verfeinert er auch gelegentlich ‚junge Männer‘ bzw. ‚junge Frauen‘ usf.*

*Systematisch gesehen handelt es sich hier um eine Regeneralisierung seiner als Spezifikation aus dem Quadermodell entstandenen Konstrukte: Artmodelle als Verallgemeinerung von Modellen von Exemplaren oder Gattungsmodelle als Verallgemeinerung von Artmodellen - je nachdem auf welchem Spezifitätsniveau man einsteigt. Generalisiert werden in der ‚Proportionslehre‘ nur bestimmte Strukturmerkmale des Modells, vor allem die Verhältnisse zwischen den Körperteilen (Proportionen).*

*Dürer gibt eine sehr genaue Schilderung des Ablaufs der Bildung dieser höherstufigen Modelle, die hier nur skizziert werden kann. In der ersten Phase werden die Untersuchungsgegenstände, in diesem Fall zahlreiche Männer und Frauen unterschiedlicher Altersgruppen und Statur, von verschiedenen Seiten beschrieben. Voraussetzung für diese Beschreibung ist, daß zuvor festgelegt wurde, wieviele Seiten (Dimensionen) der Untersuchungsgegenstand hat. Dürer geht davon aus, daß für den menschlichen Körper immer drei Seitenansichten zu erheben sind, die Vorderansicht, eine Seitenansicht und die Hinteransicht. (Vier Bücher von menschlicher Proportion, 1528, Aiii v) Bezüglich der Struktur der Seitenansichten macht Dürer ebenfalls allgemeine Annahmen (Strukturtheorien): Er zerlegt den Körper in ‚Gliedmaßen‘ und ‚Körperteile‘. Ziel der Analyse der empirischen Exemplare - oder die Fragestellung des Forschungsprozesses - ist die Feststellung der Maße der Körperteile und der Proportionen zwischen ihnen. Die Beschreibungsergebnisse können zunächst (eindimensional) in einer Tabelle festgehalten werden. Eine Koordinierung der Beschreibungen der Seiten ist möglich, indem man die Strukturannahmen (Körperteile) als Orientierungsmarken verwendet. (Ebd., Aiii r) /127/*

*Nach dieser Phase können entweder in einem zweiten Schritt ‚ideale‘ Beschreibungen angefertigt und dann in der dritten Phase hieraus mehrdimensionale Modelle gebildet werden, oder es können zunächst Modelle der einzelnen Untersuchungsexemplare gebildet und diese hernach verglichen werden. In jedem Fall gibt es eine Phase des Vergleichs der Beschreibungen und eine Phase der Modellbildung. In der Vergleichsphase werden die Beschreibungen (Tabellen mit den Maßen der Körperteile), die von den verschiedenen Untersuchungsgegenständen angefertigt wurden, vor dem Hintergrund des spezifischen Forschungszieles verglichen. Im vorliegenden Beispiel können etwa Typen der menschlichen Gestalt (nach Körperbau, Alter, Geschlecht usw.) gebildet und statistische Mittelwerte errechnet werden. Für diese ‚Typen‘, z.B. ‚Kind‘, ‚erwachsener Mann‘, ‚alte Frau‘ u.ä., kann es empirische Beispiele geben, es kann aber auch sein, daß solche Beispiele konstruiert werden müssen.<sup>171</sup> Solche Beispiele oder Illustrationen entsprechen dem, was ich im vorigen Kapitel als Standardfall bezeichnet habe. In der Modellbildungsphase werden die Beschreibungen (der Seitenansichten) zu mehrdimensionalen Modellen zusammengesetzt. Voraussetzung ist hier, wie in der ersten Phase, daß festgelegt ist, welche ‚Seiten‘ der Untersuchungsgegenstand besitzt oder anders ausgedrückt: ‚als was‘ das natürliche Phänomen (hier: der menschliche Körper) vorzustellen ist.*

*Dürer hält den menschlichen Körper insgesamt für so komplex, daß er eine differenzierte Modellvorstellung entwickelt: Er stellt sich den ‚Leib‘ nicht als einen, sondern als einen zusammengesetzten Körper vor. Seine Grundidee für die*

<sup>170</sup> Ein bißchen verwirrend mag an diesem Beispiel zunächst sein, daß das Modell des Kopfes auch wieder auf einer Fläche, also zweidimensional dargestellt ist. Man muß sich vergegenwärtigen, daß es sich hierbei aber nur um die zeichnerische Darstellung eines räumlichen Modells handelt. Systematisch gesehen wird diese Abbildung zu einem weiteren Kapitel innerhalb der Darstellungslehre, welche sich mit dem Problem beschäftigt, wie mehrdimensionale Modelle der Wirklichkeit in Büchern (zweidimensional) dargestellt werden können.

<sup>171</sup> Ebd.: Aiiii v: „So ich nun alle lenge dicke und preiten ordentlich bey den dreyen auffrechten linien beschriben und bezeichnet hab/alsdann zeuch [ziehe, zeichne] ich die gestalt mit linien nach meinem gutbeduncken darein/ oder so ich das haben mag/ stell ich einen gleichmessigen menschen für mich! und zeuch die linien nach jm/ das wirdet allweg pesser/ weder [als] nach seinen sin [der bloßen Imagination] gemacht.“

Modellbildung ist, daß eine „yedliche der leyblichen creatur“ - also auch Tiere - „in fierung oder eckete corpora“ zerlegt werden können. (Ebd., yii r) In seinen Büchern gibt er eine Anleitung, wie man sich den menschlichen Körper als zusammengesetzt aus verschiedenen geometrischen Figuren im einzelnen vorstellen soll.

In einer vierten Forschungsphase können an dem mehrdimensionalen Modell ‚Experimente‘ durchgeführt werden. Dürer etwa benutzt in seiner Arbeit die körperbaften, räumlichen Modelle, um zu zeigen, wie Menschen ihre ‚Glieder biegen und verwenden‘, d.h. er führt Bewegungsstudien durch.<sup>172</sup> Mit den ‚Bewegungsstudien‘ wird eine neue, dynamische Dimension in das theoretische Modell des menschlichen Körpers eingeführt. Voraussetzung für die Beschreibung der Bewegungen des menschlichen Körpers bzw. seiner Gliedmaßen sind wiederum (Struktur-)Theorien über diese Dimension. Dürer nimmt sechs Bewegungsarten an und definiert sie - wie dies im Rahmen seines Theorieaufbaus zu erwarten ist - geometrisch.

Eine weitere interessante Klasse von Experimenten, die Dürer mit seinen Modellen durchführt, kann man als ‚Optimierungsstudien‘ bezeichnen: Beispielsweise fragt er sich, welche Körper unter Harmoniegesichtspunkten eine ‚ideale‘ Struktur besitzen. Als Antwort auf diese Frage entstehen wieder Modelle mit idealtypischen Proportionen. Diese Modelle sind noch einmal abstraktiv aus den (statistischen) Modellen gewonnen. /128/

Ich möchte abschließend den Forschungsablauf bei der Bildung mehrdimensionaler Modelle natürlicher Phänomene, wie er in den ‚Büchern von menschlicher Proportion‘ von Dürer reflektiert wird, in einem Ablaufmodell zusammenfassen. Der Forschungsprozeß gliedert sich in vier Phasen:

1. Phase: a) Beschreiben der verschiedenen Seiten (Dimensionen) eines Exemplars. Dabei müssen nacheinander verschiedene Standpunkte und Perspektiven eingenommen werden.  
Ergebnis: mehrere Beschreibungen eines Exemplars.  
b) Diese Beschreibung wird bei allen vorliegenden Exemplaren wiederholt.  
Ergebnis: mehrere Beschreibungen von vielen Exemplaren vor dem Hintergrund der gleichen Modelltheorie.<sup>173</sup>
2. Phase: Vergleich der Beschreibungen der einzelnen Dimensionen untereinander.  
Ergebnis sind (ideal-)typische Beschreibungen jeder einzelnen Dimension.
3. Phase: Integrieren der (idealtypischen) Beschreibungen der einzelnen Seiten (Dimensionen) zu einem mehrdimensionalen Modell, z.B. in Form eines Standardfalls.
4. Phase: Reflexion des mehrdimensionalen Modells und Experimentieren mit diesem Modell. Bei Dürer führt diese Reflexion zu den idealproportionierten Körperbildern und zu den Bewegungsfiguren. /129/

#### Exkurs: Prinzipien der Modellbildung in der Botanik

Eine ganz ähnliche Gliederung des Forschungsprozesses finden wir auch im Bereich der Botanik, bei den Kräuterbuchautoren des 16. Jahrhunderts und - reflektiert – bei ihren Nachfolgern im 18. und 19. Jahrhundert.

Bei der Bildung morphologischer Artmodelle werden zunächst einzelne Exemplare beschrieben. Die „Beschreibung“ gilt als die „beste Art, einen natürlichen Körper kennenzulernen“.<sup>174</sup> Dabei erwies sich allerdings schon sehr früh im 16. Jahrhundert die Vorstellung von Pflanzen als kompakte Körper mit drei oder mehr Seiten als zu einfach. Pflanzen sind in sich so stark gegliedert, daß es sich anbot, sie als zusammengesetzte Körper zu konzeptualisieren. Man nahm sich deshalb bei der Beschreibung die einzelnen Pflanzenteile nacheinander vor.<sup>175</sup> Über die Art und Weise, in der Pflanzen zu zerlegen waren, wurden früh normative Vorstellungen entwickelt. Blumen z.B. zerlegte man in Wurzel, Stamm, Blätter und Blüten bzw. Früchte. Alle diese Elemente stellte man sich als - häufig wiederum komplex zusammengesetzte - symmetrische,

<sup>172</sup> Bewegungsstudien‘ sind der Inhalt des vierten ‚Büchlein von menschlicher Proportion‘. Für manche Experimente ist es nicht erforderlich, mehrdimensionale Modelle zu entwickeln, sie können auch an typisierten Beschreibungen durchgeführt werden. Dies trifft beispielsweise auf die ‚Verkerungen‘ menschlicher (Kopf-)Profile zu, die Dürer im dritten Buch seines Werkes vornimmt.

<sup>173</sup> An dieser Stelle ist noch eine Variante des Forschungsablaufs möglich: Man kann auch zunächst ein und dieselbe Dimension mehrerer Exemplare beschreiben. In einem zweiten Schritt werden dann in der gleichen Weise auch die übrigen Seiten (Dimensionen) der Exemplare beschrieben. In jedem Fall sind mehrere Beschreibungen verschiedener Exemplare Voraussetzungen für den Beginn der dritten Ablaufphase.

<sup>174</sup> Link: Grundlehren der Kräuterkunde, in zwei Bänden. Berlin 1837, Bd. 1, S. 15.

<sup>175</sup> Eine Formulierung dieser - in der Praxis schon lange angewendeten - Maximen findet sich z.B. bei Kützing: Grundzüge der philosophischen Botanik. Bd. 1: Historische Einleitung, Methoden, Naturleben, die Pflanzenteile. Leipzig 1851, S. 99: „Das Gemälde mit Integralbildern [d.h. aus einzelnen geometrischen Formen zusammengesetzten Bildern] ist genauer, richtiger und daher schöner als mit Totalbildern [das sind Beschreibungen von Exemplaren als einfache Körper].“

geometrische Gebilde vor.<sup>176</sup> Im Laufe der Zeit legte man fest, wie viele Ansichten jeweils für die einzelnen Elemente beschrieben werden mußten, damit eine im botanischen Sinne vollständige Beschreibung herauskommen konnte. Bei Blättern beispielsweise genügten zwei Ansichten, andere Teile erforderten drei oder mehr Ansichten. Auch das Relevanzsystem, unter dem die einzelnen Ansichten zu beschreiben sind, wurde von der Forschungsgemeinschaft normiert: „Punkte, Linien, Flächen. Das ist alles, denn aus ihnen müssen wir das Objekt begreifen, indem wir es in dieselben zerlegen und zu fassen suchen, indem wir die erst auseinandergelegten Teile wieder vereinigen.“ (Kützing: Grundzüge, S. 64, vgl. a. ebd., S. 31) Pflanzen lassen sich demgegenüber vom Standpunkt des Biologen aus nicht als (alltägliche) Phänomene beschreiben: „Die Kenntnis der natürlichen Körper ist an sich eine unendliche.“ (Link: Grundlehren, Bd. 1, S. 17; ebenso auch Kützing: Grundzüge, S. 88)

Die Ergebnisse dieser Forschungsphase, die Beschreibungen, werden in einem zweiten Arbeitsschritt unter verschiedenen Gesichtspunkten verglichen. In der dritten Phase können aus diesen typischen Ansichten und häufig unter Bezug auf besonders typische Beispiele aus der Natur mehrdimensionale Modelle gebildet werden. Erst diese Modelle lassen sich dann - eben weil sie auf definierte geometrische Formen zurückgeführt sind - präzise sprachlich beschreiben.

Als Beispiel für eine solche Definition sei aus dem zweiten Band von Links ‚Grundlehren der Kräuterkunde‘ zitiert: „Die Haare sind dünne, kegel- oder walzenförmige, hohle, auf der äußeren Oberfläche der Pflanzen befindliche Auswüchse.“ (Link: Grundlehren, S. 29) Oder: „Abstehend werden Haare genannt, wenn sie mit dem Theile, worauf sie sich befinden, fast einen rechten Winkel machen [...]“. (Ebd., S. 31) Aus historischer Perspektive kann man anmerken, daß sprachliche (symbolische) Beschreibungen der Morphologie der Pflanzen erst in dem Maße genau und terminologisch wurden, als sie sich nicht mehr auf die natürlichen Phänomene, sondern auf die ‚konstruierten‘ Abbildungen dieser Phänomene bezogen.

Diese Modelle werden in der Botanik als Deskription bezeichnet. Sie beinhalten die „vollständige Beschreibung nicht aller biologischen, sondern nur der morphologischen Eigenschaften einer Pflanze.“<sup>177</sup> Deskriptionen können sowohl symbolisch, durch die Auflistung von Merkmalen, als auch ikonisch, durch morphologische (Pflanzen-)Abbildungen geschehen. In einer fünften Phase werden diese Deskriptionen noch einmal einer weiteren Analyse unterzogen, in deren Ergebnis die eigentlichen botanischen ‚Artmodelle‘, die sogenannten Diagnosen, entstehen. Das Relevanzsystem für diese Modellbildung ist systematisch erst im Werk von C. von Linné, vor allem in den ‚Genera plantarum‘ (1737) und in der ‚Philosophia botanica‘ (1751), entwickelt worden. Es besteht im wesentlichen aus einem allgemeinen Strukturmodell der Blüte und ihrer Elemente, mit dem die erarbeiteten Modelle (‚Deskriptionen‘) verglichen werden. Der Vergleich liefert die ‚differentia specifica der ‚species‘.<sup>178</sup>

An diesem botanischen Beispiel wird besser noch als am Werk Dürers deutlich, daß die Analysen (‚Abstraktionen‘, ‚Optimierungen‘) in der letzten Forschungsphase auf Modellvorstellungen beruhen, die selbst auf einem höherem Abstraktionsniveau anzusiedeln sind: Im Falle der Botanik sind Modelle von ‚Familien‘ oder von anderen systematischen Kategorien erforderlich, um die ‚specifica‘ von ‚Arten‘ zu bestimmen, die Artmodelle in die botanische Modellwelt einzuordnen.

Das kommunikationswissenschaftliche Forschungssystem, welches Normalformmodelle sozialer Systeme entwickelt, ist ein Angehöriger der gleichen Familie oder Gattung von Forschungssystemen wie die botanischen Forschungssysteme oder wie jenes System, welches Dürer selbstreflexiv geschildert hat. Hier wie dort werden die Dimensionen der (Phänomene der) Wirklichkeit reduziert, und die Reduktionsweisen sind vorab normiert. Strukturtheorien regeln, wie die Dimensionen beschrieben, d.h. in normierte Einheiten zerlegt und nach Prinzipien synthetisiert werden. Die resultierenden Modelle sind selbst mehrdimensional.

Natürlich gibt es auch eine Reihe von Unterschieden zwischen den Forschungssystemen, die sich mit natürlichen Körpern beschäftigen, und jenen, die sich mit sozialen Systemen beschäftigen. Die systematische Beschreibung dieser Unterschiede würde zu einer weiteren Aufgliederung der Gattung bzw.

<sup>176</sup> „Die Naturgeschichte ist die Lehre von den natürlichen Körpern, sofern sie symmetrisch sind.“ Link: Grundlehren, Bd. 1, S. 5; vgl. auch Anm. 100 in Kap. 2.

<sup>177</sup> Allerdings werden in der botanischen Literatur, worauf z.B. Hoppe (Der Ursprung der Diagnosen in der botanischen und zoologischen Systematik. In: Sudhoffs Archiv, Bd. 92, 2, 1978, S. 128; ders.: Abbilden und Beschreiben in der Naturforschung. In: Schmauderer: Buch und Wissenschaft. Düsseldorf 1969, S. 79ff.) ausführlich hinweist, ‚Descriptio‘ und ‚Diagnose‘ nicht immer gut auseinandergehalten. Vgl. zu dieser Unterscheidung auch Blackwelder: Taxonomy - A Text and Reference Book. New York u.a. 1967, S. 296 ff.

<sup>178</sup> „Als Ergebnis der vergleichenden Betrachtung von Pflanzen- und Tierformen mit ihren Eigenschaften stellt eine Diagnose in der Biologie in knapper stichwortartiger Form die charakteristischen Merkmale einer systematischen Einheit fest und unterscheidet sie dadurch zugleich von ähnlichen oder verwandten Organismen und Gruppen.“ Hoppe: Der Ursprung, S. 105; vgl. auch ebd., S. 126; sowie Mägdefrau: Geschichte der Botanik, S. 57.

Familie der Forschungssysteme führen. Ich hebe nur den wichtigsten Unterschied hervor: Eine selbstreferentielle Behandlung sowohl der Forschungsgegenstände als auch des Forschungssystems wird weder bei Dürer noch bei den Botanikern praktiziert. Sie ist in diesen beiden Schulen auch gar nicht möglich, weil eine selbstreferentielle (vierte) Dimension im Rahmen ihres Theorieaufbaus nicht vorgesehen ist. Den Morphologen interessiert nicht, welche Selbstbilder die Pflanzen von sich haben. Dürer erhebt keine Daten über die Größen- und Proportionsvorstellungen, die seine Untersuchungspersonen von sich haben. /131/

Dies führt beispielsweise bei Dürer dazu, daß er eine Bewertung seiner statistischen Modelle über die ‚menschliche Proportion‘ unter Harmoniegesichtspunkten außerhalb seiner theoretischen Konstruktion, nach seinem ‚privaten Geschmack‘ vornehmen muß. Würde sein Modell eine selbstreferentielle Dimension beinhalten, könnte er auch Daten über die Bewertung seiner Modelle durch die Untersuchungsgegenstände sammeln und systematisch verarbeiten.

Demgegenüber besitzen die kommunikationswissenschaftlichen Modelle vier Dimensionen, darunter eben auch die selbstreferentielle Dimension. Diese ermöglicht es u.a., Forschungsgegenstände und -systeme gleichermaßen als Elemente der kommunikativen Welt aufzufassen und nach denselben Prinzipien zu beschreiben.

Daten über die selbstreferentielle Dimension können zuverlässig nur noch mit neuen elektronischen Informationsmedien, wie dem Tonbandgerät oder dem Videorecorder erhoben und gespeichert werden. Insoweit basieren die Normalformrekonstruktion und andere kommunikationswissenschaftliche Verfahren nicht mehr auf den typographischen, sondern eben auf den neuen technischen Medien.

### 3.3 Die Komplexitätsdimension:

#### Der Aufbau kommunikationswissenschaftlicher Forschungssysteme

Kommunikationswissenschaftliche Normalformmodelle sozialer Systeme sind kaum mehr von einem einzelnen Forscher zu entwickeln. Selbst wenn man berücksichtigt, daß es nur in den seltensten Fällen erforderlich sein wird, die Strukturen aller vier Dimensionen von zahlreichen Exemplaren mit der gleichen Sorgfalt zu beschreiben, so bleiben dennoch so viele Daten zu erheben, Beschreibungen anzufertigen und zu analysieren, daß ein einzelner überfordert ist. Normalformrekonstruktionen verlangen einen gewissen personellen Aufwand, sie können nur in Teamarbeit durch mehrere Forscher abgewickelt werden. Die dadurch entstehenden Sozialbeziehungen innerhalb des Forschungssystems bestimmen zu einem wesentlichen Teil die Komplexität des Systems. Ich möchte auf einen wesentlichen Aspekt dieser Komplexitätsstruktur, die Typisierung der Forscher, genauer eingehen.

Im zweiten Kapitel habe ich entwickelt, daß als Selektionszentren in sozialen Systemen ‚Rollen‘ mit bestimmten idealen Eigenschaften fungieren. Die Schilderungen im vorigen Abschnitt dienten dazu, einige dieser Eigenschaften von Rollen in Forschungssystemen, die mehrdimensionale Modelle produzieren, näher zu spezifizieren. Zu diesen Eigenschaften von ‚Forschern‘ zählen die sprichwörtliche ‚Einäugigkeit‘ (Genauigkeit), die ‚Unbeweglichkeit‘ (Konsequenz), die ‚Vernachlässigung der Zeit‘ (Ausdauer) und die ‚Ausschaltung subjektiver Eindrücke zugunsten eines vorgegebenen Relevanzsystems‘ (Objektivität). Alle diese Eigenschaften oder ‚Merkmale‘ von Rollen sind vor allem zu dem Zweck entwickelt, Erkenntnisprozesse in Gang zu bringen und so zu strukturieren, daß am Ende Modelle über bestimmte Ausschnitte der Umwelt entstehen, die intersubjektiv überprüfbar sind.<sup>179</sup> Sie sind Anweisungen darüber, wie Forschungssysteme aufzubauen sind, damit ähnliche soziale /132/ Abläufe organisiert und entsprechend auch standardisierte Produkte erzeugt werden können. Dem einzelnen dienen die (Rollen) Typisierungen, Methodologien und Theorien als Anweisungen darüber, wie er die vielfältigen Dimensionen seiner Wirklichkeit und die vielfältigen Selektionsmöglichkeiten in bestimmten sozialen Situationen reduzieren soll. Davon, wie gut ihm das gelingt, hängt zu einem erheblichen Teil ab - aber wohlgermerkt, nur zu einem Teil -, wie das Forschungssystem ‚funktioniert‘. Gelingt es ihm eher schlecht, kann das System nicht die erforderliche Komplexität aufbauen, die ‚Subjektivität‘ des Forschers tritt in der Differenzierungsdimension als Störung auf, die bearbeitet werden muß. Der Anschluß des Forschungssystems an andere soziale Systeme wird gefährdet, weil die Produkte (die Modelle) nicht der

---

<sup>179</sup> Vgl. Popper: Logik der Forschung, S. 18 „Die Objektivität der wissenschaftlichen Sätze liegt darin, daß sie intersubjektiv nachprüfbar sein müssen.“

Norm entsprechen usw. Überprüfbar sind die Modelle jedenfalls nur, wenn man ein bestimmtes Ablaufschema (Methode) bei der Produktion und der Reproduktion unterstellen kann.

Diese Aussagen sind aus der Sicht des Sozialsystems gemacht. Man kann natürlich das Problem auch noch einmal aus der Perspektive des Personalsystems betrachten. Hier erweist sich die Methode als ‚Schutz‘ der Person vor der Umwelt, als ein Mechanismus zur Stabilisierung der Grenzen des Personalsystems gegenüber dem Sozialsystem als einem relevanten Umweltsystem.

Die Kenntnis der Rollenanforderungen erleichtert es dem Personalsystem, zwischen dem zu unterscheiden, was seine personalen Bedürfnisse, Affekte, Meinungen usw. sind, und demjenigen, was Erfahrungen sind, die der Rolle und damit dem sozialen System zuzuschreiben sind. Gerade weil das Personalsystem nicht ‚einäugig‘ ist, ermöglicht ihm die Rollenerwartung ein beständiges Differenz erleben, wobei zunächst gleichgültig ist, wie dies subjektiv bewertet wird. ‚Methode‘ und soziale Normen im allgemeinen ermöglichen dem Personalsystem jedenfalls die Verarbeitung größerer Umweltkomplexität.

*Ein Forscher, der sich beispielsweise bei der Beobachtung therapeutischer Interaktion nicht als Element eines Forschungssystems typisiert und sich entsprechend mit Theorien und Methoden wappnet, wird Schwierigkeiten haben, nicht zu einem Element des Sozialsystems zu werden, welches er beobachtet. Dies kann im gegebenen Beispiel entweder durch Identifizierung mit dem Therapeuten oder mit einem oder mehreren Patienten geschehen. So gesehen ist Devereux' Hinweis, daß sozialwissenschaftliche Methoden der Angstabwehr des Forschers (als Personalsystem) dienen, sicherlich berechtigt: „Es ist legitim, daß der Wissenschaftler, der mit angsterregendem Material umgeht, nach Mitteln sucht, die seine Angst so weit reduzieren, daß er seine Arbeit effektiv durchführen kann, und so kommt es, daß ein Vorgehen, das die Angst am effektivsten und am dauerhaftesten reduziert, gute Methodologie ist.“ (Devereux: Angst und Methode, S. 124, u.a.S.) In der (Entwicklungs-)Soziologie wird ein vergleichbares Phänomen, wenn nämlich ein Forscher komplett in das von ihm zu untersuchende Feld eintaucht, gelegentlich als ‚Verkaffern‘ bezeichnet.*

Die Konzeptualisierung der Person des Forschers, nicht nur als Rolle, sondern auch als Personalsystem, ist für mich in diesem theoretischen Zusammenhang noch aus einem /133/ anderen Grund wichtig: Nur durch den Rückgriff auf dieses Konzept ist es möglich, die Konstitution von Forschungssystemen und die Bewältigung zahlreicher Arbeitsaufgaben wie z.B. den Übergang von dem Aufsuchen alltäglicher Phänomene zur Beschreibung von Exemplaren befriedigend darzustellen.

Es ist eine Binsenweisheit, daß ‚Menschen‘ (personale Phänomene) keine ‚Rollen‘ sind und Schwierigkeiten haben, ihre Komplexität auf genau diejenigen Eigenschaften zu reduzieren, die soziale Systeme von ihnen ‚fordern‘.<sup>180</sup> Sie sind nicht ‚einäugig‘, sie verändern sich beständig (‚altern‘) und leisten sich weit mehr Gedanken und Empfindungen, als dies institutionelle Relevanzsysteme vorsehen. An dieser Tatsache wird auch jede wissenschaftliche Sozialisation, die exakteste Methode, die ausgefeilteste Methodologie usw. nichts ändern.

Genauso evident ist aber, daß Personen die Möglichkeit haben, sich ‚einäugig‘ zu verhalten. Wie begrenzt auch immer, sind sie in der Lage, sich sozialen Normen zu beugen, routiniert zu handeln usw. Diese zweifachen Verhaltens- und Selbsttypisierungsmöglichkeiten lassen sich im kommunikationswissenschaftlichen Rahmen modellieren, wenn man sowohl mit dem Rollenkonzept als auch mit dem Konzept der Personalsysteme arbeitet und entweder die Personalsysteme als relevante Umwelt von Forschungssystemen ansieht, die in der einen oder anderen Form in die Sozialsysteme interferieren (interpenetrieren), oder aber die Sozialsysteme als relevante Umwelt von Personalsystemen betrachtet, die sich in den personalen Strukturen - im Über-Ich - spiegeln.

Das Sozialsystem hat die Möglichkeit, den Forscher (oder alle anderen personalen Phänomene) als ein Personalsystem zu behandeln, welches in einer besonderen Interferenzbeziehung zu ihm steht. Als solches ist er (u.a.) mit biographischen Erfahrungen ausgestattet, die er selektiv aus anderen organisierten oder einfachen Sozialsystemen oder aus dem Gesellschaftssystem gewonnen hat. Er handelt aus individuellen Bedürfnissen und affektiven Antrieben, die für das Sozialsystem selbst nicht kontrollierbar, überkomplex sind. Ich habe diese Position ‚alltägliche Einstellung‘ genannt und sie dem rollenkonformen Standpunkt, also dem ‚Verhalten‘ entsprechend der Normen des in Frage stehenden Sozialsystems, gegenübergestellt. Wann der Forscher als Personalsystem und wann er als Rolle behandelt wird, läßt sich theoretisch exakt

---

<sup>180</sup> Es ist kein Zufall, daß diese Formulierungen in umgangssprachlicher Form und nicht in kommunikationswissenschaftlicher Terminologie erfolgen: Es zeigt sich an dieser Stelle der Arbeit - wie auch beispielsweise zu Beginn des zweiten Kapitels -, daß bei der geschilderten Modellproduktion ebenfalls gelegentlich alltägliche Standpunkte eingenommen werden müssen, um die Phänomene zu stabilisieren, die hernach und nur zum Teil terminologisch zu fassen sind. Ich folge damit (selbstreferentiell) der Notwendigkeit der Vermittlung zwischen der alltäglichen und der wissenschaftlichen Welt durch das Personalsystem des Forschers.

bestimmen: Als Rolle in einem kommunikationswissenschaftlichen Forschungssystem (NFR) wird er beispielsweise behandelt, wenn er die Umwelt auf die geschilderten vier Dimensionen reduziert und die Strukturtheorien als Relevanzsysteme für sein Verhalten und Erleben einsetzt. Sobald er andere, alltägliche Standpunkte einnimmt, kann er als ein angrenzendes Umweltsystem aufgefaßt werden. Wann dies im konkreten Fall geschieht, ist eine empirische Frage. Betrachtet man die dynamische Dimension von Forschungssystemen, so findet man immer wieder Abschnitte, in denen die ‚Forscher‘ alltägliche Standpunkte einnehmen müssen, damit die Forschungsaufgaben erfüllt werden können. Forschungssysteme können sich nur ausbilden und erhalten, wenn sie immer wieder - mal mehr und mal weniger - auf die Komplexität interpenetrierender Personalsysteme zurückgreifen können. Am offensichtlichsten ist diese Notwendigkeit in der Anfangsphase des Forschungsprozesses, bei der Konstitution des Forschungssystems. Aber /134/ auch in den verschiedenen Stadien der Beschreibung wird der Forscher von dem Sozialsystem als Personalsystem behandelt, um dadurch Weltkomplexität zu absorbieren.

*In der Sprache der Rollentheorie kann man diesen Umstand vielleicht so ausdrücken: Die Institution fordert vom Forscher Rollendistanz und den Einsatz seiner Ich- Identität, um die institutionellen Zwecke verwirklichen zu können. Rollenkonformes Verhalten kann die Funktion der Institution nicht sicherstellen bzw. erklären. Man geht davon aus, daß der Forscher die Möglichkeit hat, sich sowohl auf einen alltäglichen wie auch auf einen rollenkonformen Standpunkt zu stellen. Er hat drittens die Möglichkeit, diese Standpunkte in einer - noch weitgehend ungeklärten - Weise in Beziehung zu setzen.*

Betrachtet man das Forschungssystem aus Sicht des Personalsystems als Umwelt, so stellt sich folgendes Problem: Das Personalsystem steht beständig vor der Entscheidung darüber, an welchem Punkt es von der alltagsweltlichen Perspektive in die wissenschaftliche Perspektive hinüberwechseln und einen definierten wissenschaftlichen Standpunkt einnehmen soll. Je nachdem, wann dieser Wechsel einsetzt, wird die Grenze zwischen dem Forschungssystem und dem Personalsystem anders gezogen.

Dieses Entscheidungsproblem ist wohl den meisten Sozialwissenschaftlern aus ihrer Forschungspraxis bekannt: Bleibt man zu lange auf einem alltäglichen Standpunkt, ist das Ergebnis der Forschungsarbeit eine subjektive Interpretation, für deren Zustandekommen keine Regeln angegeben werden können. Andererseits ist die Voraussetzung für die Einnahme einer wissenschaftlichen Perspektive auf einen bestimmten Gegenstand, daß man zunächst in alltäglicher Einstellung ein Phänomen stabilisiert hat. Erst wenn dieses Phänomen ausgemacht ist, kann es als ‚Exemplar‘ theoretisch konstituiert, in wissenschaftlicher Perspektive betrachtet werden.

Die Grenzen zwischen Personal- und Forschungssystemen werden durch den Standpunkt- und Perspektivenwechsel festgelegt. Sie sind das Produkt von Selektionsvorgängen. Allgemeine Regeln für diese Grenzziehung lassen sich weder aus der Sicht des Personal- noch aus der Sicht des Sozialsystems angeben. Voraussetzung für den Aufbau der konstitutiven Komplexität von Forschungssystemen sind jedenfalls Personalsysteme, und Sozialsysteme sind auf der anderen Seite Voraussetzungen für die Grenzerhaltung und den Aufbau der konstitutiven Komplexität von Personalsystemen.

#### *Exkurs: Hermeneutik als Alternative zur Logik der Forschung?*

*Die in diesem Abschnitt angesprochenen Phänomene (Probleme) sind in der philosophischen und wissenschaftstheoretischen Literatur in zahlreichen Zusammenhängen und aus unterschiedlichen Perspektiven diskutiert worden. Husserls Hinweis auf die ‚Vorbekanntheit jedes einzelnen Gegenstandes der Erfahrung‘ rechne ich zu dieser Thematisierung.<sup>181</sup> Ebenso die Überlegungen über das Verhältnis zwischen der ‚normalen‘ alltäglichen Sprache und der terminologischen Sprache wissenschaftlicher Aussagen: Als Voraussetzung für exakte /135/ Terminologie wird hier die Umgangssprache angenommen, andererseits muß die Wissenschaftssprache von der Umgangssprache abgegrenzt sein, damit sie die für den wissenschaftlichen Diskurs konstitutive Eindeutigkeit sichern kann.*

*Eingehend hat sich auch G. Devereux mit der Frage beschäftigt, in wie weit die besondere psychische Struktur des einzelnen Forschers beständig - zumindest in den Verhaltenswissenschaften - den ‚Untersuchungsgegenstand‘ und damit letztlich unvermeidlich die Ergebnisse des Forschungsprozesses bestimmt. A. Schütz und die Soziologie in seinem Gefolge bis hin zur Ethnomethodologie haben immer wieder betont, daß der Alltag in jeder Hinsicht wissenschaftlichen (symbolischen) Konstruktionen der Wirklichkeit vorausgesetzt ist. Genau dieser Sachverhalt soll durch die Rede vom Alltag als der*

---

<sup>181</sup> Vgl. z.B. den § 8 in ‚Erfahrung und Urteil‘; Husserl: Erfahrung und Urteil. Hamburg 1976, S. 26 ff.

*„ausgezeichneten Wirklichkeit“ fokussiert werden. Jeder Forscher ist zunächst ‚Alltagsmensch‘, bevor er in eine beliebige wissenschaftliche Rolle hineinschlüpfen kann. Für die hermeneutische Schule war die Abgrenzung von der wissenschaftlichen ‚Methode‘, so wie ich sie paradigmatisch am Beispiel Dürers geschildert habe, zumindest in den letzten Jahrzehnten immer wichtig. Das Leistungsfeld der Hermeneutik beginnt an den Grenzen der Methode. Zentral ist diese Grundidee - wie schon der Titel ausweist - in Gadamers Hauptwerk ‚Wahrheit und Methode‘: „Kein produktiver Forscher kann im Grunde darüber im Zweifel sein, daß zwar methodische Sauberkeit zur Wissenschaft unerlässlich ist, aber die bloße Anwendung gewohnter Methoden weit weniger als die Findung von Neuem - und dahinter die schöpferische Phantasie des Forschers - das Wesen aller Forschung ausmacht.“ „Die Hermeneutik hat [...] wissenschaftstheoretische Relevanz, soweit sie innerhalb der Wissenschaften durch hermeneutische Reflexionen Wahrheitsbedingungen aufdeckt, die nicht in der Logik der Forschung liegen, sondern ihr vorausgehen.“<sup>182</sup> Auch in den empirischen Sozialwissenschaften ist ihm offenkundig, „daß ein ‚Vorverständnis‘ ihre Fragestellung leitet. Es handelt sich um eingespielte gesellschaftliche Systeme, die ihrerseits geschichtlich gewordene, wissenschaftlich unbeweisbare Normen in Geltung halten. Sie stellen nicht nur den Gegenstand, sondern auch den Rahmen erfahrungswissenschaftlicher Rationalisierung dar, innerhalb dessen methodische Arbeit einsetzt.“ (Ebd., S. 515)*

*Diese Voraussetzungen jeder wissenschaftlichen Methode - oder in meinen Worten jedes Forschungssystems - sind für den Hermeneutiker unhintergebar: Der Forscher ist nicht nur rational kontrollierter Methodiker, sondern auch eine Person, die sich ihrer alltäglichen Vorerfahrung nicht entledigen, sondern diese nur reflektieren kann. Die Umgangssprache dient in Forschungssystemen als Medium der Verständigung - und sei es der Verständigung über die Terminologie. Jedes Forschungssystem ist in andere soziale Zusammenhänge eingebettet, die es selbst nicht kontrollieren kann, die aber als Voraussetzungen der eigenen Funktionsweise wirken usw. Diese Fakten sind von Gadamer von einem philosophischen Standpunkt aus in zahlreichen Facetten beleuchtet - mit dem Ziel, den Forscher darauf aufmerksam zu machen, daß und was „über sein Wollen und Tun hinaus mit ihm geschieht“.<sup>183</sup>*

*Gadamers Ziel war in seinem Hauptwerk demgegenüber weder, die ‚theoretischen Grundlagen geisteswissenschaftlicher Arbeit zu erforschen‘, noch ein besonderes ‚methodisches Verfahren der Geisteswissenschaften zu beschreiben‘. (Ebd., S. XVI) In diesem Punkt /136/ versichert er ausdrücklich sein Einverständnis mit Popper, „daß es nur eine einzige Logik der Forschung“ gibt. (Ebd., S. 517) Anders ausgedrückt: Auch die sozialwissenschaftliche Forschung folgt - sofern sie methodisch kontrolliert ist - der ‚Logik der Forschung‘ und keiner besonderen ‚hermeneutischen‘ Methode. Es ist deshalb ein Mißverständnis - welches Gadamer u.a. z.B. Habermas vorwirft - zu meinen, man könne quasi durch Rationalisierung der hermeneutischen Reflexion dieses Problem aus der Welt schaffen. So weit ‚hermeneutische‘ Reflexion methodisch kontrolliert wird, besitzt sie - wie alle anderen Methoden auch - wiederum unkontrollierbare Voraussetzungen. Diese Abhängigkeit läßt sich zwar durch Theorie immer wieder ein Stück weit unter Kontrolle bringen, bleibt aber letztlich und vor allem im Prinzip unanföbbar.*

*Ich bin deshalb auch gegenüber allen Versuchen skeptisch, die ‚harte‘ Logik der Forschung unter Berufung auf hermeneutische Vorstellungen aufzuweichen oder neben dieser Forschungslogik eine alternative Methode zu etablieren, die sich als (objektive) Explikation hermeneutischen Vorgehens ausgibt.*

Aus forschungspraktischen Erfahrungen scheint es mir sinnvoll, abschließend darauf hinzuweisen, daß die Normalformrekonstruktion kein interdisziplinäres, sondern ein kommunikationswissenschaftliches Unterfangen ist. Häufig wird es allerdings so aussehen, daß bei der Normalformrekonstruktion Vertreter verschiedener Disziplinen und auch Professionals der zu untersuchenden Institutionen beteiligt werden:

Man wird sich z.B. bei der Modellierung von therapeutischen Institutionen um eine Zusammenarbeit mit den praktizierenden Therapeuten und mit Psychologen bemühen; sollen juristische Institutionen untersucht werden, so ist es unabdingbar, in der einen oder anderen Form Juristen in die Analyse miteinzubeziehen.

Die unterschiedlichen ‚Voraussetzungen‘ der Forscher steigern die Komplexität des Forschungssystems und bringen eine Reihe von Komplikationen mit sich. Unrealistisch ist es, von den Mitarbeitern von Anfang an die Einnahme kommunikationswissenschaftlicher Standpunkte und Perspektiven zu fordern. Andererseits kann das Forschungssystem seine typische Komplexität nicht aufbauen, wenn alle möglichen Relevanzsysteme mehr oder weniger gleichberechtigt nebeneinander existieren. Die empirische Erfahrung in Forschungsprojekten zeigt, daß diese strukturellen Probleme immer wieder als Hindernis bei der gemeinsamen Arbeit auftauchen und ‚irgendwie‘ bewältigt werden müssen.<sup>184</sup>

<sup>182</sup> Gadamer: Wahrheit und Methode, S. 513 f.; Hervorhebung von mir.

<sup>183</sup> Vgl. sein Vorwort zur 2. Auflage: ebd., S. XVI.

<sup>184</sup> Ich habe an anderer Stelle ausführlicher Prinzipien für den Umgang mit den Problemen aufgestellt, die aus der unterschiedlichen Herkunft der Forscher, die in einem Forschungssystem zusammenarbeiten, resultieren. Vgl. Giesecke: Probleme, Bedingungen und Methoden.

Ein erstes Problem ist meist schon die Einigung auf einen ‚Untersuchungsgegenstand‘. Diese Einigung ist nicht möglich, wenn die Beteiligten die spezifischen Standpunkte und Perspektiven ihrer jeweiligen Herkunftsdisziplinen oder Professionen einnehmen. In diesem Fall hätten wir es mit je verschiedenen Gegenständen zu tun. Eine solche Festlegung kann erfolgen, wenn sich die Beteiligten so gut als eben möglich auf einen alltäglichen Standpunkt stellen und versuchen, das anvisierte Phänomen umgangssprachlich zu fixieren. Dazu müssen sie notwendig für eine geraume Zeit auf die Selektionskraft, die ihre jeweilige Fachterminologie ermöglicht, verzichten. Auch im weiteren Verlauf des Forschungsprozesses wird es immer wieder erforderlich sein, auf die Umgangssprache als gemeinsames Drittes zwischen den Professionen und Disziplinen auszuweichen, um eine vorläufige Verständigung zu erreichen. Aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht werden die Phänomene natürlich als Exemplare einer beliebigen Art sozialer Systeme typisiert. Im Fortgang der Zusammenarbeit ist es wünschenswert, wenn die verschiedenen Disziplinen/Professionen stärker auf die kommunikationswissenschaftlichen Kategorien zurückgreifen und deren Möglichkeiten ausschöpfen. Wie die Professionals und die Vertreter der anderen Disziplinen die Ergebnisse des Forschungsprozesses am Ende für sich ausnutzen, ist eine ganz andere Frage.

Von der Frage der Zusammenarbeit der Forscher mit unterschiedlichen Voraussetzungen in einem Forschungssystem ist das Problem der Zusammenarbeit zwischen Forschungsprojekten aus unterschiedlichen Disziplinen zu unterscheiden. Dieses Problem ist bei der Beschreibung der Differenzierungsdimension der Forschungssysteme abzuhandeln. /138/

### 3.4 Die Differenzierungsdimension: Das Forschungssystem und seine Umwelt

Forschungssysteme sind ein besonderer Typ von informationsverarbeitenden Systemen. Ihre konstitutive Funktion für andere soziale Systeme ist es, Erkenntnisse (Modelle, Beschreibungen, Aussagen) zur Verfügung zu stellen. Diese anschließenden Sozialsysteme können andere Forschungssysteme oder auch ganz andere Arten von Sozialsystemen sein. Je nachdem spezifizieren sich die Aufgaben des Forschungssystems.

Die allgemeine Funktion der Normalformrekonstruktion für die Kommunikationswissenschaft ist die Beantwortung der Frage, welche Artmodelle von sozialen Systemen es gibt, wie diese im einzelnen aussehen und wie sie sich in die Hierarchie der Systeme der kommunikativen Welt einordnen lassen. Die Beantwortung der Frage ist das Ziel der Prozesse, die in dem Forschungssystem ablaufen. Sie erfolgt (u.a.) durch die Erstellung von Normalformmodellen.

Normalformmodelle sind ein normiertes, leicht handhabbares Substitut für empirische Phänomene. Aufgrund dieser Eigenschaft lassen sie sich zu den verschiedensten Zwecken in ganz unterschiedlichen Sozialsystemen verwenden. Im Rahmen der Normalformanalyse dienen die Normalformmodelle als Relevanzsysteme. Sie ermöglichen die Behandlung der Frage, welcher ‚Art‘ ein bestimmtes Exemplar eines Sozialsystems zuzurechnen ist (vgl. Kap. 4). Im Rahmen der kommunikationswissenschaftlichen Grundlagenforschung dienen die Normalformmodelle als Datenmaterial, welches unter verschiedenen taxonomischen, evolutionstheoretischen und anderen Gesichtspunkten analysiert werden kann. Außerdem können Normalformmodelle von bestimmten sozialen Systemen - bzw. von den Elementen, z.B. den Professionals - zur Reflexion der internen Strukturen herangezogen werden. Ein Beispiel hierfür wäre die Benutzung des Normalformmodells von Balintgruppen zur Orientierung oder reflexiven Selbstverständigung des Gruppenleiters.<sup>185</sup>

Systematisch gesehen müßten in diesem Abschnitt typische Probleme der Grenzerhaltung von Forschungssystemen beschrieben werden, die Normalformmodelle erstellen. Ein derartiges Problem habe ich schon im letzten Abschnitt gestreift: das Verhältnis zwischen sozialen und personalen Systemen. In der Differenzierungsdimension stellt sich dieses Verhältnis als ein permanentes Problem der Abgrenzung dar - nicht des Erhalts der systemeigenen Komplexität.

Ein anderes konstitutives Problem ist die Grenzziehung zwischen dem Bestand des Forschungssystems (z.B. in Form theoretischer Modelle und Aussagen) und den ‚Daten‘ der Umwelt. Dieses Problem ist aus der traditionellen erkenntnistheoretischen Diskussion als Problem der

---

<sup>185</sup> Vgl. in diesem Sinn etwa die Ausführung von U. Rosin (An welchen Konzepten orientiere ich mich, wenn ich als Leiter einer Balintgruppe interveniere? In: M. Giesecke/K. Rappe- Giesecke (Hrsg.): Kommunikation in Balintgruppen, hier insbesondere S. 97 ff.).

Grenzziehung zwischen dem Beobachter und seinem Gegenstand bekannt. Ich komme in 3.5.2 darauf zurück. /139/

### 3.5 Die dynamische Dimension: der Forschungsablauf

#### 3.5.0 Übersicht

Ich behandle in diesem Abschnitt ausschließlich die kooperative Struktur der dynamischen Dimension des Forschungssystems. Die Ablaufstruktur ergibt sich aus den Arbeitsaufgaben, die nacheinander zu lösen sind, damit Normalformmodelle sozialer Systeme gebildet werden können. Das allgemeine Ablaufschema, welches bei der Bildung mehrdimensionaler Modelle natürlicher Phänomene eingehalten wird, habe ich im Abschnitt 3.2 geschildert. Es gliedert sich in fünf Phasen, die auch hier zugrunde gelegt werden sollen:

- Die Beschreibung der verschiedenen Dimensionen eines Exemplars,
- die Wiederholung dieser verschiedenen Beschreibungen bei mehreren Exemplaren,
- der Vergleich der Beschreibungen der einzelnen Dimensionen der verschiedenen Exemplare,
- die Integration der Beschreibungen zu einem mehrdimensionalen Modell und
- die Reflexion des mehrdimensionalen Modells unter verschiedenen Gesichtspunkten.

Diese fünf Phasen werden bei der Normalformrekonstruktion noch durch eine *Vorphase* und eine *Abschlussphase* (NFT), in der die Aussagen des Modells getestet werden, ergänzt.

Die Phasen lassen sich weiter differenzieren, wenn man das spezifische, kommunikationswissenschaftliche Modell organisierter Sozialsysteme berücksichtigt: Sozialsysteme besitzen vier Dimensionen, die nacheinander zu beschreiben sind. Diese Beschreibungen werden wiederum durch Strukturtheorien geleitet. Liegen mehrere Strukturtheorien vor, können die Beschreibungen koordiniert werden. Die Sequenzierungen, die bei einer Beschreibung vorgenommen wurden, können verglichen und die unterschiedlichen Charakterisierungen der Sequenzen zusammengetragen, ‚koordiniert‘ werden. Nimmt man noch einmal die Körpermetapher zu Hilfe, so kann man sich dieses Verfahren so vorstellen, daß eine Seite (Dimension) eines Körpers mit unterschiedlichen Relevanzsystemen betrachtet wird: Bspw. kann man auf die Form, die Farbe, die Oberflächenstruktur oder die Materialeigenschaften der betreffenden Seite des Körpers achten.

Auf diese Weise ergibt sich schon von vornherein aus der Logik des Theorieaufbaus eine komplizierte Feingliederung des Forschungsablaufs. Eine Übersicht über die Gliederung vermittelt ein Blick auf die Tabelle 8 auf den folgenden Seiten.

Tabelle 8: Der Forschungsablauf bei der Normalformrekonstruktion  
(Die Ordnungszahlen beziehen sich auf die Kapiteileinteilung in diesem Band)

#### 3.5.1 Vorphase

##### 3.5.1.1 Festlegung des Gegenstandes der Modellbildung

##### 3.5.1.2 Auswahl von (prototypischen) Exemplaren

##### 3.5.1.3 Datenerhebung und Dokumentation

#### 3.5.2 Rekonstruktion der Strukturen der dynamischen Dimension

##### 3.5.2.1 Beschreibung der Kooperationsstruktur der Exemplare (Kooperationsanalyse)

##### 3.5.2.2 Beschreibung der Kommunikationsstruktur (Kommunikationsanalyse)

##### 3.5.2.3 Beschreibung der Interaktionsstruktur (Interaktionsanalyse)

##### 3.5.2.4 Vergleich der Strukturbeschreibungen der verschiedenen Exemplare unter Rekurrenzgesichtspunkten

##### 3.5.2.5 Sequentielle Koordination der Strukturen zu einer Normalform des Ablaufs

#### 3.5.3 Rekonstruktion der Strukturen der selbstreferentiellen Dimension

##### 3.5.3.1 Beschreibung der selbstrepräsentativen Struktur

##### 3.5.3.2 Beschreibung der selbstregulativen Struktur

- 3.5.3.3 Beschreibung der Selbstidentifizierungsstruktur (Identitätskonzepte) und der Korrekturmechanismen
- 3.5.3.4 Beschreibung der selbstreflexiven Merkmale
- 3.5.3.5 Vergleich der Beschreibungen der verschiedenen Exemplare und Koordination der Strukturen
  
- 3.5.4 Rekonstruktion der Strukturen der Differenzierungsdimension
  - 3.5.4.1 Beschreibung der Umweltsysteme des Bezugssystems
  - 3.5.4.2 Beschreibung der funktionalen Beziehungen zu Anschlußsystemen
  - 3.5.4.3 Beschreibung der interferierenden Systeme und der Abgrenzungsprobleme
  - 3.5.4.4 Beschreibung der internen Differenzierung des Bezugssystems in Subsysteme
  - 3.5.4.5 Ermittlung der typischen Umweltsysteme und –beziehungen durch Vergleich der Beschreibungen der verschiedenen Exemplare und durch Koordination der Strukturen /141/
  
- 3.5.5 Rekonstruktion der Strukturen der Komplexitätsdimension
  - 3.5.5.1 Beschreibung der Rollen und der rollengebundenen Aktivitäten
  - 3.5.5.2 Beschreibung der Rollenbeziehungen (Asymmetrien)
  - 3.5.5.3 Vergleich der Strukturbeschreibungen der verschiedenen Exemplare
  - 3.5.5.4 Koordination der Beschreibungen der dynamischen Dimension und der Differenzierungsdimension mit den Beschreibungen der Komplexitätsdimension
  - 3.5.5.5 Festlegung der systemkonstitutiven Komplexität/des idealen Settings
  
- 3.5.6 Integration der Strukturrekonstruktionen der vier Dimensionen
  - 3.5.6.1 Vergleich und Koordination der Beschreibungen der vier Dimensionen
  - 3.5.6.2 Festlegung eines Standardfalls
  
- 3.5.7 Medienanalyse und Reflexion des Modells
  - 3.5.7.1 Medienanalyse
  - 3.5.7.2 Einordnung des Normalformmodells in die Taxonomie der kommunikativen Welt
  - 3.5.7.3 Optimierungs- und Transformationsanalysen
  
- 3.5.8 Normalformtest
  - 3.5.8.1 Datenergänzung
  - 3.5.8.2 Anwendung des Normalformmodells auf die neu erhobenen Daten
  - 3.5.8.3 Überprüfung von ausgewählten Aussagen des Modells durch spezielle Verfahren, z.B.:
    - *teilnehmende Beobachtung*
    - *standardisierte und narrative Interviews*
    - *Prognosenbildung und -überprüfung*
    - *Gruppendiskussion und Triangulationen*
    - *Vergleich mit Ergebnissen von anderen Untersuchungsverfahren*
    - *modellgeleitete Interventionen in die Praxis*
    - *linguistische Feinanalysen/Medienanalysen*
    - *computergestützte Auswertung (größerer Datenmengen) und Modellierung*

/142/

Um die Arbeitsaufgaben, die in den verschiedenen Phasen anstehen, zu lösen, müssen die Forscher bestimmte und unterschiedliche Beiträge leisten. Eine genaue Beschreibung des Forschungsablaufs erfordert auch Angaben über diese Beiträge und ihre Abfolge. /140/

Natürlich ist es auch möglich, die Beiträge noch einmal als Kooperationsmedien, unter handlungstheoretischen Gesichtspunkten zu betrachten. Generell kann man vielleicht sagen, daß die Mehrzahl der Beiträge als ‚Erkenntnistätigkeiten‘ zu beschreiben sind. Um diese näher zu modellieren, bietet es sich an, auf die Darstellung des Erkenntnis- und Beschreibungsprozesses zurückzugreifen, den Dürer in seinen Werken geliefert hat (vgl. Abb.4). Er unterscheidet hier zwischen dem Standpunkt des Forschers (Betrachters), der Perspektive (Relevanzsystem), dem Referenzraum oder dem empirischen Gegenstand der Erkenntnis und schließlich dem Produkt, eben der Beschreibung. Für meine Zwecke reicht es aus, zwischen alltäglichen, verschiedenen

professionellen und den wissenschaftlichen Standpunkten des Forschers zu unterscheiden. Als Perspektive dienen dem Forscher im letzteren Fall wissenschaftliche Theorien, wie z.B. die kommunikationswissenschaftlichen Annahmen, die ich im vorigen Kapitel geschildert habe. Professionals verwenden ihr im Laufe der Berufsausübung angeeignetes Wissen, und beim ‚alltäglichen Standpunkt‘ greift der Forscher auf sein nicht weiter zu explizierendes Alltagswissen zurück. Den empirischen Gegenstand bildet die Gesamtheit der Daten, die erhoben (selegiert) wurden und die dem Forscher für seine Arbeit zur Verfügung stehen.

Der Forschungsablauf wird allerdings weder durch die Modelle sozialer Systeme noch durch die besondere Festlegung der Ablaufstruktur des Forschungssystems in seiner Reihenfolge, dem Detaillierungsniveau und der Datenauswahl vollständig determiniert. Die Ablaufstruktur, die ich in diesem Abschnitt darstelle, ist nur *eine* mögliche. Man kann z.B. bei der Beschreibung der Dimensionen auch eine andere Reihenfolge wählen: manchmal mag es sinnvoll erscheinen, mit der dynamischen Dimension zu beginnen, ein andermal ist vielleicht die selbstreferentielle Dimension besser als Beginn der Beschreibung geeignet.

Auch bezüglich der Reihenfolge, in der die Strukturen der einzelnen Dimensionen analysiert werden, ist aus systematischen Gründen keine Festlegung möglich: Beispielsweise kann man sich überlegen, ob es besser ist, die Kooperationsstruktur zunächst, erst danach die Kommunikations- und dann die Interaktionsstruktur zu beschreiben oder ob man den umgekehrten Weg wählt.

Die Unterscheidung zwischen der Beschreibung eines Exemplars und dem Vergleich der Beschreibung von mehreren Exemplaren ist ebenfalls schematisch und praktisch nicht konsequent durchzuhalten. Wenn man einmal mehrere Exemplare kennt, wird diese Kenntnis auch mehr oder weniger bei der Beschreibung eines einzelnen Exemplares berücksichtigt werden, der ‚Vergleich‘ antizipiert werden.

Die in der Vor- (3.5.1) und der Testphase (3.5.8) geschilderten Aktivitäten werden sich praktisch z.T. ebenfalls ‚zwischen durch‘, während der Abwicklung der anderen Arbeitsaufgaben erledigen lassen.

Viel schwieriger als die Frage nach der Reihenfolge ist diejenige nach dem Detaillierungsniveau der Beschreibung zu beantworten. Theoretisch kann man Beschreibungen beliebig genau anfertigen. D.h. auf der anderen Seite, daß sie praktisch immer irgendwann abgebrochen werden müssen. Dies gilt übrigens selbst bei ‚eindimensionalen‘ quantitativen /143/ Beschreibungen, bei denen die Meßgenauigkeit letztlich beliebig weit hinausgeschoben werden kann.

Allgemeine Regeln dafür, wie viele Strukturmerkmale ausgewählt und wie genau sie beschrieben werden sollen, lassen sich nicht angeben. Als Mindestanforderung gelten einmal die in der Theorie sozialer Systeme formulierten Positionen, und zum anderen kann man Abbruchkriterien nennen, die sich in der eigenen Praxis bewährt haben.

Eng mit diesem Problem hängt die Frage zusammen, wie viele Daten man wann von welcher Dimension der Exemplare erheben soll. Auch hier ist vorab praktisch kaum zu übersehen, welche Datenmenge gebraucht wird und wie viele Daten in der zur Verfügung stehenden Zeit zu bewältigen sind. Sicherlich wird es auch nicht immer möglich sein, alle Strukturen der Dimensionen mit gleicher Ausführlichkeit zu behandeln. Dies ist auch nicht erforderlich, weil es dem Leser möglich ist, anhand des allgemeinen Modells selbst zu sehen, welche Strukturbeschreibungen ausgelassen wurden und wo deshalb Fragen offengeblieben sind. Die Forderung, beliebige Sozialsysteme im Rahmen eines Forschungssystems umfassend zu modellieren, sollte ohnehin nicht erhoben werden. Nachfolgende Rekonstruktionen werden das Modell des gleichen Systems immer präzisieren und Unausgewogenheiten in der Beschreibungsgenauigkeit beseitigen können.

Der gesamte Theorieaufbau widerspricht Perfektionsmodellen und kurzatmigen Ansprüchen an Modellbildung. Zudem gewährleistet der selbstreferentielle Aufbau der Theorie Rückkoppelungen und Korrekturmöglichkeiten.

### 3.5.1 Vorphase

In der Vorphase werden die Voraussetzungen für die Modellkonstruktion hergestellt. Diese Voraussetzungen sind die Gegenstandsbestimmung (3.5.1.1), die Auswahl von Exemplaren (3.5.1.2) und die Dokumentation dieser Exemplare (Datenerhebung) (3.5.1.3). Insofern es sich in dieser Phase um die Sicherstellung von Voraussetzungen handelt, werden vom Forscher nicht durchgängig kommunikationswissenschaftliche Standpunkte angenommen.

3.5.1.1 Unter der *Gegenstandsbestimmung* verstehe ich die Festlegung desjenigen sozialen Phänomens, von dem ein Normalformmodell geschaffen werden soll. Dies geschieht durch Sammlung und Auswertung des vortheoretischen alltäglichen und professionellen Wissens der an der Untersuchung beteiligten Forscher. Wenn irgend möglich, sollte schon in dieser Phase mit den Professionals und den Klienten der zu untersuchenden Institution gesprochen werden.

Der Gegenstand ist hinreichend festgelegt, wenn das Phänomen als Exemplar einer bestimmten Art sozialer Systeme behandelt werden kann. Dazu muß das Phänomen als soziales System betrachtet und Annahmen über seine Struktur gemacht werden. Natürlich sind solche Annahmen zunächst nur sehr vage Hypothesen. Sie beziehen sich auf die konstitutiven Rollen (Komplexitätsdimension), die Ablaufstruktur (dynamische Dimension), /144/ die Funktionen (Differenzierungsdimension) und natürlich auch auf die selbstreferentielle Dimension. Von organisierten Sozialsystemen wissen wir aufgrund der theoretischen Annahmen, daß sie intern und extern strukturverstärkt sind, wesentliche Elemente ihrer Struktur müssen sozial thematisiert sein. Dies zeigt sich zu allererst in der Tatsache, daß organisierte Sozialsysteme einen ‚Namen‘ haben. Die alltäglichen oder professionellen Namen stabilisieren den Forschungsgegenstand in einer für die Zwecke der Vorphase ausreichenden Weise. Man kann sich über diese Gegenstände vortheoretisch verständigen, ohne ein bestimmtes wissenschaftliches Relevanzsystem vorab ausbuchstabieren zu müssen. Alltägliche und professionelle ‚Namen‘ sind strenggenommen Daten über die selbstreflexive Struktur der selbstreferentiellen Dimension organisierter Sozialsysteme. Man unterstellt in der Vorphase, daß die Identität des Systems sozial durch den betreffenden Namen gesichert wird und behandelt ihn insoweit als ein Merkmal der selbstreflexiven Struktur. Die Angemessenheit dieser Hypothese kann sich natürlich erst im Fortgang der Untersuchung herausstellen.

3.5.1.2 Die Beschreibung eines einzelnen Exemplars führt nicht zu Normalformmodellen. Voraussetzung für die Modellkonstruktion sind vielmehr mehrere Exemplare der gleichen Art. Wie findet man nun verschiedene Exemplare und welche wählt man aus?

Soziale Phänomene, die einen Namen haben, kann man sich ‚zeigen‘ lassen, man kann Kommentare über sie einholen oder um Reflexionen (Beschreibung) über sie bitten. Der einfachste Fall der *Identifizierung von Exemplaren* ist die ‚ostensive Definition‘. Man nennt einen Namen und läßt sich das Phänomen (bzw. - in kommunikationswissenschaftlicher Einstellung - das Exemplar) zeigen: „Dieses Phänomen ist eine ‚Visite‘“. Wer diese Klassifizierung vornimmt, ist zunächst von untergeordneter Bedeutung. Es kann sein, daß der Wissenschaftler über Dokumente der sozialen Wirklichkeit verfügt und die ‚Beteiligten‘ in den Dokumenten ‚Selbstidentifizierungen‘ vornehmen. Z.B. kann ein Patient in einer Tonaufzeichnung aus einem Krankenzimmer in einem bestimmten Augenblick sagen: „Jetzt kommt die Visite“. Damit ist das nachfolgende Geschehen von ihm als Patient als Visite klassifiziert. Man kann aber genauso gut auch Phänomene wie z.B. die Visite von ‚außenstehenden‘ Patienten oder Ärzten identifizieren lassen. Entweder man führt die Dokumente vor und bittet um eine Identifizierung, oder man nennt den Namen und bittet die Professionals darum, einen entsprechenden Wirklichkeitsausschnitt zu zeigen. Im günstigsten Fall wird man dann zu einer mehr oder weniger teilnehmenden Beobachtung an den Ort des Geschehens geführt.

Schließlich können auch die Kommunikationswissenschaftler derartige ostensive Definitionen vornehmen, entweder indem sie sich auf einen alltäglichen Standpunkt (z.B. als ehemalige Patienten) stellen, oder indem sie einen professionellen Standpunkt einnehmen, falls sie beispielsweise eine medizinische Ausbildung besitzen. Wichtig ist aber dabei, daß die ostensiven Definitionen in vortheoretischer Einstellung und eben nicht in der Rolle als Kommunikationswissenschaftler erfolgen. Auf die eine oder andere der hier geschilderten Weise wird es möglich, Phänomene und deren Klassifizierung zu sammeln. /145/

Wenn die Situation es zuläßt, werden ostensive Definitionen häufig von ‚Kommentaren‘ begleitet. Spielt man etwa Informanten Tonbandaufzeichnungen vor und bittet sie, bestimmte soziale Phänomene zu markieren, so werden auch häufig Merkmale genannt, die den Befragten als Erkennungszeichen dienen. Dies können Hinweise auf Personen sein, die ihrer Meinung nach anwesend sein müssen, damit das institutionelle Geschehen beginnen kann, oder es können bestimmte Äußerungen sein, die ihrer Ansicht nach das Ende des institutionellen Verfahrens ankündigen. Gelegentlich wird es auch unterschiedliche Klassifizierungen (Grenzziehungen) zwischen den Informanten geben, insbesondere zwischen den Professionals und den Klienten.

Z.B. kann ein Phänomen, das aus der Perspektive eines Klienten als ‚Therapie‘ gekennzeichnet wurde, von den Professionals (Therapeuten) als ‚Beratung‘ bezeichnet werden. Häufig gibt es auch

Meinungsverschiedenheiten darüber, wann die ‚Beratung‘ bzw. ‚Therapie‘ beginnt und wann sie endet.

Kommentare sind ebenfalls ein besonderer Typus von Datenmaterial, der für die Normalformrekonstruktion wesentlich ist. Sie ermöglichen es in späteren Untersuchungsphasen beispielsweise, rollentypische Standpunkte und Perspektiven herauszuarbeiten. Die Tatsache, daß unterschiedliche Klassifizierungen vorgenommen werden, ist selbst schon wieder ein Datum, welches bei der Modellbildung berücksichtigt werden muß.

Einen dritten Typus von Datenmaterial erhält man schließlich, wenn man die Informanten danach befragt, was bestimmte ‚benannte‘ Phänomene sind, welche Funktionen sie ihrer Ansicht nach haben, warum sie gut oder schlecht funktionieren usw. Die resultierenden Antworten, Beschreibungen, Argumentationen liefern Daten, die möglicherweise in der selbstreferentiellen Dimension verarbeitet werden können. Diese Daten haben eine wesentlich geringere Bedeutung als die dokumentierten Phänomene und die Kommentare.

Die Fragen, wie viele und welche Phänomene für die Normalformrekonstruktion ausgewählt werden sollen, läßt sich, wie schon angedeutet, nicht systematisch beantworten. Sicherlich ist es sinnvoll, Phänomene aus unterschiedlichen Umwelten zu sammeln. Außerdem sollten unter den ausgewählten Exemplaren auch *Prototypen* sein. Unter ‚Prototypen‘ verstehe ich solche Phänomene, die von vielen (beteiligten) Professionals und Klienten als ‚normal‘ und als ‚erfolgreich‘ klassifiziert werden. Um prototypische institutionelle Abläufe zu dokumentieren, ist es in aller Regel erforderlich, eng mit den Professionals der betreffenden Institutionen zusammenzuarbeiten. Ob die Prototypen sich im Verlauf der Normalformrekonstruktion auch als Standardfälle herausstellen, ist eine offene Frage.

Erfahrungsgemäß lassen sich während der gesamten Normalformrekonstruktion immer wieder Phasen der Datenerhebung einschieben. Die hier in der Darstellung gewählte Reihenfolge soll nicht suggerieren, daß der Bestand der ausgewählten Exemplare während des gesamten Forschungsprozesses konstant bleiben muß. /146/

3.5.1.3 Der empirische Gegenstand der Normalformrekonstruktion - als eines wissenschaftlichen Kooperationsprozesses - sind Daten. Daten werden in dieser Dimension verstanden als Selektionen aus empirischen Phänomenen. Was selektiert wird, ist durch die Struktur des Forschungssystems festgelegt. In diesem Fall ist das Selektionskriterium die kommunikationswissenschaftliche Theorie sozialer Systeme. Sie bestimmt, was an den Phänomenen informativ ist und was nicht. Die Gesamtheit der tatsächlich selektierten Daten bildet die empirische Basis der Untersuchung.

Der Aufwand, der bei der *Datenerhebung* im Rahmen der Normalformrekonstruktion erforderlich ist, entspricht der Komplexität der Theorie. Selten werden sich die Daten in einem Zug vorab und von einer Person erheben lassen.

Voraussetzung für die Bildung von Normalformmodellen sind Daten aus den folgenden Bereichen:

- Informationen über die institutionellen Abläufe (dynamische Dimension) in mehreren Exemplaren in Form von Ton- oder Video-Aufzeichnungen. Diese Aufzeichnungen werden zumeist verschriftlicht, transkribiert.
- Informationen über die Komplexitätsstruktur und die Umwelt der Institutionen/Exemplare. Diese findet man in den Transkriptionen des institutionellen Ablaufs, in Interviews mit den Professionals, in Handbüchern, ‚Strukturpapieren‘ der Institutionen u.a.
- (Selbstreferentielle) Kommentare von den Beteiligten (Professionals und Klienten) zu den Strukturen der Institution/des Exemplars. Solche Kommentare über Rollen, Aufgaben, Ziele, Krisen, Aktivitäten, Umwelten usw. tauchen in den Ablauftranskriptionen auf und können zusätzlich generiert werden, indem Beteiligte oder potentiell Beteiligte zu den Exemplaren befragt werden.
- (Selbstreflexive) Bewertungen, Beschreibungen und ähnliche ‚zeitfeldunabhängige‘ sprachliche Reflexionen von beteiligten Professionals und Klienten sowie von Personen aus der Umwelt der betreffenden Institution. Zu diesem Datentyp gehören auch die Bewertung der ausgewählten Exemplare im Blick auf Prototypen, die Explizierung der Auswahlkriterien sowie die Beschreibung prototypischer Abläufe, personeller Zusammensetzungen, Umwelten usw. Diese Reflexionen können

auf verschiedene Weise durch Befragungen, Gruppendiskussionen, Triangulationen (vgl. 3.8) u.ä. gewonnen werden.<sup>186</sup>

*Als Mindestvoraussetzung für den Beginn der Normalformrekonstruktion habe ich auch die Auswahl von Prototypen und deren Dokumentation genannt. Diese Forderung dürfte bei Sprach- und Kommunikationswissenschaftlern nicht unumstritten sein. Praktisch werden jedenfalls oft z.B. bei der Untersuchung schulischer Kommunikation die Beispiexemplare willkürlich ausgewählt. Die Suche nach Prototypen macht immer eine Zusammenarbeit mit den Professionals der untersuchten Institution notwendig. Sie verträgt sich nicht mit der /147/ von Ethnomethodologen häufig angewendeten ‚Partisanenstrategie‘ bei der Beschaffung von Daten. Institutionen, die sich nicht erforschen lassen wollen, sind kein geeigneter Gegenstand der Normalformrekonstruktion.<sup>187</sup> Daß die Bereitschaft von Institutionen, sich erforschen zu lassen, vermutlich in jedem Fall Grenzen hat und daß die Bestimmung dieser Grenzen praktisch immer wieder Probleme aufwerfen wird, steht auf einem anderen Blatt. Wichtig ist ein grundsätzliches Vertrauensverhältnis. Dieses dokumentiert sich nicht zuletzt darin, daß den Forschern das Datenmaterial im Prinzip zur freien Verfügung steht. Erst in diesem Augenblick stellt sich für den Forscher überhaupt das Problem des Datenschutzes. Es ist ein permanentes Problem, dessen Behandlung nicht an irgendeine andere (beforschte) Institution delegiert werden sollte. Solange Informationen nicht für die Auswertung und Veröffentlichung freigegeben sind, haben sie nicht den Status von sozialwissenschaftlichen Daten - eine Beschäftigung mit ihnen nicht den Charakter von sozialwissenschaftlicher Arbeit.*

In der Fachliteratur wird häufig versucht, allgemeine Kriterien für die Datenselektion anzugeben. Das allgemeinste formale Kriterium ist vielleicht, daß wissenschaftliche Daten ‚sichtbar‘ oder ‚hörbar‘ sein sollen. Gegenüber taktilen, olfaktorischen oder gar intrapsychischen (gefühlsmäßigen) Wahrnehmungen ist man demgegenüber seit der Renaissance mißtrauisch. Ein zweites Kriterium ist die dauerhafte Speicherung der Informationen - und zwar in einer solchen Weise, daß sie intersubjektiv zugänglich sind.

Sozialwissenschaftliche Forschungssysteme sind auf die *Dokumentation* oder *Notation* von Informationen angewiesen: Nur dokumentierte Informationen gelten hier als Daten. Solche Dokumentationen können in ganz unterschiedlicher Weise, u.a. durch elektronische Aufzeichnungsgeräte wie z.B. Kassettenrekorder erfolgen. Diese Aufzeichnungen werden in aller Regel nochmals ‚transkribiert‘: Aufgezeichnete Interviews werden verschriftlicht, Tonbandprotokolle abgeschrieben, Videomitschnitte in Fotos oder Zeichnungen umgesetzt usw.

Theoretisch kann die Forderung nach Notation mit der Notwendigkeit der intersubjektiven Überprüfbarkeit von Aussagen begründet werden: Nur wenn die Daten fixiert sind, können die aus ihnen gewonnenen Modelle auch von anderen Forschern überprüft werden.

*Diese These wird ausführlich von P. Gross (Ist die Sozialwissenschaft eine Textwissenschaft?) für die Sozialwissenschaft begründet. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht beschäftigen sich mit dem Notationsproblem Switalla und Paprotui/Bünting.<sup>188</sup> Das Dokumentationsproblem stellt sich aber ähnlich auch für die Naturwissenschaften. Historisch gesehen mußten beispielsweise in der Biologie die Pflanzen und Tiere zunächst beschrieben werden, ehe man unter Berufung auf diese Beschreibungen Artmodelle und höhergradige Abstraktionen anfertigen konnte. Linné stützte sich bei seinen Klassifikationen noch auf Beschreibungen aus den Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts - nicht ausschließlich auf seine Anschauung der Exemplare.*

Eine Voraussetzung für diese Argumentation dürfte letztlich auch wieder die Annahme sein, daß die sozialen Phänomene flüchtig, unwiederholbar, eben überkomplex sind. Sie /148/ müssen fixiert - und damit aus der alltäglichen Wirklichkeit heraustransformiert - werden, damit überprüfbare Beschreibungen möglich werden.

Will man beispielsweise einen beliebigen institutionellen Ablauf beschreiben, so kann man als teilnehmender Beobachter die einzelnen Ereignisse aufnehmen und im Gedächtnis in irgendeiner ‚Form‘ speichern. Zu dieser Form kann man sich reflexiv verhalten und die notwendigen Informationen für die Beschreibung herausfiltern. Der Nachteil dieses Verfahrens ist, daß Dritte die

---

<sup>186</sup> Vorab läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, ob die erhobenen Informationen als Daten über die Umwelt von sozialen Systemen, über Personalsysteme oder über die verschiedenen Dimensionen des organisierten Sozialsystems Verwendung finden. Die Entscheidung darüber fällt erst im Verlauf der Auswertung.

<sup>187</sup> Zu diesem Schluß kommt - bezogen auf den speziellen Fall des Krankenhauses - etwa auch Fehlenberg (Die empirische Analyse, S. 49); in Bezug auf therapeutische Institutionen vgl. Giesecke: Probleme, Bedingungen und Methoden.

<sup>188</sup> Switalla: Die Identifikation kommunikativer ‚Daten‘ als sprachtheoretisches Problem. In: Zeitschrift für Semiotik, 1, 1979, S. 161-175; Paprotui/Bünting: Theorie als Sprachforschung. In: Althaus/Henne/Wiegand: Lexikon, S. 87.

Beschreibung nur überprüfen können, wenn sie das institutionelle Geschehen ebenfalls beobachtet haben. Kommt es zu Meinungsverschiedenheiten, so gibt es keine empirische Basis mehr, auf der widerstreitende Typisierungen bewertet werden können. Wird der Ablauf demgegenüber Ereignis für Ereignis - quasi als Aneinanderreihung von Einzelbeobachtungen - durch ein Tonband- oder Videogerät aufgezeichnet, so hat der Prozeß am Ende auch eine abgeschlossene, aber eben fixierte Form. Anstatt des Prozesses kann sich der Beobachter bewegen. Er kann sich beispielsweise die Anfangsphase des institutionellen Ablaufs oder die Schlußphase, wenn es notwendig ist sogar mehrmals, vornehmen. Der Vorteil dieses Verfahrens ist, daß Selektionen aus diesem Datenmaterial überprüfbar sind. So gesehen sind Transkriptionen eine Ansammlung von Beobachtungen (Zuhören) in chronologischer Reihenfolge.

Jede Dokumentation oder Notation von Daten verändert diese Daten. Jede Form der Fixierung ist selektiv: Tonbandaufzeichnungen enthalten andere Informationen als die Live-Situation, die Transkriptionen der Aufzeichnungen wiederum andere als die der Tonaufzeichnungen.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet erscheinen sozialwissenschaftliche Daten als das Ergebnis mindestens einer doppelten Selektion. Sie sind zunächst eine Selektion aus der überkomplexen Informationsfülle der Phänomene unter dem Relevanzkriterium der betreffenden Disziplin: Nur diejenigen Informationen kommen beispielsweise als kommunikationswissenschaftliche Daten in Betracht, die potentiell (hypothetisch) als Elemente in die kommunikative Welt eingeordnet werden können. Die aufgrund der Theorie selektierten Daten werden bei der Dokumentation dann nochmals selektiv behandelt. Will man wissen, in welcher Weise hier selektiert wird, reicht es nicht mehr aus, sich die Strukturen des Forschungssystems anzuschauen, sondern man muß sich auf eine Theorie über die Medien stützen. Man kann z.B. fragen, welche Informationen durch elektronische Aufzeichnungsgeräte ausgewählt und welche nicht erfaßt werden. Das gleiche gilt natürlich auch für die Transkription und jede andere Form von Verschriftlichung. Hier muß die Struktur des Notationsmediums berücksichtigt werden, wenn man wissen will, welche Informationen ‚verschriftlicht‘ werden können und welche nicht. Jede Transformation von einem Medium in das andere bringt typische Informationsverluste und typische Verstärkungen von bestimmten Informationen mit sich.<sup>189</sup>

Der doppelt selektive Charakter sozialwissenschaftlicher Daten kann im Rahmen einer kommunikationswissenschaftlichen Theorie sozialer (Forschungs-)Systeme genauer /149/ modelliert werden: Die verschiedenen Dokumentationsverfahren lassen sich als Kooperationsmedien in der dynamischen Dimension von Forschungssystemen auffassen. Wie alle anderen Medien dienen sie als Selektionsverstärker - entweder bei adäquatem Einsatz im Sinne (der Selektivität) des Systems oder ansonsten als Störfaktor. Voraussetzung für den Einsatz der Medienanalyse ist aber die Systemtheorie. Sie legt fest, welche Ereignisse überhaupt für das System informativ sind. Eine umfassende Behandlung des Datenproblems setzt demnach zwei Theorien bzw. zwei Analyseebenen voraus.

#### *Exkurs: Probleme der transkriptiven Konstitution von Daten*

*Die hier vorgeschlagene ‚Aufdrüselung‘ des Datenproblems erleichtert das Verständnis von zahlreichen methodologischen Fragen, die gegenwärtig in den ‚interpretativen‘ Sozial- und Kommunikationswissenschaften behandelt werden. Arbeitet man mit Theorien, die keine Unterscheidung zwischen dem Informations- und dem Dokumentationsaspekt (Medienaspekt) zulassen, so sind zwei Extrempositionen zum Problem der Konstitution sozialwissenschaftlicher Daten möglich: Zum einen kann der Dokumentationsaspekt betont und die Sozialwissenschaften dann konsequenterweise zu einer ‚Textwissenschaft‘*

---

<sup>189</sup> Wichtige Erkenntnisse über die Selektionskraft der verschiedenen Notationssysteme sind in letzter Zeit vor allem im Rahmen des Konstanzer Projekts über das ‚Problem der Konstitution sozialwissenschaftlicher Daten‘ (Leitung: Th. Luckmann) gewonnen. Vgl. hierzu die Veröffentlichungen von Luckmann/Gross: Analyse unmittelbarer Kommunikation und Interaktion als Zugang zum Problem der Konstitution sozialwissenschaftlicher Daten. In: Bielefeld/Hess-Lüttich: Soziolinguistik und Empirie. Wiesbaden, S. 198-208; die Aufsätze in der Zeitschrift für Semiotik, 1, 1979; den Sammelband von P. Winkler (Methoden der Analyse) sowie die Aufsätze von J. E. Müller (Unterschiede und Gemeinsamkeiten des wissenschaftlichen Umgangs mit face-to-face-Situationen und mit Texten. In: Soeffner: Interpretative Verfahren, S. 208-226), B. Karakalos (Das narrative Interview als Instrument der Konstitution sozialwissenschaftlicher Daten. In: Soeffner: Interpretative Verfahren, S. 227-242) und Gross/Müller (Zur Notation nonverbaler Verhaltens. Konstanz 1976). Transkriptionsanweisungen in eher technischer Hinsicht werden in Ehlich/ Switalla (Transkriptionssysteme - Eine exemplarische Übersicht. In: Studium Linguistik, 2, 1976, S. 78-105) vorgestellt. Notationsprobleme sind nicht nur ein wissenschaftliches Problem, sie tauchen auch in anderen Ordnungen sozialer Systeme, z.B. in ‚Gesellschaften‘ bei der ‚Verschriftlichung von Kulturen‘ - auf, vgl. Giesecke: Schriftsprache als Entwicklungsfaktor; ders.: ‚Volkssprache‘ und ‚Verschriftlichung des Lebens‘.

erklärt werden, weil ihr Gegenstand in jedem Fall letztlich ein verschrifteter sprachlicher Text, eine notierte Information ist.<sup>190</sup> Dagegen kann man einwenden, daß die Bedingung der Möglichkeit der Textauswahl und der Verschriftung die Identifikation von Exemplaren ist. Über diese Identifikations- und Selektionsprinzipien muß das Forschungssystem in Form geeigneter Theorien Aussagen machen. Erst danach stellt sich das Problem der Fixierung. ‚Texte‘ sind für beliebige Forschungssysteme nur Daten, insofern sie als Informationen über einen vorab theoretisch konstituierten Gegenstand behandelt werden. Auch in vielen konversationsanalytischen Arbeiten wird zwischen gegenstandskonstituierenden Theorien und Medientheorien nur ungenügend unterschieden. Die ‚Medientheorie‘ erschöpft sich in einzelnen Transkriptionsanweisungen und gelegentlichen Reflexionen über die Entstehungsbedingungen bestimmter Transkripte. Praktisch kann sich diese mangelnde Unterscheidung zwischen den verschiedenen Stufen der Datenkonstitution so auswirken, daß sich Konversationsanalytiker bei allen Fragen angesprochen fühlen, die man an Transkriptionen stellen kann. Transkriptionen sind aber eben nur eine notwendige und nicht zugleich hinreichende Bedingung für die Gegenstandsbestimmung.

Die andere Extremposition ist diejenige, die die Notationsproblematik völlig außer acht läßt. Sie wird von Popper eingenommen, findet sich aber auch in zahlreichen anderen Arbeiten zur Methodologie der empirischen Sozialforschung. (Vgl. Kritisch dazu Gross: *Ist die Sozialwissenschaft eine Textwissenschaft?* S. 147f.) Man tut damit faktisch ebenfalls so, als ob Daten das Ergebnis einer einfachen Selektion wären. Im Gegensatz zur vorigen Position wird bei diesem Vorgehen der Mediaspekt vernachlässigt. Praktisch geht man damit davon aus, daß die Notation keine nennenswerte Veränderung der Informationen zur Folge hat, die vom Forschungssystem verarbeitet werden. Die in face-to-face-Situationen über Exemplare gewonnenen Informationen werden als identisch - zumindest als strukturell homomorph - mit denjenigen, die etwa durch die Analyse von Transkriptionen der Tonbandaufzeichnungen dieser Situation gewonnen werden können.

Eine merkwürdig ambivalente Position nehmen Oevermann u.a. ein. Einerseits wird die ‚Textförmigkeit‘ des Gegenstands zur Voraussetzung der ‚objektiven Hermeneutik‘ erklärt: „Konkreter [!] Gegenstand der Verfahren der ‚objektiven Hermeneutik‘ sind Protokolle von realen, symbolisch vermittelten sozialen Handlungen oder Interaktionen, seien es verschriftete, akustische, visuelle, in verschiedenen Medien kombinierte oder anders archivierbare Fixierungen.“ (Oevermann/Allert/Konau/ Krambeck: *Die Methodologie*, S. 378f.) Andererseits werden diese Daten (‚Protokolle‘) nicht als Informationen über irgendwelche Phänomene, als ‚Systeme von Aussagen über etwas‘, sondern als das Phänomen selbst aufgefaßt, ‚als Strukturen, die den pragmatischen Sinn von Interaktionen selbst konstituieren‘. (Ebd., S. 431, Anm. 16) Damit ist faktisch die Notationsproblematik wieder eliminiert. Auf die Medien braucht der ‚objektive Hermeneutiker‘ keine Rücksicht zu nehmen: „Welche materielle Form das Protokoll hat, ist für die Interpretationsverfahren der ‚objektiven Hermeneutik‘ ein kontingenter, technischer Umstand, da seine Interpretierbarkeit unabhängig von seiner materiellen Form prinzipiell an die Bedingung der Versprachlichung oder sprachlichen Paraphrasierbarkeit der Interaktionsbedeutung gebunden ist. Unter dieser Bedingung können in welchem Medium und in welcher technischen Form auch immer protokollierte Interaktionen als Interaktionstexte oder Texte gelten, die den eigentlichen Gegenstand der Interpretation darstellen.“ (Ebd., S. 379)

Mit der theoretischen Unterscheidung der zwei Analyseebenen ist natürlich das Problem der Datenerhebung praktisch nicht gelöst. Die doppelte Selektivität sozialwissenschaftlicher Daten ist ein permanentes Problem für die (Phase der) Datenerhebung. Die Art und Weise, in der mit diesem Problem umgegangen wird, läßt sich nicht kodifizieren. Man kann aber einige Maximen sammeln.

Gerade wenn die Daten mehrfach selektiv behandelt werden, ist es außerordentlich wichtig, die Transformationsvorgänge und die Struktur der eingesetzten Medien transparent zu machen. Dies kann dadurch geschehen, daß man die Notationsvorgänge kodifiziert. Das geschieht beispielsweise durch ‚Transkriptionsanweisungen‘. Bekanntlich können solche Transkriptionsanweisungen beliebig genau angefertigt werden. Jede Reflexion der Medien (Transskriptionsprinzipien) etabliert ein neues spezielles Forschungssystem und führt zu eigenen Theorien. Für das ursprüngliche Forschungssystem entsteht damit das Problem, das Verhältnis zwischen dieser Theorie und den eigenen gegenstandskonstituierenden Theorien zu ermitteln und auf Kompatibilität hin zu überprüfen. Im Prinzip müßten zusätzliche Theorien darüber gebildet werden, in welchem Verhältnis die Strukturen des Modells, aufgrund dessen die Exemplare bestimmt wurden, zu den Strukturen steht, die bei der Fixierung verwendet wurden. Man sieht daran, daß die Kodifikation der Medien zwar ein gangbarer Weg ist, der aber zu neuen Schwierigkeiten führt.

<sup>190</sup> Der Gedanke, daß ‚Sozialwissenschaften im Prinzip Textwissenschaften‘ sind, wird von Soeffner in verschiedenen Arbeiten entwickelt. (Vgl. Soeffner: *Interaktion und Interpretation. Überlegungen zu Prämissen des Interpretierens in der Sozial- und Literaturwissenschaft*. In: ders.: *Interpretative Verfahren*, S. 328; ders.: *Statt einer Einleitung: Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. In: ders.: *Interpretative Verfahren*, S. 9-48). Eine naheliegende methodische Konsequenz dieser Gegenstandsbestimmung scheint die Reduktion der Interpretation auf eine ‚Sequenzanalyse‘ zu sein.

Eine grundsätzlich andere Möglichkeit ist es, die Notation nicht zu verwissenschaftlichen, sondern sie in den Bereich des Alltags zu verlegen. Diese Möglichkeit wird beispielsweise realisiert, wenn man ‚Notationen‘, ‚Beschreibungen‘, ‚Bilder‘ und ähnliches von /151/ beliebigen Personen von einem alltagsweltlichen Standpunkt aus anfertigen läßt und diese dann im Forschungsprozeß als Datum behandelt. Das geschieht m.E. auch dann, wenn Transkriptionen nach einem relativ einfachen Schema von Personen angefertigt werden, die nicht als Auswerter (Forscher) in das Forschungssystem integriert sind, wenn also der Forscher nicht selbst die Daten dokumentiert.

Dieses zweite Verfahren hat eine Reihe von Vorteilen. Zunächst ist es wichtig, zu betonen, daß dieses Verfahren nicht so ‚unwissenschaftlich‘ ist, wie es vielleicht zuerst den Anschein haben mag. Jeder Wissenschaftler ist im Forschungsprozeß - wie schon gelegentlich angesprochen - immer wieder gezwungen, sich auf einen alltäglichen Standpunkt zu stellen und die ‚Informationen‘ in alltäglicher Einstellung zu ‚verstehen‘ und zu bewerten. Dies ist nur eine andere Umschreibung für den Sachverhalt, daß eine beliebige Disziplin selbst bei begrenzten Ausschnitten der Wirklichkeit nicht alle Aspekte problematisieren kann. Sie muß viele Aspekte in ihrer alltäglichen Selbstverständlichkeit hinnehmen. Beispielsweise wird auch bei den härtesten kodierenden Verfahren vorausgesetzt, daß der Forscher die ‚Sprache‘ des Feldes versteht und die Ereignisse ‚zählen‘ kann. Derartige Standpunktwechsel werden in der Regel überhaupt nicht bemerkt, sondern eben als unvermeidliche Voraussetzungen akzeptiert. So gesehen ist ein erster wesentlicher Vorteil dieses zweiten Verfahrens derjenige, daß es sowieso im Verlauf des Forschungsprozesses immer wieder angewendet werden muß. Seine Anwendung auf die Dokumentation von Daten in der Vorphase kann man als quantitative Ausdehnung rechtfertigen. Der zweite Vorteil ist, daß sich Forscher und Publikum nicht mehr in ein zusätzliches wissenschaftliches Relevanzsystem einarbeiten müssen, um die Datenkonstitution verstehen und nachvollziehen zu können. Jeder Forscher und jeder Leser wissenschaftlicher Publikation hat die Möglichkeit, die Verluste zu reflektieren, die bei alltäglichen ‚Transformationen‘ der Live-Situation in das (standard-) schriftsprachliche Medium auftreten. Die erarbeiteten Modelle behalten auf diese Weise ihre intersubjektive Überprüfbarkeit. Diese ist m.E. nicht in gleichem Maße gewährleistet, wenn der Forscher selbst in den Life-Situationen anwesend ist, die Daten erhebt und dokumentiert. Der Leser weiß in diesem Fall häufig nicht, aufgrund welcher Informationen der Forscher zu bestimmten Aussagen gekommen ist: Bezieht er seine Erfahrungen aus der teilnehmenden Beobachtung, seinen Eindrücken beim Abhören der Bänder oder legt er tatsächlich die Transkriptionen zugrunde, die für den Leser meist die einzige Quelle sind. Strenggenommen sind nicht sozial dokumentierte, d.h. intersubjektiv frei abrufbare Informationen über das Phänomen keine Daten, sondern nur private Informationen des Forschers (als Personalsystem).

Letztlich wurzeln die hier angesprochenen Probleme der Datenerhebung und -dokumentation in einem für gewöhnlich viel zu wenig beachteten Umstand: der Abhängigkeit der Informationsverarbeitung und damit auch der wissenschaftlichen Forschung als einem Sonderfall derselben von dem historisch gegebenen Entwicklungsstand der technischen Medien. Die Methodik und Logik der Forschung, wie sie am Werk A. Dürers und der Botaniker beispielhaft skizziert wurde, war von vornherein auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten der druckschriftlichen Verbreitung abgestellt. Als Datum kam nur das in Frage, /152/ was sich im Druck durch Text und Bild darstellen ließ. Auf diesem nur dank einer komplizierten Technik ermöglichten Emergenzniveau der Informationen mußten fortan ‚intersubjektive‘ Überprüfung und Falsifikation ablaufen. Mit Gewißheit werden die neuen elektronischen Medien auch den Daten über kurz oder lang ein neues Emergenzniveau verschaffen - und damit auch andere Kriterien der Falsifikation und der Intersubjektivität zwischen Forschern provozieren. Wenn z.B. Tonbandaufzeichnungen ‚direkt‘ von beliebigen Anschlußstellen abgerufen werden können, brauchen die - druckschriftlichen - Transkriptionen nicht mehr die letzte, nicht mehr hintergehbare Datenbasis zu bleiben. Wissenschaftliche Aussagen, Modelle, müssen andererseits auch auf das Niveau der zur Verfügung stehenden technischen Medien gehoben, in die Form von Computerprogrammen gebracht werden. Aber hiermit ist schon ein neuer Themenbereich angesprochen, dessen Behandlung kaum aussichtsreich erscheint, so lange die Abhängigkeiten der traditionellen Methodologie von den technischen Medien so wenig erforscht sind.

### 3.5.2 Rekonstruktion der Strukturen der dynamischen Dimension

Die Rekonstruktion erfolgt in drei Schritten: durch die Beschreibung der Exemplare, den Vergleich der Beschreibungen und die Koordination der Strukturmerkmale.<sup>191</sup>

Ziel dieser Arbeitsphase ist die Beschreibung der Strukturen der dynamischen Dimension der empirischen Exemplare ( $E_i - E_n$ ). Entsprechend der Theorie über die Struktur der dynamischen Dimension sind nacheinander drei Perspektiven einzunehmen: Die dynamische Dimension wird unter dem Gesichtspunkt der Kooperation (Kooperationsanalyse) (3.5.2.1), unter dem Gesichtspunkt der Kommunikation (Kommunikationsanalyse) (3.5.2.2) und unter dem Gesichtspunkt der Interaktion (Interaktionsanalyse) (3.5.2.3) betrachtet und beschrieben. Diese Beschreibungen werden bei allen Exemplaren wiederholt. Welche Reihenfolge dabei eingehalten wird, kann im Einzelfall entschieden werden.

3.5.2.1 Gegenstand der *Kooperationsanalyse* sind die Transkriptionen des institutionellen Ablaufs der verschiedenen Exemplare. Der Ablauf wird (in der dynamischen Dimension generell) als eine Abfolge von sozialen Ereignissen betrachtet. Bei der Kooperationsanalyse erscheinen die sozialen Ereignisse als Beiträge zur Lösung von Arbeitsaufgaben. Ziel dieser Analysephase ist es, Arbeitsaufgaben zu finden, denen mehrere soziale Ereignisse als Lösungen (Beiträge) zuzuordnen sind. Kooperative Aufgaben können per definitionem nicht durch einen Beitrag gelöst werden. Vielmehr liegt echte Kooperation nur dann vor, wenn die Rollen unterschiedliche Beiträge liefern und das direkte Ziel eines Beitrages nicht die Lösung der Arbeitsaufgaben insgesamt ist. Das permanente Problem für die Kooperation ist die Koordinierung der Beiträge. Diese erfolgt durch die Subsumption unter Aufgaben. /153/

Praktisch wird man bei der Suche nach Arbeitsaufgaben immer schon die Abläufe in mehreren Exemplaren vergleichen (siehe 3.5.2.2): Man sucht so lange, bis sich Aufgaben formulieren lassen, die in mehreren Exemplaren immer wieder auftauchen, die immer wieder Ereignisse ordnen, indem sie sie als Beiträge zur Lösung von Aufgaben erscheinen lassen.

Hat man die Aufgaben ermittelt, wendet man sich den Selektionszentren zu. Diese werden in der dynamischen Dimension als soziale Rollen betrachtet, die typische Aufgaben zu erfüllen haben. Man akzeptiert zunächst die Ergebnisse des vorangegangenen Analyseschritts und sucht nach den Selektionszentren/Rollen, die für die Lösung der (ermittelten) Aufgaben zuständig sind. Ziel dieser Analysephase ist es, die Rollen durch die typischen Leistungen zu charakterisieren, durch die sie zur Lösung der Aufgaben beitragen. Je nachdem, ob es sich um die Kooperations-, Kommunikations- oder Interaktionsstruktur handelt, werden dies unterschiedliche Arten von Leistungen sein. Wie schon angesprochen, geht man bei der Analyse davon aus, daß kooperative Aufgaben durch mehrere - mindestens zwei - Rollen gelöst werden, denen jeweils unterschiedliche (komplementäre) Leistungen abverlangt werden. Hat man die Rollen und die Aufgaben ermittelt, kann man in einem dritten Schritt die Selektionen als Kooperationsmedien betrachten. (Vgl. 2.4.5)

Diese Phase der Kooperationsanalyse ist abgeschlossen, wenn der institutionelle Ablauf zu einer Folge von Aufgaben strukturiert ist. Natürlich kann man eine solche Strukturierung beliebig genau anfertigen. Es empfiehlt sich im ersten Durchgang, nur ‚größere‘ Kooperationsaufgaben anzunehmen und sie relativ grob zu charakterisieren. Man kann die Beschreibungen dann in späteren Phasen der Kooperationsanalyse verfeinern, die Aufgabenstruktur differenzieren. Werden die Aufgaben zu speziell formuliert, lassen sich beim Vergleich mit anderen Exemplaren keine Rekurrenzen finden, werden sie zu grob gewählt, erscheint die Strukturierung des Ablaufs als trivial.

Praktisch wird man sich die Suche nach den Aufgaben durch einen Blick auf die Differenzierungsdimension erleichtern: Man besitzt Hypothesen über die Funktion, die das betreffende Sozialsystem für andere soziale Zusammenhänge hat, und weiß, daß diese Funktionen in interne Arbeitsaufgaben umgesetzt werden müssen. Hieraus lassen sich Hypothesen über die Arbeitsaufgaben in der dynamischen Dimension ableiten. Man kann diese Arbeitsaufgaben in Teilaufgaben dekomponieren. Die Teilaufgaben wiederum müssen in einer bestimmten Reihenfolge abgewickelt werden. So lassen sich eine ganze Reihe von Hypothesen bilden, die als Heuristik bei der Kooperationsanalyse verwendet werden können. Das gilt sinngemäß natürlich auch für die Kommunikations- und die Interaktionsanalyse. Ebenso kann der Forscher Hypothesen über die Rollen aus seinem Wissen über die Komplexitätsdimension des sozialen Systems ableiten. /154/

---

<sup>191</sup> Einzelne Prinzipien der ‚Normalformrekonstruktion‘ sind in Giesecke (Übersicht über die Grundannahmen), Giesecke/Rappe (Setting und Ablaufstrukturen) und in verschiedenen Aufsätzen in dem Sammelband Giesecke/Rappe-Giesecke (Kommunikation in Balintgruppen) beschrieben.

3.5.2.2 Bei der *Kommunikationsanalyse* wird der soziale Prozeß als eine Verständigung über Themen aufgefaßt. Themen sind Repräsentationen der relevanten Umwelt eines sozialen Systems für dieses System und seine Elemente. Jede einzelne Selektion (Äußerung) wird als Beitrag zur Schaffung solcher Umweltrepräsentationen verstanden. In einem ersten Schritt wird gefragt, auf welche Umwelten (Referenzräume) die einzelnen Beiträge referieren. Prinzipiell kommen als Referenzräume alle Elemente der kommunikativen Welt, also die verschiedenen Klassen und Arten von Systemen sowie deren Elemente in Frage. Die verschiedenen Arten sozialer Systeme unterscheiden sich durch die Auswahl, die sie unter diesen möglichen Systemen treffen. Nachdem man die Transkriptionen der verschiedenen Exemplare durchgesehen hat, bildet man Hypothesen über die relevanten Umweltsysteme.

In Therapiegruppen sind beispielsweise immer die Personalsysteme der Patienten, deren Familien und Sozialsysteme, in denen sie Positionen einnehmen, relevante Umwelten. Das Personalsystem des Therapeuten wird demgegenüber selten zum Gegenstand des Gesprächs gemacht.

Die Hypothesen werden homogenisiert und in einer Liste zusammengestellt. Diese dient dann als Kodierraster für die Analyse der Beiträge. Erleichtert wird die Aufstellung des Rasters durch einen Blick auf die Differenzierungsdimension: Alle dort ermittelten Umweltsysteme sind auch Kandidaten für die Referenzräume.

Als Merkmale der kommunikativen Struktur der dynamischen Dimension von Normalformmodellen - als Themen - kommen nur solche Umweltsysteme in Frage, auf die a) in mehreren Beiträgen in einem institutionellen Gespräch hingewiesen wird und die b) in den Exemplaren ( $E_1$  -  $E_n$ ) rekurrent angesprochen werden. So gesehen sind Themen Abstraktionen aus den Referenzräumen. Ob die angegebenen Abstraktionsschritte ausreichen oder noch zusätzliche Kriterien, etwa zumindest sporadische Reflexion, angenommen werden sollten, ist eine offene Frage.

Hat man die Themen und deren Abfolge beschrieben, kann man sich wieder den Selektionszentren zuwenden. Man fragt, welche Beiträge von welchen Rollen zu erwarten sind und benutzt die ermittelten Merkmale zur Charakterisierung der Rollen.

In manchen Typen von Selbsterfahrungsgruppen stellen beispielsweise viele - wenn nicht die meisten - Leiteräußerungen eine Beziehung her zwischen einem zuvor von Gruppenmitgliedern konstituierten Referenzraum und der Struktur des Sozialsystems ‚Gruppensitzung‘ im Hier und Jetzt. Die Spezifik der Leiterintervention besteht in einem Vergleich zwischen den Strukturen zweier Systeme oder in der Aufforderung zu einem solchen Vergleich. Diese Feststellung kann für die Typisierung der Leiterrolle genutzt werden, zu Hypothesen über die Interaktionsbeziehungen anregen u.ä. /155/

3.5.2.3 Gegenstand der *Interaktionsanalyse* sind ebenfalls die Transkriptionen der institutionellen Abläufe der Exemplare. Der Ablauf wird als ein Prozeß der Definition und Regulation von Sozialbeziehungen betrachtet. Jedes einzelne soziale Ereignis leistet einen Beitrag zur Beziehungsregulation. Das permanente Problem der Interaktionsprozesse ist die Aufrechterhaltung bestimmter Sozialbeziehungen zwischen den Rollen, oder mit anderen Worten, der Komplementarität der Rollen. Haben sich soziale Systeme gebildet, so ist dieses Problem immer irgendwie bewältigt. Zwischen den Selektionszentren sind Beziehungen hergestellt, und die Selektionszentren sind eben dadurch in irgendeiner Weise als ‚Pole‘ einer Beziehung definiert. Das Ziel der Interaktionsanalyse ist es zunächst, die ‚großräumigen‘ sozialen Beziehungen zu beschreiben, die in der Institution nacheinander hergestellt werden. Im Anschluß daran werden dann die typischen Selbst-, Fremd- und Beziehungsdefinitionen ermittelt, die von den einzelnen Rollen in den Beziehungen vorgenommen werden. Diese Typisierungen werden zur Charakterisierung der unterschiedlichen Rollen benutzt. Auch hier kann die Feinanalyse der Selektionen unter medialem Gesichtspunkt zur Verbesserung des Verständnisses der Beziehungskonstellationen beitragen.

3.5.2.4 In einer vierten Untersuchungsphase werden die Strukturbeschreibungen der dynamischen Dimension der Exemplare ( $E_1$  -  $E_n$ ) miteinander verglichen. Bei Bedarf kann auch auf die Transkriptionen der institutionellen Abläufe zurückgegriffen werden.

Ziel dieser Phase ist es zunächst, rekurrente Aufgaben, Themen, Beziehungskonstellationen sowie *rekurrente Typisierungen* der Rollen aus den verschiedenen Perspektiven zu ermitteln. Nur rekurrente Themen, Beziehungen, Beziehungskonstellationen und Rollendefinitionen werden als Strukturmerkmale der Normalformmodelle akzeptiert. Systematisch gesehen wird hierdurch ein zweites Kriterium dafür

eingeführt, was als Beschreibungsmerkmal in der Kooperations-, Kommunikations- und Interaktionsstruktur gelten kann. Praktisch hat der Vergleich sowohl eine heuristische Funktion als auch die Aufgabe, das Detaillierungsniveau der Beschreibungen aneinander anzugleichen.

Zu Beginn der Kommunikationsanalyse ist es beispielsweise nur eine Frage des Fingerspitzengefühls des Forschers, wieviele Themen er annimmt und in welcher Art und Weise er diese Themen formuliert. Liegen dann mehrere Beschreibungen der Kommunikationsstruktur vor, so können die Anzahl der Themen, ihre Formulierung und die Themenabfolge verglichen werden. Es zeigt sich praktisch häufig, daß sich Themenformulierungen bei verschiedenen Exemplaren aneinander angleichen lassen. Manchmal sind auch bei einer Beschreibung zu große Einheiten gewählt worden, und man muß die Themenstruktur differenzieren, um Rekurrenzen mit anderen Exemplaren feststellen zu können. Man sieht an dieser Stelle schon, wie sich Vergleich und Einzelfallbeschreibung ergänzen: Letztlich ist das Detaillierungsniveau bei der Formulierung der Aufgaben, Themen, Beziehungen und Rollenmerkmale nur durch Rückgriff auf die Erfahrungen bei der Beschreibung mehrerer Exemplare zu bestimmen. Die Themen- /156/ formulierungen beispielsweise gleichen sich erst in einem längeren Zeitraum der Auswertung aneinander an. Durch das beständige Vergleichen wird sich auch im Laufe der Zeit ein einheitliches Detaillierungsniveau der verschiedenen Beschreibungen herstellen.

Nach der Erstellung der Liste der rekurrenten Aufgaben-, Themen-, Beziehungskonstellationen und Rollentypisierungen wird in einem weiteren Arbeitsschritt nach Rekurrenzen in der Ablaufstruktur gesucht. Ziel ist es, typische Abläufe von Aufgaben, Themen und Beziehungsmustern in den Institutionen zu ermitteln.

Es ist an dieser Stelle vielleicht angebracht, vorgreifend darauf hinzuweisen, daß ‚Rekurrenz‘ und ‚Typik‘ nicht notwendig übereinfallen. Es gibt im empirischen Fall immer wieder Gründe, warum beispielsweise eine bestimmte Aufgabe nicht erfüllt, ein bestimmtes Thema nicht angesprochen, eine bestimmte Beziehungskonstellation nicht hergestellt wird. Das Fehlen dieser Aufgabe bzw. des Themas oder der Beziehungskonstellation kann von dem System aber bemerkt und als Problem verarbeitet werden. Dies geschieht beispielsweise dann, wenn das System oder seine Elemente die Veränderung in der Ablaufstruktur ‚thematisieren‘. Systematisch werden solche Thematisierungen erst bei der Beschreibung der selbstreferentiellen Dimension erfaßt. Sie sind aber natürlich bei der Aufstellung der Normalform der dynamischen Dimension zu berücksichtigen. Fehlende Rekurrenzen, die durch das System selbstreferentiell als ‚Abweichungen‘ behandelt werden, müssen dem Exemplar zugeschrieben werden und gehen nicht als Merkmal in das Artmodell ein.

Nach der Ermittlung der Rekurrenzen kann man sich in einer neuen Analysephase wieder den Selektionen bzw. den Beiträgen zuwenden und diese unter medientheoretischen Gesichtspunkten betrachten. Es zeigt sich, daß in der Regel mehrere Typen von Beiträgen zur Lösung derselben Aufgabe möglich sind. Vergleicht man die Beiträge, die in den einzelnen Exemplaren zur Lösung derselben Aufgabe gegliedert werden, so erhält man eine Liste von funktional äquivalenten Beiträgen. Ähnliches gilt auch für die Themen und die Beziehungskonstellationen: Es sind verschiedene Typen von Beiträgen zum gleichen Thema möglich, und es gibt verschiedene Möglichkeiten, bestimmte Beziehungen zu konstellieren.

Ich habe in einer Tabelle (Abb.9) die Perspektiven zusammengestellt, unter denen bei der Kooperations-, Kommunikations- und Interaktionsanalyse der soziale Prozeß die Selektionen und die Selektionszentren betrachtet werden. Diese Tabelle faßt die wichtigsten Gesichtspunkte der vorangegangenen Abschnitte zusammen. /157/

	Sozialer Prozeß	Selektionen	Selektionszentren
Kommunikationsanalyse	Verständigung über Themen	Beiträge zum Thema	Rollen mit typischen reziproken Standpunkten und Perspektiven
Kooperationsanalyse	Lösen von Aufgaben	Beiträge (Aktivitäten) zur Lösung von Arbeitsaufgaben	Rollen mit typischen (schematisierten) Aufgaben (Kooperationspartner oder Akteure)
Interaktionsanalyse	Regulation der Beziehung zwischen den Selektionszentren	Beiträge zur Regulation der Beziehung	Rollen mit typischen (komplementären) Selbst-, Fremd- und Beziehungsdefinitionen (Interaktionspartner)

Abb.9: Zusammenstellung der Perspektiven, unter denen der soziale Prozeß, die Selektionen und die Selektionszentren bei der Kommunikations-, Kooperations- und Interaktionsanalyse gesehen werden (Dynamische Dimension).

3.5.2.5 Im letzten Arbeitsschritt sollen die bislang zusammengestellten Strukturbeschreibungen (Listen) miteinander koordiniert werden. In jeder der drei Beschreibungen gibt es Angaben über ‚Beiträge‘ und über die übergeordneten Strukturmerkmale (Themen, Aufgaben und Interaktionsbeziehungen). Um die Strukturbeschreibungen der dynamischen Dimension zu koordinieren, stellt man sich den sozialen Prozeß zunächst als eine Kette von dreiseitigen sozialkommunikativen Körpern vor. Von diesen Körpern hat man in den Strukturbeschreibungen jeweils eine Seite als ‚Beitrag‘ mehr oder weniger genau beschrieben. Es kommt nun darauf an, diese Beschreibungen zu einem dreidimensionalen Körper zusammenzufügen, die ‚Grenzen‘ der Beiträge aufeinander abzustimmen. Nur diejenigen Selektionen gelten als soziale Ereignisse in der dynamischen Dimension, die sich sowohl als Beitrag zur Lösung von Kooperations- als auch von Kommunikations- und von Interaktionsaufgaben auffassen lassen (und umgekehrt). Die Koordination der Beiträge wird /158/ durch die Abstimmung der anderen Merkmale der Strukturbeschreibungen erleichtert. Die Abstimmung der ‚Themen‘, ‚Aufgaben‘ und ‚Interaktionsbeziehungen‘ geschieht durch die Bildung von Sequenzen und Phasen (als Zusammenfassung mehrerer Sequenzen). Jede Sequenz ist dreifach thematisch, kooperativ und interaktiv definiert.

Diese Bedingung zwingt dazu, die Anzahl der Aufgaben, Themen und Interaktionsbeziehungen aneinander anzugleichen. Man vergleicht zu diesem Zweck die Strukturbeschreibungen und versucht durch Differenzierungen oder Verallgemeinerungen der Aufgaben - bzw. Themen bzw. Beziehungsformulierungen - zu einer gleichen Anzahl von Einheiten zu gelangen.

Beim Vergleich der Strukturbeschreibungen wird man praktisch immer wieder die Transkriptionen der Exemplare zur Hand nehmen und die Strukturbeschreibungen an der einen oder anderen Stelle verbessern. In der ersten Analysephase hatte man ja nur ein einziges Kriterium für die Formulierung der Aufgaben, Themen und Interaktionsbeziehungen: Sie sollten das gemeinsame Dritte von sozialen Ereignissen sein. In der zweiten Analysephase kam das Kriterium der Rekurrenz hinzu. In dieser Phase kommt als drittes Kriterium hinzu, daß sich soziale Ereignisse dreifach charakterisieren lassen müssen. Dies hat unmittelbar auch Konsequenzen für das Detaillierungsniveau bei den Aufgaben-, Themen- und Beziehungsbeschreibungen. So gesehen bringt die Koordinierung immer auch eine Korrektur der Strukturbeschreibungen mit sich.

Schließlich können auch die Typisierungen der Selektionszentren, die bislang unabhängig voneinander in den drei Strukturbeschreibungen erfolgten, zu einer umfassenden (dreidimensionalen) Charakterisierung zusammengesetzt werden.

Die Modellierung der dynamischen Dimension ist abgeschlossen, wenn der soziale Prozeß in Sequenzen gegliedert ist und die Sequenzen kooperativ, kommunikativ und interaktiv charakterisiert sind. Dies geschieht am besten in Form einer Tabelle, die in mehreren (koordinierten) Spalten Angaben zu den sequenztypischen Aufgaben, Themen, Interaktionsbeziehungen sowie zu den Typisierungen der Rollen (aus den drei Perspektiven) und zu den Beiträgen enthält. Diese Tabelle bezeichne ich manchmal auch kurz als Ablaufschema. Das *Ablaufschema* ist eine Zusammenfassung der Erkenntnisse über die dynamische Dimension sozialer Systeme. /159/

### 3.5.3 Rekonstruktion der Strukturen der selbstreferentiellen Dimension

Die selbstreferentielle Dimension sozialer Systeme besitzt vier Strukturen, die von unterschiedlichen Standpunkten und aus unterschiedlichen Perspektiven zu beschreiben sind. Ich habe sie Selbstrepräsentation, Selbstregulation, Selbstidentifizierung und -korrektur und Selbstreflexion genannt (vgl. 2.4.3).

Die Rekonstruktion der einzelnen Strukturen erfordert wiederum sowohl die Beschreibung der einzelnen Exemplare als auch den Vergleich der Beschreibungen der Exemplare ( $E_1$  -  $E_n$ ). Um die Darstellung übersichtlicher zu gestalten, werde ich diese beiden Arbeitsschritte nicht getrennt beschreiben. Die Ergebnisse der Strukturbeschreibungen werden anschließend in einer weiteren Untersuchungsphase koordiniert.

Die generelle Leistung oder das konstitutive permanente Problem der selbstreferentiellen Dimension ist die integrierte Repräsentation der Strukturen der anderen Dimensionen. Daraus ergibt sich, daß die Rekonstruktion der Strukturen der selbstreferentiellen Dimension im Grunde die Kenntnis der Strukturen der anderen Dimensionen voraussetzt. Andererseits lassen sich aus den Strukturen der selbstreferentiellen Dimension auch Rückschlüsse auf die Strukturen der anderen Dimension ziehen. Diese zirkuläre Abhängigkeit der einzelnen Dimensionen des sozialen Systems voneinander ist unauflösbar. Aber selbstverständlich kann man verschiedene Einstiege in den Zirkel wählen: Beispielsweise könnte man auch mit der Rekonstruktion der Differenzierungsdimension fortfahren. Bei organisierten Sozialsystemen scheint es mir aber praktischer, die selbstreflexiven Strukturthematizierungen möglichst frühzeitig für die Modellierung zu nutzen.

Ohnehin muß die selbstreferentielle Dimension noch einmal in der Phase 3.5.6 betrachtet werden, in der es um die Integration der Strukturrekonstruktionen der verschiedenen Dimensionen geht. Hier können dann auch diejenigen Beschreibungsmerkmale nachgetragen werden, die in dieser Phase nur hypothetisch gesetzt werden können.

Gegenstand der Analysen sind in dieser Phase alle Arten des erhobenen Datenmaterials: Transkriptionen, Informationen über die Umwelt der Institutionen, Kommentare und reflexive Beschreibungen der Rollen. Voraussetzung für die Analysen in dieser Phase sind Strukturrekonstruktionen der anderen Dimensionen. Da zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur die dynamische Dimension rekonstruiert ist, müssen zu den anderen Dimensionen - aufgrund der Kenntnis des Datenmaterials - Hypothesen gebildet werden. Die Stichhaltigkeit dieser Hypothesen wird sich letztlich erst im Fortgang der Untersuchung, bei der Rekonstruktion der Strukturen der betreffenden Dimensionen erweisen. /160/

3.5.3.1 Die Untersuchung kann mit der Beschreibung der *selbstrepräsentativen Struktur* beginnen. Die Selektionszentren haben als Rollen bestimmte Erwartungen über die Systemstrukturen. Ich habe im Abschnitt 2.4.3.1 vier Typen solcher ‚Normalformerwartungen‘ unterschieden:

- Situationsdefinitionen,
- Erwartungen über den Ablauf der institutionellen Vorgänge,
- Erwartungen über die Ziele und Funktionen der Institutionen sowie
- Vorstellungen über den Umgang mit Krisen.

In dieser Analysephase beschäftige ich mich mit der Frage, welche Normalformerwartungen bei welchen Rollen repräsentiert sind.<sup>192</sup> Ausgangspunkt sind zunächst die Ergebnisse der Strukturbeschreibungen der dynamischen Dimension. Ich postuliere hypothetisch, daß die Merkmale dieser Dimension bei den Rollen als handlungsleitende und orientierungsrelevante Erwartungen repräsentiert sind. Wenn dies der Fall ist, müssen sich entsprechende Ablaufferwartungen in dem Datenmaterial in irgendeiner Form ausdrücken. Man bildet also Hypothesen darüber, wie sich Rollen in bestimmten Situationen verhalten werden, wenn sie bestimmte (Ablauf-)Erwartungen besitzen. Die sozialen Ereignisse werden aus dieser Perspektive als Manifestation von Erwartungen von Rollen angesehen. Insbesondere dann, wenn der nachfolgende soziale Prozeß nicht entsprechend der postulierten Erwartung verläuft, müßten sich Reaktionen bei den Rollen zeigen. Beispielsweise können sich die Rollen trotz abweichenden Verhaltens anderer Selektionszentren weiterhin entsprechend der postulierten Normalformerwartung verhalten - oder sie können Abweichung thematisieren.

Praktisch ist natürlich zunächst schwierig, zwischen Erwartungen von Personalsystemen einerseits und Erwartungen von Rollen andererseits zu unterscheiden. Als Kriterium kann in dieser Phase nur die Rekurrenz dienen: Wenn bestimmte Erwartungen von bestimmten Rollen immer wieder angestellt werden, dann liegt die Vermutung nahe, daß es sich hier um rollenspezifische, soziale Erwartungen handelt. Rekurrenz ist für die Normalformerwartungen auch aus anderen theoretischen Gründen (kontrafaktische Stabilisierung<sup>6</sup>) gefordert: Sie werden immer wieder zur Handlungsorientierung herangezogen und nicht korrigiert, wenn sie in dem einen oder anderen Fall enttäuscht werden.

Es ist von vornherein anzunehmen, daß die Rollen unterschiedliche Strukturmerkmale repräsentieren. Die Vermutung liegt nahe, daß die Professionals die ausführlichsten Strukturrepräsentationen besitzen. Die Ermittlung von Differenzen zwischen den Strukturereignissen der Rollen ist ein wichtiges Analyseergebnis. Nach der Überprüfung der Ablaufferwartungen werden entsprechende Hypothesen über die Situationsdefinitionen, die Ziele und Funktionen und über den Umgang mit Abweichungen gebildet. Natürlich ist hier die Hypothesenbildung schwieriger, weil noch keine systematische Beschreibung der Strukturen der Komplexitäts- und Differenzierungsdimension vorliegt. Das ist mißlich, aber bei selbstreferentiellen Theoriemodellen nicht anders zu erwarten. Man bildet deshalb so gut als /161/ möglich ad hoc Hypothesen über die Strukturmerkmale dieser Dimensionen und überprüft sie in der gleichen Weise, wie dies eben für die Ablaufferwartungen geschildert wurde.

Die hier gewonnenen Beschreibungsergebnisse können dann als Einstieg für die Rekonstruktion der Strukturen der Komplexitäts- und Differenzierungsdimension genommen werden (vgl. 3.5.4 und 3.5.5). Die Analyse ist abgeschlossen, wenn man eine Liste von Normalformerwartungen hat, von der man annimmt, daß sie die Mindestvoraussetzungen dafür sind, daß die Rollen sich in den sozialen Systemen programmgemäß verhalten können.

Eine Überprüfung dieser Liste findet in dem Abschnitt 3.5.3.4 statt, in der nach expliziten Strukturthematizierungen gefragt wird. Von den in dieser Phase ermittelten Erwartungen wird nur angenommen, daß es sich um latente Erwartungen handelt. Können Rollen auf Befragen die Erwartungen nicht ausformulieren, so gilt dies nicht als Falsifikation. Falsifiziert sind die Annahmen vielmehr dann, wenn abweichendes Verhalten rekurrent sozial folgenlos bleibt.

3.5.3.2 In der zweiten Analysephase, der Beschreibung der selbstregulativen Struktur werden die sozialen Systeme unter einem kybernetischen Gesichtswinkel als selbstregulative, flexibel rückgekoppelte Systeme betrachtet. Jede Veränderung eines Strukturelements dieses Systems hat Auswirkungen auf andere Strukturelemente, und diese hat wiederum Folgen für Strukturen usw.

Als Datenbasis dienen im wesentlichen die Transkriptionen der Exemplare. Voraussetzung für den Beginn der Analyse sind Hypothesen über die prozeßregulierenden Programme. Diese Hypothesen können begründet zunächst nur aus den Beschreibungen der dynamischen Dimension gewonnen werden. Mindestvoraussetzungen sind darüber hinaus Hypothesen über die Funktionen und typischen Umwelten (Differenzierungsdimension) und über die Eingangsvoraussetzungen, das Setting des Systems (Komplexitätsdimension). Man vergleicht zunächst die vorhandenen Exemplare ( $E_1 - E_n$ ) und sucht nach einem Standardfall, in dem die postulierten Strukturen optimal vorkommen. Dann wendet man sich wieder anderen Exemplaren zu. In diesen Exemplaren gibt es notwendigerweise Strukturelemente, die von

---

<sup>192</sup> Vgl. hierzu auch Giesecke: Die Normalformanalyse; ders.: Phasen im Ablauf.

jenen idealtypischen des Standardfalls abweichen. Die Frage lautet dann, welche Folgen haben diese veränderten Faktoren für die einzelnen Dimensionen des Systems? Es kann beispielsweise sein, daß eine Änderung der Funktionen (Differenzierungsdimension) zu Veränderungen in der Ablaufstruktur führt, daß Veränderungen des Settings sowohl zu Umstrukturierungen des Ablaufs als auch zu anderen funktionalen Beziehungen führen.

Im Ergebnis dieser Analysen bekommt der Forscher mindestens ein Gefühl für das Zusammenwirken der einzelnen Faktoren beim Systemaufbau und bei der Regulation der Prozesse. Er lernt es, Exemplare mit dem Standardfall zu vergleichen und aus der Differenz Hypothesen über die eigentümliche Struktur des Exemplars zu ziehen. Häufig braucht /162/ er nur noch bestimmte Dimensionen des Exemplars zu betrachten, um Prognosen für die anderen Dimensionen erstellen zu können.

Einzelne dieser Zusammenhänge werden sich in Form von Maximen oder Algorithmen darstellen lassen: „Wenn“ im Setting eines bestimmten Exemplares - abweichend vom Standardfall - eine Differenzierung zwischen den Rollen a und b nicht vorgenommen wird, „dann“ werden im Ablauf folgende zusätzliche Sequenzen eingeschaltet/folgende Sequenzen ausgespart/umstrukturiert o.a.

In diesem frühen Stadium der Analyse ist es aber noch nicht sinnvoll, detaillierte Beschreibungen über die wechselseitigen Interdependenzen von Strukturmerkmalen anzufertigen.

3.5.3.3 Die Beschreibung der Strukturen der *Selbstidentifizierung und -korrektur* bildet die dritte größere Untersuchungsaufgabe. In dieser Phase wird das Sozialsystem von einem informationstheoretischen Standpunkt als informationsverarbeitendes, bestandsgefährdetes System betrachtet. Die einzelnen Selektionen erscheinen als Information. Diese Informationen werden entweder als ‚redundant‘ oder als ‚informativ‘ behandelt. Redundante Informationen werden dem System zugeschrieben. Sie gefährden den Bestand des Systems nicht und sind für die weitere Analyse nicht mehr wichtig. Informative Informationen sind solche, die von dem System als Differenz behandelt werden. Differenzierungskriterium ist die selbstreferentielle Struktur des Sozialsystems. Informative Informationen werden entweder anderen Systemen zugeschrieben, oder das System muß sich selbst differenzieren und ein Teilsystem ausbilden, dessen Funktion die Verarbeitung dieser auffälligen Information ist. Ziel der Analyse in dieser Phase ist es, informative Informationen in dem Datenmaterial zu finden, diese unter dem Gesichtspunkt der Rekurrenz zu typisieren und die Art und Weise zu beschreiben, in dem die Sozialsysteme mit diesen typisierten (rekurrenten) informativen Informationen fertigwerden.

*Umgangssprachlich werden die informativen Informationen häufig als ‚Krisen‘ bezeichnet. Ein Ziel dieser Untersuchung wäre dann umgangssprachlich gesprochen die Beschreibung des Umgangs mit Krisen. Luhmann reserviert den Terminus ‚Information‘ generell für diesen letzteren Typ: „Wir setzen an dieser Stelle einen Informationsbegriff voraus, nach dem etwas nur als Information erscheinen kann, wenn es als Differenz selektiert wird. Dies wiederum bedeutet, daß ein Vergleichsschema vorausgesetzt ist, das als Bedingung der Möglichkeit von Information fungiert, aber nicht mitübermittelt wird, also auch nicht (oder nur schwer) vom Empfänger kontrolliert und kommunikativ beantwortet werden kann.“ (Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation, S. 34, Anm. 20; vgl. a. ders.: Ideengeschichte, S. 53) Das von Luhmann angesprochene Vergleichsschema ist in meinem Modell die Struktur der selbstreferentiellen Dimension. Das Problem wird im Abschnitt 3.6 wieder aufgenommen. /163/*

Auch diese Untersuchungsphase trägt dazu bei, die Hypothesen über die Strukturen der verschiedenen Dimensionen des Artmodells zu überprüfen: Alle Ereignisse, die sich nicht entsprechend der Strukturhypothesen einordnen, kodieren lassen, müssen - entsprechend der Theorie - von dem System als informative Informationen behandelt werden. Die Systemgrenze wird als ein Unterschied in der Zurechnungsweise von Informationen konzeptualisiert.

Eine Systemgrenze zeigt sich bspw., wenn ein beliebiges Ereignis in dem Datenmaterial folgendermaßen kommentiert wird: „Dies ist dein persönliches Problem. Damit wollen wir uns hier nicht beschäftigen!“ In diesem Fall wird das Ereignis nicht dem Sozialsystem, sondern einem Personalsystem zugeschrieben.

Gibt sich der Angesprochene mit dieser Zurechnung nicht zufrieden und insistiert auf seinem abweichenden Interesse, so gibt es für die Institution bzw. für die institutionellen Rollen in der Regel Verfahren, die die Wiederherstellung der institutionellen Struktur zum Ziel haben.

3.5.3.4 Organisierte Sozialsysteme sind intern und extern strukturverstärkt. Sie müssen immer wieder einzelne Elemente ihrer Strukturen reflektieren und thematisieren, um ihre Funktion zu erfüllen, ihren Bestand zu erhalten, ihre Prozesse zu regulieren und ihre Identität zu sichern (vgl. 2.4.3.4 und 2.5).

In der vierten Analysephase geht es darum, zu ermitteln, welche Strukturelemente verstärkt, organisiert sind. Die Grundannahme, die sich schon in dem Begriff der ‚Strukturverstärkung‘ ausdrückt, ist, daß die (durch Manifestation) verstärkten Strukturen eine Selektion aus den latenten Systemstrukturen sind.

Praktisch werden sich schon während der Untersuchung der Normalformerwartungen weitergehende Hypothesen darüber eingestellt haben, welche Strukturelemente in dem betreffenden System verstärkt werden.

Als Datenmaterial werden in dieser Phase neben den Transkriptionen und Kommentaren verstärkt auch Informationen aus der Umwelt der Institutionen, Interviews mit Beschreibungen der Professionals und Handbücher mit Beschreibungen der institutionellen Struktur herangezogen. Diese Erweiterung hängt mit der Tatsache zusammen, daß organisierte Sozialsysteme eben ‚extern‘ verstärkt und gestützt werden.

In einem ersten Durchgang werden die Transkriptionen der Exemplare und die eventuell nachträglich dazu erhobenen Kommentare der Rollen auf Thematisierungen hin durchgesehen. Die sozialen Ereignisse werden als kommunikative Beiträge betrachtet. Gesucht wird nach solchen Ereignissen, die einen Beitrag zur Verständigung über (Elemente von) Systemstrukturen leisten.

Die bei den verschiedenen Exemplaren gefundenen Thematisierungen werden unter Rekurrenzgesichtspunkten verglichen. In einem dritten Schritt werden die rekurrenten Thematisierungen mit den vorliegenden Annahmen über die latenten Systemstrukturen /164/ verglichen: Als Elemente der selbstreflexiven Struktur der selbstreferentiellen Dimension von Artmodellen kommen nur solche ‚Thematisierungen‘ in Frage, die die (in den vorigen Analysephasen beschriebenen) Programmstrukturen verstärken, latente Elemente manifestieren. Prinzipiell muß jedes Element der selbstreflexiven Struktur zugleich eine Thematisierung einer Normalformerwartung, ein Beitrag zur Selbstregulation der Prozesse und zur Klärung von Zuschreibungsproblemen (Korrektur von informativen Abweichungen) sein (vgl. 2.4.3.4).

Stellt sich als Ergebnis heraus, daß es rekurrente selbstreflexive Thematisierungen gibt, die sich nicht auf die rekonstruierten Systemstrukturen (Programme) beziehen lassen, so gibt diese Information Anlaß zu einer Überprüfung der entsprechenden Strukturrekonstruktionen.

Heuristisch mag es auch fruchtbar sein, von den Normalformerwartungen auszugehen und danach zu suchen, welche Erwartungen in dem Datenmaterial explizit thematisiert werden (siehe auch 3.5.3.1). Ziel dieses Vorgehens ist es, explizite Mitgliedschaftsregeln, Funktionsangaben und Regelungen des Verhältnisses zu anderen Institutionen sowie Vorschriften über den Ablauf und kodifizierte Regeln für den Umgang mit Krisen zusammenzustellen. Bei diesem Vorgehen geht man prinzipiell davon aus, daß die sozialen Strukturen (Normalformerwartung) bei den Rollen latent repräsentiert sind. Stellt sich heraus, daß diese Erwartungen (rekurrent) manifestiert werden können und diese Manifestation als Steuerungsinstrument für den sozialen Ablauf eingesetzt wird, so ist dies eine Information, die bei der Beschreibung der selbstreflexiven Struktur berücksichtigt wird.

Nach der Analyse der internen Strukturverstärkung kann an anderen Datenmaterialien (Beschreibungen, Bücher usw.) nach externen Strukturverstärkungen gesucht werden. Im Prinzip geht man hierbei ähnlich wie in den eben beschriebenen Analyseabschnitten vor.

Man sucht beispielsweise in den Interviews, die mit den verschiedenen Professionals der dokumentierten Institutionen geführt wurden, nach reflexiven Selbsttypisierungen. Eine solche liegt z.B. vor, wenn ein Arzt sagt: „In unserem Krankenhaus haben alle Ärzte während der Visite weiße Kittel an. Dies ist Vorschrift!“ oder wenn ein Therapeut bemerkt: „Eine Einzeltherapie dauert fünfzig Minuten, mehr bezahlt die Krankenkasse nicht. Daran halten wir uns.“

Die (rekurrenten) Thematisierungen werden mit den bislang erarbeiteten Strukturbeschreibungen verglichen. Diese werden ggf. um die neu gefundenen Typisierungen an den entsprechenden Stellen ergänzt. Dabei wird vermerkt, daß es sich um selbstreflexive Merkmale handelt.

Eine besondere Bedeutung kommt in dieser Phase der Analyse der Strukturen der Komplexitätsdimension bzw. ihrer Repräsentation in der selbstreferentiellen Dimension zu. Bekanntlich sind für Institutionen bestimmte Eingangsvoraussetzungen festgelegt. Es gibt räumliche und zeitliche Voraussetzungen, Mitgliedschaftsregeln usw. Sind diese strukturellen Voraussetzungen nicht gegeben,

kann die Institution nicht (mit der üblichen Problematik) arbeiten. Bei der Sichtung des Datenmaterials ist es empfehlenswert, auf die Formulierungen solcher Voraussetzungen zu achten. Sie geben einen guten Einstieg in die Beschreibung der latenten Strukturmerkmale der Komplexitätsdimension.

Ich möchte abschließend noch einmal darauf hinweisen, daß bei der Rekonstruktion von Normalformmodellen die selbstreflexiven Äußerungen (Kommentare, Selbstinterpretationen, Beschreibungen usw.) als Daten über die Strukturen sozialer Systeme betrachtet werden. Insoweit sind nur diejenigen Daten interessant, die sich als Manifestationen (Thematisierungen) latenter sozialer Strukturen interpretieren lassen.

Nun können die selbstreflexiven Äußerungen in einem anderen Forschungszusammenhang selbstverständlich auch als Daten über die Strukturen von Personalsystemen betrachtet werden. In diesem Zusammenhang haben sie einen ganz anderen Stellenwert. Sie geben Auskunft über ‚bewußte‘ (im Gegensatz zu ‚vorbewußten‘ oder ‚unbewußten‘) psychischen Strukturen. Nach der Theorie der Personalsysteme sind sprachlich begriffliche Ausbuchstabierungen Selektionen aus bewussten psychischen Modellen, die selbst wiederum Selektionen aus anderen psychischen Strukturen sind. Vor dem Hintergrund dieses theoretischen Konzepts wird es unwahrscheinlich, daß sich größere Teile der psychischen Struktur problemlos verbalisieren lassen. Diese Vermutung wird durch die alltägliche Erfahrung erhärtet: Nicht jeder, der praktische instrumentelle oder soziale Handlungen wie z.B. ‚Schuhe zubinden‘ oder ‚Diskussionen leiten‘ erfolgreich ausführen kann, ist auch in der Lage, die zugrundeliegenden psychischen Modelle zu verbalisieren. Wenn sich die psychischen Modelle tatsächlich auf das beschränken, was etwa als Prinzipien der Leitung von Gruppendiskussionen ausbuchstabiert werden kann, wäre das Funktionieren von solchen sozialen Prozessen kaum verständlich. Andererseits ist es den Beteiligten möglich, sich an Diskussionen zu beteiligen, diese zu identifizieren und zu kommentieren.

Im Rahmen der Normalformanalyse wird das Verhältnis zwischen personaler Bewußtheit und sozialer Manifestation (von Normalformerwartungen) zu einem interessanten Untersuchungsgegenstand: Es kann sein, daß sozial thematisierte Strukturen beim einzelnen nicht bewusst sind (‚ich weiß von der Tagesordnung nichts‘) oder daß sozial latente Strukturelemente individuell bewußt sind. Systematisch sind diese Informationen im Rahmen einer Theorie der Interferenz zwischen Sozial- und Personalsystemen zu verarbeiten.

Ähnlich argumentieren in diesem Punkt auch Oevermann u.a.: Das Verhältnis zwischen ‚latenten Sinnstrukturen‘ (Normalformerwartungen) und den ‚von den Subjekten realisierten Bedeutungen‘ ist für sie „ein wichtiges Datum zur Diagnose des Einzelfalles. Entgegen den üblichen Vorurteilen ist die Gültigkeit beanspruchende Rekonstruktion der Bedeutungsmöglichkeiten einer Interaktion, ihrer latenten Sinnstruktur also, sehr viel unproblematischer als die gültige Einschätzung der innerpsychischen Realität der Subjekte. Äußerungen und Berichte des Subjekts über sein Handeln, aus Beobachtungen und projektiven Tests erschließbare personale Eigenschaften werden zu aussagekräftigen (sozialwissenschaftlichen) Daten erst auf der Folie der extensiv ausgelegten latenten Sinnstruktur der Interaktionen und Handlungssituationen.“<sup>193</sup> /166/

3.5.3.5 In der Abschlußphase sollen die verschiedenen Strukturen der selbstreferentiellen Dimension miteinander koordiniert werden.

Die Elemente der selbstreferentiellen Dimension der Normalformmodelle sind Abstraktionen aus den Strukturbeschreibungen. Für diese Elemente gelten folgende Bedingungen:

- Es müssen Selektionen aus den Strukturen der anderen Dimensionen sein;
- es müssen rekurrente Selektionen sein;
- die rekurrenten Selektionen müssen in allen drei Strukturen (Programmen) der selbstreferentiellen Dimension eine Funktion besitzen.

Für die Elemente der selbstreflexiven Struktur gilt die zusätzliche Bedingung, daß sie Thematisierungen der (latenten) selbstreferentiellen Strukturen sind.

Eine Überprüfung der Hypothesen über die selbstreferentielle Struktur kann wieder durch ‚Weglassen‘ erfolgen: Zunächst wird ein Standardfall gesucht, in dem die aufgelisteten Elemente der selbstreferentiellen Struktur optimal repräsentiert sind. (Vgl. 3.5.6.2) Man sucht dann im Datenmaterial nach Exemplaren, in denen bestimmte Strukturelemente fehlen. Wenn die Strukturhypothesen stimmen,

---

<sup>193</sup> Oevermann u.a.: Beobachtungen zur Struktur sozialisatorischer Interaktion. In: Auwärter u.a.: Seminar, S. 394.

müssen diese Differenzen bei dem Exemplar zu Grenzerhaltungsproblemen, Veränderungen des Ablaufschemas, Problemen beim Aufbau der Komplexitätsstruktur usw. führen.

#### *Exkurs: Das Adäquanzpostulat und die Theorie selbstreferentieller Systeme*

*In den Sozialwissenschaften wird es als ein Problem angesehen, die Modellstrukturen so zu konstruieren, daß sie nicht zu einer ‚fremden, eingebildeten Welt‘ werden, ‚die ganz unabhängig und ohne jede Verbindung zu der alltäglichen Lebenswelt‘ steht. (Schütz: Die soziale Welt, S. 21) Um mit diesem Problem fertig zu werden, haben A. Schütz und andere Sozialwissenschaftler das ‚Postulat der Adäquanz‘ für die Methodologie aufgestellt. „Jeder Ausdruck, der in einem wissenschaftlichen System benutzt wird, das sich auf menschliches Handeln bezieht, muß so konstruiert werden, daß eine innerhalb der Lebenswelt durch einen individuell Handelnden geleistete Handlung, und zwar so, wie es die typische Konstruktion [des Sozialwissenschaftlers] anzeigt, sowohl für den Handelnden selbst als auch für seine Mitmenschen vernünftig und verstehbar ist [...]. Die Tatsache, daß die Auslegung jeder menschlichen Handlung durch den Sozialwissenschaftler für ihn, für den Handelnden und für dessen Partner stets die gleiche sein kann, ermöglicht es dem Sozialwissenschaftler, sich überhaupt auf Ereignisse der Lebenswelt zu beziehen.“ (Schütz: Das Problem der Rationalität, S. 47; vgl. a. ders.: Die soziale Welt, S. 21)*

*Gefordert wird also, wenn man systemtheoretisch formuliert, daß die sozialwissenschaftlichen Modelle Selektionen aus den alltäglichen Modellen sein sollen. Dieser Forderung wird durch die Einführung der Strukturen der Selbstrepräsentation, der Selbstidentifizierung und der Selbstreflexion Rechnung getragen. Bei ihrer Untersuchung werden Stand- /167/ punkte und Perspektiven der beteiligten Rollen, wie sie sich z.B. in Kommentaren und Selbsttypisierungen zeigen, als Äußerungen verarbeitet und für den Modellaufbau genutzt. Auf diese Weise gehen auch Hypothesen über soziale Erwartungen und Reflexionen in das Normalformmodell ein. Allerdings haben diese Hypothesen über die Elemente der selbstreferentiellen Dimension keinen besonderen, herausgehobenen Status: Sie sind hypothetische Aussagen wie alle anderen Feststellungen des Modells auch. Sie besitzen keine prinzipiell größere Wahrscheinlichkeit als die Hypothesen über die anderen Dimensionen. Den Vorteil der selbstreferentiellen Theoriekonstruktion sehe ich darin, daß das Adäquanzproblem konsequent so bearbeitet werden kann, daß die prinzipielle Trennung zwischen Daten oder den überkomplexen alltäglichen Konstruktionen der Wirklichkeit einerseits und den wissenschaftlichen Modellen andererseits aufrechterhalten bleibt. Die selbstreferentiellen Aussagen liegen nicht irgendwie ‚näher‘ an der ‚Wahrheit‘ des Alltags, sondern es sind sozialwissenschaftliche Aussagen wie alle anderen auch, und nur unter dieser Bedingung stellt sich das Problem der Adäquanz überhaupt als ein methodologisches Problem.*

*Die Bedingung der Möglichkeit, das ‚Adäquatheitspostulat‘ aufzustellen, ist mit anderen Worten die Annahme eines Unterschieds zwischen der Wirklichkeit und den theoretischen Welten. Nimmt man übrigens Selbstreferenz als eine allgemeine Eigenschaft aller Systeme an, so läßt sich das Adäquatheitsproblem nicht mehr zur Unterscheidung zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Methoden heranziehen.*

#### 3.5.4 Rekonstruktion der Strukturen der Differenzierungsdimension

In dieser Untersuchungsphase werden die Institutionen als intern differenzierte soziale Systeme betrachtet, die sich in einer überkomplexen Umwelt erhalten, von anderen Systemen abgrenzen und funktionale Beziehungen zu bestimmten Umweltsystemen aufrechterhalten.<sup>194</sup> Voraussetzung für die Untersuchungsphase sind wiederum Hypothesen über die Struktur der verschiedenen Dimensionen des Systems.

3.5.4.1 Die Aufmerksamkeit richtet sich im ersten Arbeitsschritt auf die Umwelt des Bezugssystems. Es werden Listen von denjenigen Systemen aufgestellt, die die Umwelt der zu untersuchenden Institution bilden. Dabei kann auf die Ergebnisse der Kommunikationsanalyse zurückgegriffen werden. Als Daten kommen neben den Transkriptionen auch Dokumente von Nachbarinstitutionen in Frage.

3.5.4.2 In der zweiten Phase werden die Beziehungen zu Anschlußsystemen beschrieben, die für die Bestandserhaltung dieser *Anschlußsysteme* von konstitutiver Bedeutung sind. /168/ Im Ergebnis entsteht eine Liste über funktionale Anschlußsysteme mit einer Charakterisierung der jeweiligen funktionalen Beziehungen.

---

<sup>194</sup> In dieser Phase entspricht das Relevanzsystem des Forschers wohl am ehesten den Parametern der Luhmann'schen Systemtheorie, die von der System-Umwelt-Differenz her entwickelt ist.

Die theoretische Annahme ist, daß organisierte Sozialsysteme immer Funktionen für andere, vor allem übergeordnete Sozialsysteme erfüllen. Nun stehen Sozialsysteme immer in sehr vielen funktionalen Beziehungen, und es ist praktisch ein Problem für den Forscher, bestimmte Funktionalbeziehungen auszuwählen. Natürlich besteht zunächst die empirische Aufgabe darin, festzustellen, welche Umweltsysteme i.w.S. funktionalen Kontakt zu dem untersuchten System unterhalten. Diese Aufgabe wird erleichtert, weil funktionale Abhängigkeiten irgendwann thematisiert werden. Im zweiten Schritt ist der Forscher aber aus ökonomischen Gründen gezwungen, eine Auswahl aus den ermittelten Umweltsystemen zu treffen. Diese Auswahl läßt sich nicht mehr empirisch begründen. Sie ist letztlich abhängig von den weitergehenden Untersuchungsinteressen der Normalformrekonstruktion (m.a.W. den Funktionen des Forschungssystems). Wenn es darum geht, der kommunikativen Modellwelt ein neues Element hinzuzufügen, so wird man bei der Auswahl und Definition der funktionalen Anschlußsysteme von den Hypothesen oder Aussagen über ähnliche, benachbarte oder kontrastive Elemente der kommunikativen Modellwelt (Normalformmodelle) ausgehen. Wenn das vorrangige Untersuchungsinteresse der Normalformrekonstruktion ein berufspraktisches oder institutionsanalytisches ist, wird man die Funktion des Sozialsystems für die betreffende Berufsgruppe - z.B. die Funktion der ‚Visite‘ für die ‚Ärztenschaft‘ - besonders berücksichtigen.

3.5.4.3 In der dritten Phase fragt man nach denjenigen Umweltsystemen (bzw. deren Elementen), von denen sich das Bezugssystem immer wieder abgrenzen muß, um seine Identität zu sichern. Zugleich werden die für die jeweiligen Beziehungen typischen *Grenzerhaltungsprobleme* beschrieben. Wenn man weiß, welche Systeme typischerweise in die untersuchte Institution interferieren, fällt es leichter, die Grenzen und Strukturen des organisierten Sozialsystems zu finden.

Bei der Untersuchung von Institutionen ist es praktisch immer ein Problem festzulegen, welche Ereignisse dieser Institution und welche anderen sozialen Zusammenhängen zuzurechnen sind. Beispielsweise können in Aufzeichnungen von ‚Schulstunden‘ der Primarstufe gelegentlich Streitereien zwischen einzelnen Schülern beobachtet werden. Die Strukturen dieses Streits sind nicht die Strukturen der Schulstunde als eines organisierten Sozialsystems. Vielmehr bilden sich hier im Rahmen der Institution andere (einfache) Sozialsysteme heraus, die eine eigene Struktur besitzen und die deshalb auch von den Strukturen der Schulstunde abgegrenzt, differenziert werden müssen. Prinzipiell treten in allen organisierten Sozialsystemen, in denen es direkte Sozialbeziehungen gibt, auch einfache Sozialsysteme auf. /169/

3.5.4.4 In einem nächsten Analyseabschnitt kann man sich der *internen Differenzierung* des Sozialsystems zuwenden. Die Grundannahme ist hier, daß organisierte Sozialsysteme intern in Subsysteme differenziert sind, die zueinander in bestimmten Abhängigkeiten stehen.

Hat man größere soziale Institutionen als Bezugssystem ausgewählt, sind oft zahlreiche Subsysteme und deren Beziehungen zu beschreiben: Eine Therapiegruppe als ein organisiertes Sozialsystem betrachtet, zerfällt in Vorgespräche und viele einzelne Gruppensitzungen. Jede Sitzung baut dabei auf die vorhergehenden auf. Es gibt also Funktions- und Leistungsbeziehungen zwischen den Teilsystemen, die bei Bedarf im einzelnen beschrieben werden können.

Bei der Analyse der internen Systemdifferenzierung kann man die Ergebnisse der Beschreibung der dynamischen Dimension nutzen. Die dort - aus einer anderen Perspektive - ermittelte Phasenstruktur läßt sich von dem hier einzunehmenden Standpunkt als Systemdifferenzierung interpretieren.

Die meisten organisierten Sozialsysteme lassen sich darüber hinaus als Elemente von Supersystemen auffassen - und tun dies auch selbst. Visiten sind Teil des Alltags einer Krankenstation, und diese ist selbst wieder Teil eines bestimmten Krankenhauses, das auch wieder ein Subsystem eines Trägervereins bildet. Für diese übergeordneten Instanzen muß jedes System Leistungen erbringen, um das Gesamt- oder Supersystem intakt zu halten.

3.5.4.5 Als Ergebnis der drei Beschreibungsphasen erhält man Listen von Umweltsystemen, funktionalen und interferierenden Relationen sowie Beschreibungen über die interne Differenzierung des

Bezugssystem und seine Einbettung in Supersysteme. Die an den verschiedenen Exemplaren gewonnenen Analyseergebnisse werden untereinander mit dem Ziel verglichen, typische Umweltsysteme, Beziehungen und interne Differenzierungen zu ermitteln. Nur diejenigen Umweltsysteme etwa, die immer wieder bei vielen Exemplaren als Störgröße in Erscheinung treten, gehen als relevantes Umweltsystem in das Normalformmodell ein.

Die Ergebnisse der Beschreibung der Umweltbeziehungen können dann abschließend mit den Ergebnissen der Beschreibung der Systemdifferenzierung koordiniert werden. Dazu sucht man zunächst wieder nach einem Standardfall mit typischen Umwelten und einer typischen Systemdifferenzierung.

Diese Suche ist für den Forscher schon an sich informativ, weil er hier Aufschlüsse über die Beziehung zwischen den Systemstrukturen und den Umweltstrukturen erhält. Dies kann praktisch zu einer Überprüfung der Ergebnisse der Programmanalysen führen (vgl. 3.5.3.2 und 3.5.3.3).

Man vergleicht den Standardfall dann mit Exemplaren, die andere Umwelten haben, und notiert diese Differenzen. Die Struktur der Vergleichsexemplare wird mit den bislang /170/ erarbeiteten Strukturrekonstruktionen und den Annahmen über die Systemdifferenzierung verglichen. Stimmen die - aus den Beschreibungen gewonnenen und im Standardfall manifestierten - Annahmen über die Differenzierungsdimension, so kann man erwarten, daß abweichende Umwelten auch zu abweichenden Systemstrukturen führen. Zeigt sich im Datenmaterial, daß dies (rekurrent) nicht der Fall ist, so sind die notierten Umweltmerkmale nicht signifikant. Man führt diese Vergleiche solange durch, bis eine Liste von Umweltmerkmalen vorliegt, die für die Erhaltung der (rekonstruierten) Systemstrukturen konstitutiv sind. Ihre Veränderung muß mit anderen Worten rekurrent zu Veränderungen der Systemstrukturen führen.

Angaben über die typischen Umwelten von Sozialsystemen sind eine Mindestvoraussetzung für den Abschluß der Rekonstruktion der Differenzierungsdimension. Umweltsysteme sind Merkmale der Differenzierungsdimension. Normalformmodelle lassen sich nur in bezug auf Umwelten formulieren. Deshalb reicht es, um Artmodelle zu entwickeln, nicht aus, nur die ‚interne‘ Komplexität und Dynamik zu beschreiben. In dieser Forderung zeigt sich u.a. die Verwandtschaft des hier entwickelten Systembegriffs mit ökologischen Konzeptionen.

### 3.5.5 Rekonstruktion der Strukturen der Komplexitätsdimension

Die Exemplare werden in dieser Untersuchungsphase als komplexe organisierte Sozialsysteme betrachtet (vgl. 2.4.1 und 2.5.1).<sup>195</sup> Als Datenmaterial dienen: Transkriptionen der ‚Vorgespräche‘ (3.5.1) und der Interviews mit den Professionals, Transkriptionen der Exemplare, vor allem derjenigen, in denen das Setting thematisiert wird, (narrative) Interviews mit den Klienten zu ihren ‚Eingangserwartungen‘ und andere Kommentare der Rollen.

Wenn man in späteren Untersuchungsschritten nach denjenigen Strukturen fragt, die organisiert sind, kann man noch zusätzliches Datenmaterial (z.B. Handbücher der betreffenden Profession und andere Fachliteratur) heranziehen. Ich gehe auf diese Untersuchungsperspektive nicht näher ein.

3.5.5.1 In einer ersten Untersuchungsphase werden folgende Fragen an das Datenmaterial gestellt: Welche *Rollen* sind unabdingbare Voraussetzungen für den Systemaufbau, und wie lassen sie sich charakterisieren? Welche *rollengebundenen Aktivitäten* gibt es, und wie lassen sie sich charakterisieren? Je nachdem, wie viele Informationen über die Strukturen des Systems man schon besitzt, lassen sich diese Fragen weiter präzisieren. /171/

3.5.5.2 Im zweiten Schritt wird nach den *Beziehungen* zwischen den verschiedenen Rollen gesucht. Für Institutionen sind immer komplementäre Rollenbeziehungen konstitutiv. Im Ergebnis liegt eine Beschreibung asymmetrischer und ggf. symmetrischer Sozialbeziehungen vor.

---

<sup>195</sup> Die Methodologie dieser Untersuchungsphase ist nicht gut ausgearbeitet, weil die Theorie über die Komplexitätsdimension noch sehr lückenhaft ist. Ich beschränke mich deshalb im wesentlichen auf die Beschreibung der Methoden, die ich selbst angewendet habe. Siehe hierzu auch die Arbeit von Giesecke/Rappe-Giesecke: Bausteine zu einer kommunikationswissenschaftlichen Analyse.

3.5.5.3 Man erhält nach der Analyse der Exemplare ( $E_1 - E_n$ ) und nach dem Vergleich der Ergebnisse bei den einzelnen Exemplaren unter Rekurrenzgesichtspunkten Listen mit Merkmalen. Die Schwierigkeit ist nun zu bestimmen, welche Merkmale für das System ‚konstitutiv‘, eine ‚unabdingbare Voraussetzung‘ sind. Als ‚konstitutiv‘ gelten einmal alle diejenigen Merkmale, die von den Rollen rekurrent als ‚strukturelle Voraussetzungen‘ thematisiert werden.

3.5.5.4 Einen zweiten möglichen Weg zur Lösung des Problems sehe ich in folgendem Vorgehen. Man betrachtet den sozialen Prozeß als einen Versuchsablauf, der durch die Versuchsanordnung (strukturelle Vorgaben in der Komplexitätsdimension) und durch Ziele (Funktionen) determiniert ist. Wenn man nun die rekonstruierten Strukturen der dynamischen Dimension und der Differenzierungsdimension ‚einsetzt‘, so müßten sich aus dieser Gleichung Rückschlüsse auf die konstitutiven Merkmale der Komplexitätsdimension ziehen lassen.

Dies ist gleichsam eine Umkehrung desjenigen Vorgehens, welches bei (natur-)wissenschaftlichen Experimenten üblich ist: Dort wird zunächst die Versuchsanordnung (Setting) festgelegt, und der Forscher hat bestimmte Vorstellungen über die Funktion des Experiments. Variabel ist der Testablauf. Bei der Normalformrekonstruktion wird zunächst der Ablauf beschrieben und dann nach der Versuchsanordnung gesucht, die den ‚Test‘ so und nicht anders ablaufen läßt.

Bei der Durchführung dieses Experiments wird wiederum von einem Standardfall ausgegangen, in dem die Strukturen der dynamischen Dimension und der Differenzierungsdimension optimal repräsentiert sind. Dieser Standardfall wird unter der Fragestellung untersucht, unter welchen Eingangsvoraussetzungen sich das ideale Ablaufschema herausbilden konnte. Diese Eingangsvoraussetzungen werden als Merkmale der Komplexitätsdimension notiert.

*Die kommunikationswissenschaftliche Antwort auf diese Frage ist nicht identisch mit den Beschreibungen der Professionals der untersuchten Institution. Das liegt daran, daß in die Ablaufbeschreibungen und in die Aufgabenformulierungen nur wenige (kommunikationswissenschaftliche) Kategorien eingehen. Nur für die Erfüllung der zuvor in der dynamischen Dimension beschriebenen Aufgaben müssen Voraussetzungen gesucht werden. Natürlich gibt es aus der Sicht anderer Disziplinen und aus der Sicht der Professionals sehr viel mehr Erfolgskriterien. Diese können nur als Daten berücksichtigt werden. /172/*

Im nächsten Arbeitsschritt werden aus dem Datenmaterial andere Exemplare ausgewählt. Diese Exemplare haben möglicherweise andere Umwelten als der Standardfall, und es gibt Abweichungen im Ablaufschema. Man vergleicht die strukturellen Voraussetzungen in der Komplexitätsdimension dieser Exemplare mit denjenigen des Standardfalls. Auf diese Weise gelangt man schrittweise dazu, verschiedene Ausgangsvoraussetzungen in ihren Folgen für den ‚Versuchsablauf‘ und die ‚Ziele‘ abzuschätzen und so auch diejenigen zu finden, die am ehesten zu einem idealtypischen Ablauf führen. Diese Voraussetzungen werden als konstitutive Merkmale der Komplexitätsdimension aufgelistet.

Man kann dann in einem weiteren kontrastiven Verfahren nach Fällen suchen, in denen diese Merkmale der Komplexitätsdimension nicht gegeben sind. Theoretisch müßten in diesen Exemplaren auch Elemente der Strukturen der anderen Dimensionen ‚defekt‘ sein. Die Voraussetzungen für typische Ablaufstörungen gehören beispielsweise nicht zu den konstitutiven Elementen der Komplexitätsdimension von Normalformmodellen.

3.5.5.5 Die Rekonstruktion kann als abgeschlossen gelten, wenn eine Charakterisierung des Settings, der Rollen und ihrer Beziehungen sowie der rollengebundenen Aktivitäten vorliegt, die am Datenmaterial in der bezeichneten Weise überprüft ist. Abweichungen von diesen Rekonstruktionen ermöglichen dann - im Rahmen der Normalformanalyse - Prognosen über abweichende Strukturmerkmale in den anderen Dimensionen.

### 3.5.6 Integration der Strukturrekonstruktionen der vier Dimensionen

Ziel dieser Phase der Normalformrekonstruktion ist die Integration der in 3.5.2 bis 3.5.5 erarbeiteten Strukturrekonstruktionen zu einem Normalformmodell. Die sozialen Institutionen werden in dieser Phase als vierdimensionale Systeme betrachtet. Die Integration erfolgt einerseits durch den Vergleich und die

Koordination der strukturellen Merkmale (3.5.6.1) und andererseits durch die Festlegung eines Standardfalls (3.5.6.2).

3.5.6.1 Auch in den vorangegangenen Untersuchungsphasen sind praktisch immer schon Vergleiche zwischen Beschreibungen der einzelnen Dimensionen angestellt worden. Z.B. wurden die Phasen des Ablaufschemas in der dynamischen Dimension mit den Systemdifferenzierungen verglichen, die bei der Differenzierungsanalyse gewonnen wurden. Die Strukturen der selbstreferentiellen Dimension wurden als (integrierte) Repräsentationen der Strukturen anderer Dimensionen betrachtet und mit diesen in Beziehung gesetzt. Beispielsweise wurde überprüft, ob Strukturen der dynamischen Dimension in der selbstreferentiellen Dimension als latente Erwartungen und als Programme zur Prozeßsteuerung bzw. zur Lösung von Zuschreibungsproblemen nachgewiesen werden konnten. Die Komplexitätsdimension wurde weiterhin als Voraussetzung für Strukturen der dynamischen Dimension /173/ interpretiert. Bei diesen Vergleichen mußten notwendig immer Annahmen über Strukturen von Dimensionen gemacht werden, die noch gar nicht von einem kommunikationswissenschaftlichen Standpunkt aus beschrieben waren. Erst im Fortgang der Analyse können diese hypothetischen Annahmen, die von einem alltäglichen Standpunkt aus gewonnen sind, durch kommunikationswissenschaftliche Untersuchungsergebnisse und Hypothesen ersetzt und reformuliert werden. Jede derartige Ersetzung verändert aber mehr oder weniger auch die vorangehenden kommunikationswissenschaftlichen Beschreibungen. Man muß deshalb immer wieder auch die schon abgeschlossenen Strukturbeschreibungen der einzelnen Dimensionen, die ja aufgrund sehr vager Vorannahmen zustande gekommen sind, korrigieren. Theoretisch ist auf diese Weise keine Normalformrekonstruktion zu Ende zu bringen. Das Vorgehen ist spiralförmig. Immer wenn man genauere Beschreibungen einer Dimension gewonnen hat, lassen sich Merkmale anderer Dimensionen neu problematisieren. Die Ergebnisse dieser Untersuchung würden wiederum neue Perspektiven für die zuvor beschriebenen Dimensionen eröffnen usw.<sup>196</sup>

Als Abbruchkriterium kann zunächst das Vorhandensein von kommunikationswissenschaftlichen Beschreibungen aller vier Dimensionen gelten. Dieses Kriterium ist in dieser Phase erfüllt. Man kann nun noch einmal alle vorliegenden Strukturbeschreibungen in der schon mehrfach praktizierten Weise zueinander in Beziehung setzen. Man erhält dann korrigierte Listen von Strukturmerkmalen der einzelnen Dimensionen, die zueinander in unterschiedlichen Beziehungen stehen. Es gibt mehrere Möglichkeiten, diese Beziehungen zu explizieren, je nachdem, welche Dimension man als Bezugsgröße des Vergleichs auswählt. Eine lineare Darstellung der Ergebnisse in einer einzigen Tabelle ist aufgrund des zirkulären, selbstreferentiellen und mehrdimensionalen Theorieaufbaus nicht möglich.

*Die ‚Serialisierungsschwierigkeiten‘ (vgl. Luhmann: Unverständliche Wissenschaft, S. 174) sind eine logische Folge des hier vorgeschlagenen Theorieaufbaus: Wenn Systeme als mehrdimensionale Gebilde aufgefaßt werden und die Möglichkeit der Einnahme eines Metastandpunktes, von dem aus alle Dimensionen auf einmal übersehen und beschrieben werden können, ausgeschlossen ist, dann können auch die Beschreibungen des Artmodells nur additiv nebeneinander gestellt werden. Jeder Versuch der Konstruktion von Metastandpunkten würde dem selbstreferentiellen systemtheoretischen Aufbau zuwiderlaufen.*

*Die Integration der Dimensionen von Normalformmodellen sozialer Systeme ist och ungleich schwieriger als die Bildung dreidimensionaler Körpermodelle, wie sie Dürer in seinen verschiedenen Werken dargestellt hat (Vgl. Abb. 6 und Abb. 7). Dort können Abstraktionen von Seitenansichten zu einem idealen, durchsichtigen Körper zusammengesetzt werden, der nur noch aus ‚Linien‘ besteht. Trotz dieser Abstraktion bleibt das Modell anschaulich, eben weil es im Gegensatz zu den Normalformmodellen aufgrund seiner Dreidimensionalität als Körper vorstellbar bleibt. /174/*

3.5.6.2 Will man das Normalformmodell einer bestimmten Art sozialer Systeme anschaulich vorstellen, so ist es empfehlenswert, nach einem *Standardfall* zu suchen. Voraussetzung hierfür sind die kommunikationswissenschaftlichen Rekonstruktionen der Strukturen der Dimensionen. Ausgerüstet mit diesen Merkmalslisten sucht man im Datenmaterial nach Exemplaren, die in allen Dimensionen möglichst viele dieser Merkmale des Normalformmodells - soweit es bis dahin entwickelt ist - idealtypisch aufweisen. Eventuell ist eine erneute Datenerhebung erforderlich, um Exemplare zu finden, die die geforderten Eigenschaften besitzen. Bei komplizierten sozialen Systemen ist es auch denkbar, daß solche Standardfälle aus mehreren empirischen Exemplaren zusammengesetzt werden. Der Standardfall wird in Form von Transkriptionen, Aufzeichnungen von Interviews mit den Professionals und Teilnehmern usw.

---

<sup>196</sup> Luhmann hat einige dieser Probleme, die bei komplexen selbstreferentiellen Theorieansätzen offenbar unvermeidlich sind, in einem Vortrag von mehreren Seiten her beleuchtet. Luhmann: Unverständliche Wissenschaft: Probleme einer theorieeigenen Sprache. In: ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.

dokumentiert. Zusätzlich wird der Standardfall kommentiert. Möglicherweise muß man auf Merkmale hinweisen, in denen der Standardfall von den idealtypischen Strukturen abweicht.

Die Festlegung des Standardfalls entspricht in gewisser Weise den zeichnerischen Deskriptionen von Pflanzen in der Botanik. Bei diesen Zeichnungen wird angestrebt, alle wesentlichen morphologischen Merkmale, wie sie in den Diagnosen aufgelistet werden, so gut als eben möglich an einem Exemplar zu veranschaulichen. Ein solches Exemplar wird es in der Natur nur selten geben, und deswegen ist die Zeichnung auch keine ‚naturgetreue‘ Abbildung eines beliebigen Exemplars dieser Pflanze. (Vgl. 2.9 und 3.1)

Als Ergebnis dieser Untersuchungsphase liegen (korrigierte) Listen der Merkmale der Strukturen der verschiedenen Dimensionen vor. Die während der Analyse an den verschiedenen Stellen geschaffenen Aussagen über die Beziehungen zwischen den Strukturmerkmalen der vier Dimensionen sind in Tabellen zusammengestellt. Schließlich liegt ein dokumentierter Standardfall vor, der kommentiert ist.

### 3.5.7 Medienanalyse und Reflexion des Modells

3.5.7.1 Der Standardfall kann unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten noch einmal analysiert, seine Strukturen reflektiert werden. Eine Untersuchungsrichtung ist die *Medienanalyse*. (Vgl. 2.4.5) Man unterschreitet dabei das Spezifitätsniveau der Systemanalyse, präzisiert die Strukturbeschreibungen, indem man medienbezogene Fragen stellt. Erst in dieser Untersuchungsphase spielt es beispielsweise eine Rolle, welche technischen Medien, wie Schrift, Telefon, elektronische Datenverarbeitung in den untersuchten Institutionen eingesetzt werden. /175/

3.5.7.2 Ein anderes, obligatorisches Untersuchungsinteresse in dieser Phase ist die Einordnung des rekonstruierten Normalformmodells in den Gesamtaufbau der kommunikativen Welt, die *Diagnose*. Schon in der Vorphase (3.5.1) mußten Hypothesen über die spezifische Art gebildet werden, in die das zu untersuchende Phänomen/Exemplar einzuordnen ist. Insbesondere wurden auch Annahmen darüber gemacht, unter welche Familie (Gattung) und Ordnung das Artmodell zu subsumieren ist. Die allgemeinste notwendige Hypothese ist hier gewesen, daß es sich bei dem zu untersuchenden Phänomen um ein Element der Ordnung der organisierten Sozialsysteme handelt. Diese Hypothesen sollen nun in dieser Untersuchungsphase noch einmal reflektiert und überprüft werden. Dabei muß man auf das vorhandene Wissen über die kommunikative Welt, schon rekonstruierte Normalformmodelle, Annahmen über die typischen Beziehungen zwischen diesen Modellen usw. zurückgreifen. Man vergleicht den in 3.5.6 festgelegten Standardfall mit Standardfällen anderer Arten von Sozialsystemen. Die Unterscheidungsmerkmale dienen der Rekonstruktion der hierarchischen Strukturen der kommunikativen Modellwelt. Diese Strukturen liegen noch einmal auf einem höheren Abstraktionsniveau als die Merkmale der Normalformmodelle. Die ‚Reflexion des Standardfalls‘ führt mit anderen Worten zu theoretischen Annahmen, die auf einem abstrakteren Spezifitätsniveau liegen als das Normalformmodell selbst.

Um sich die Absicht dieser Untersuchungsphase zu veranschaulichen, ist vielleicht wieder ein Blick in die Botanik hilfreich. Zu einer Charakterisierung der Art gehört nicht nur die (morphologische) Deskription, sondern auch die Diagnose, die Bestimmung der ‚differentia specifica‘ und damit die Einordnung des Artmodells in die botanische Modellwelt der Familien, Gattungen usw.

3.5.7.3 Ein drittes Untersuchungsinteresse dieser Phase sind die kommunikationswissenschaftlichen *Optimierungs- und Transformationsanalysen*. Gegenstand dieser Analysen sind die Normalformrekonstruktionen und der Standardfall. Bei der Rekonstruktion der Strukturen der Dimensionen sind in den vorangegangenen Phasen immer schon Fragen gestellt worden, in die normative Festlegungen eingegangen sind. Die Strukturen sind Abstraktionen aus Deskriptionen, denen spezifische kommunikationswissenschaftliche Idealvorstellungen zugrundeliegen.

Solche Idealvorstellungen haben beispielsweise bei der Beantwortung der folgenden Fragen eine besondere Rolle gespielt:

Unter welchen strukturellen Eingangsvoraussetzungen bildet sich ein krisenfreier Ablauf heraus?

Unter welchen strukturellen Bedingungen sind die Interferenzen minimal, die Grenzerhaltung und damit auch die Lösung von Zuschreibungsproblemen optimal?  
Welche selbstregulativen Mechanismen sind Voraussetzungen für eine möglichst optimale Bewältigung von Krisen? /176/

Ziel dieser Phase ist es, systematisch und im Zusammenhang darüber zu reflektieren, welche Kriterien aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht dafür angegeben werden, daß es sich bei irgendwelchen Strukturmerkmalen um ‚ideale‘ oder ‚optimale‘ Strukturen handelt. Methodisch ist es auch hier wieder sinnvoll, mit kontrastiven Vergleichen zu arbeiten. Dies geschieht in den Transformationsanalysen. Man verändert systematisch einzelne Merkmale des Standardfalls (bzw. des Normalformmodells) und fragt nach den Folgen, die diese Veränderung auf die Strukturen in den verschiedenen Dimensionen haben. Anschließend werden die Strukturen verglichen und beurteilt, und man reflektiert die Beurteilungskriterien.

In einem gewissen Sinn lassen sich die Optimierungsanalysen mit Dürers Suche nach ‚idealen‘ Proportionen und seiner Reflexion der Beurteilungskriterien vergleichen. Seine systematischen Verzerrungen von Ansichten menschlicher Köpfe, die den Gegenstand des dritten Buches seiner ‚Vier Bücher von menschlicher Proportion‘ ausmachen, entsprechen in etwa den Transformationsanalysen.

Natürlich sind auch Optimierungsanalysen möglich, die sich an anderen nicht kommunikationswissenschaftlichen Idealen ausrichten. Ist die Normalformrekonstruktion beispielsweise in andere Forschungssysteme eingebettet, so kann man nach der Feststellung des Standardfalls dazu übergehen, diesen auch aus der Sicht von anderen Forschungssystemen zu betrachten. Das können beispielsweise soziologische oder psychologische Forschungssysteme oder aber auch Forschungssysteme sein, die berufspraktische Ziele, z.B. die Verbesserung der professionellen Handlungskompetenz, verfolgen. In diesem Fall wird man zunächst vergleichen, in welchem Verhältnis die Standardfälle zu den Prototypen - also den Idealtypen aus der Sicht der Professionals - stehen. Es ist nicht anzunehmen, daß Professionals oder andere Disziplinen immer die gleichen Vorstellungen über idealtypische Abläufe besitzen wie die Kommunikationswissenschaftler.

Voraussetzung für diese Analysen im Rahmen der interdisziplinären Zusammenarbeit ist aber immer die Existenz eines Normalformmodells und die Festlegung eines Standardfalls.

### 3.5.8 Normalformtest

Als Normalformtest werden alle diejenigen Verfahren bezeichnet, die der Überprüfung der Aussagen des Normalformmodells dienen. Voraussetzung des Normalformtests (NFT) ist also, daß das Normalformmodell hinreichend rekonstruiert ist. Aus diesem Modell werden Hypothesen abgeleitet, die in speziellen Untersuchungsverfahren überprüft werden. In der Forschungspraxis werden Normalformrekonstruktion und Normalformtest häufig Hand in Hand gehen. Es ist aber in jedem Fall sinnvoll, noch einmal eine systematische /177/ Phase einzuschieben, in der die Testergebnisse gesammelt und im Zusammenhang ausgewertet werden. Außerdem gibt es eine Reihe von Untersuchungsverfahren, die für die Überprüfung der Aussagen des Normalformmodells spezifisch sind. Nur auf diese Verfahren gehe ich im folgenden ein.

3.5.8.1 Ziel der ersten Phase, der *Datenergänzung*, ist die Schaffung von Falsifikations- und Differenzierungsmöglichkeiten. Dies geschieht im wesentlichen durch die Erhebung neuer Daten von anderen Exemplaren (Varietäten) des sozialen Systems.

Außerdem kann auf ‚Rückmeldungen‘ von Professionals und Klienten der untersuchten Institution zurückgegriffen werden. Solche ‚Rückmeldungen‘ ergeben sich bei einer engen Kooperation zwischen dem Forschungssystem und den Praktikern nahezu zwangsläufig: Die Professionals werden im Verlauf des Forschungsprozesses mit einzelnen Ergebnissen der Normalformrekonstruktion vertraut und betrachten dann den institutionellen Ablauf u.a. auch vor dem Hintergrund dieses neu gewonnenen Relevanzsystems. Die dabei gemachten Erfahrungen werden sporadisch dem Forschungssystem mitgeteilt und dienen diesem als Daten, insbesondere über die selbstrepräsentative Struktur der selbstreferentiellen Dimension des Sozialsystems.

3.5.8.2 In der zweiten Phase wird das Normalformmodell auf das neu erhobene Datenmaterial angewendet. Systematisch gesehen handelt es sich bei diesem Testverfahren um eine Normalformanalyse. Jede Normalformanalyse, also jede Anwendung des Normalformmodells zum Verstehen eines beliebigen Einzelfalls (Exemplars), kann mit anderen Worten auch als ein Normalformtest betrachtet werden.

Ziel der Anwendung des Normalformmodells auf das neue Datenmaterial ist die Überprüfung der Aussagen des Modells. Die im Ergebnis auftretenden Differenzen können zur Ergänzung und/oder zur (Teil-) Revision des Modells führen. In jedem Fall führt der Test zu neuen Erkenntnissen über die Abgrenzung der Art von den Nachbararten und über die verschiedenen Varietäten. (Vgl. 2.8.3)

Eine andere Möglichkeit, die Normalformanalyse als Testverfahren einzusetzen, ist es, Dritte, d.h. nicht an der Normalformrekonstruktion beteiligte Forscher mit der Kodierung des Datenmaterials zu betrauen.<sup>197</sup>

3.5.8.3 Zusätzlich kann eine *Überprüfung* von ausgewählten Aussagen des Modells durch spezielle Verfahren erfolgen.

Ich beschränke mich darauf, einzelne Testverfahren aufzuzählen, die zur Überprüfung des Normalformmodells von Supervisions- und Balintgruppen im Rahmen des Kasseler Projekts durchgeführt wurden: /178/

- *(teilnehmende) Beobachtung in Exemplaren des untersuchten Sozialsystems*  
Die Beobachtung der Life-Situation dient der Klärung von Informationsverlusten bei der Datenerhebung und der Dokumentation der Daten (vgl. 3.5.1.3).
- *(computergestützte) quantitative Auswertung der Daten der Exemplare*  
Die quantitative Auswertung eignet sich m.E. besonders für den Test der Annahmen über die Strukturen der dynamischen Dimension. Voraussetzung für den Einsatz von Rechnern oder anderen technischen Hilfsmitteln sind Hypothesen über die quantitative Verteilung von Merkmalen, die auf der Grundlage des Normalformmodells - nicht unter Rückgriff auf alltagsweltliche Vorstellungen - entwickelt wurden.<sup>198</sup>
- *Durchführung standardisierter und narrativer Interviews mit Beteiligten und der ‚Umwelt‘ des Sozialsystems*  
Die Interviews dienen der Überprüfung von Hypothesen, vor allem über Differenzierungs- und Komplexitätsdimension sowie über die selbstreflexive Struktur.
- *Überprüfung von Prognosen über die Strukturen der dynamischen Dimension am Datenmaterial*  
Hierzu analysiert der Forscher die Transkriptionen einzelner Exemplare, die er selbst nicht (gut) kennt, und bildet von Zeit zu Zeit - unter Rückgriff auf das Normalformmodell - Prognosen über den weiteren Ablauf, die sich anhand des transkribierten Interaktionsablaufs überprüfen lassen.<sup>199</sup>
- *Überprüfung von Hypothesen über Mechanismen der Krisenregulation am Datenmaterial*  
Beispielsweise ist davon auszugehen, daß in allen organisierten Sozialsystemen die Professionals eine besondere Verantwortung für die Krisenregulation haben (vgl. 3.5.3.2). Man kann überprüfen, wie oft Interventionen/Beiträge der Professionals der Krisenregulation dienen, kontrastiv nach entsprechenden Interventionen von Klienten suchen und die Häufigkeit miteinander und mit entsprechenden Daten aus anderen Exemplaren vergleichen.<sup>200</sup>
- *Überprüfung von Hypothesen über Normalformervartungen durch die Analyse deiktischer Ausdrücke*  
Dieses Testverfahren geht von den Kommunikationsmedien aus und arbeitet mit der Hypothese, daß Normalformervartungen ein Referenzraum sind, auf den sich die Rollen zeigend (deiktisch) beziehen können. Es ist mit anderen Worten nicht notwendig, diese Erwartungen immer wieder sprachlich-begrifflich auszubuchstabieren. Man sucht im Datenmaterial nun nach entsprechenden deiktischen

---

<sup>197</sup> Dies dient der Überprüfung der Diskriminierungsfähigkeit der Kategorien und - wenn es sich um schon ausgewertetes Datenmaterial handelt - der Reliabilitätsprüfung. Nach Abschluß des Kasseler Projekts hat Angelika Lieberich in einer Diplomarbeit das Normalformmodell einem solchen Zuverlässigkeitstest unterworfen.

<sup>198</sup> Im Prinzip ist es selbstverständlich auch möglich, Rechner zu heuristischen Zwecken einzusetzen. ‚Einfache‘ quantitative Vergleiche sind während der Normalformrekonstruktion in nahezu allen Phasen erforderlich. Im Rahmen des Kasseler Projekts wurde zur Überprüfung einzelner Parameter der Ablaufstruktur ein mehrkanaliger Ereignisschreiber (event-recorder) verwendet. Giesecke: Übersicht über die Grundannahmen, S. 185; zur heuristischen Funktion ebd., S. 175 ff.

<sup>199</sup> Vgl. als Beispiel für dieses Vorgehen H. Müller: Über den Umgang.

<sup>200</sup> In diesem Sinn ist auch die Klassifikation der Typen von Leiterinterventionen von K. Rappe-Giesecke (Typen von Leiterinterventionen) eine Form des Normalformtests.

Verweisen und überprüft, ob der Referenzraum die postulierten selbstrepräsentativen Strukturen sind.<sup>201</sup> /179/

- *Vergleich der Ergebnisse unterschiedlicher Auswertungsverfahren (Studium der Fachliteratur)*  
Oft liegen Untersuchungen derselben Institution von verschiedenen Forschungssystemen (Disziplinen) vor. Aufgrund der Komplexität des kommunikationswissenschaftlichen Ansatzes lassen sich häufig einzelne Ergebnisse dieser Untersuchungen zur Überprüfung von einzelnen Aussagen des Normalformmodells nutzen.
- *Modellgeleitete Intervention in die soziale Wirklichkeit*  
Die beiden wichtigsten Formen sind hierbei vielleicht die Krisenexperimente und die Instruktion. Krisenexperimente dienen der Überprüfung der Annahmen über die selbstreferentielle Dimension (3.5.3.1). Beispielsweise kann man Normalformerverwartungen durch Professionals oder Klienten in den Institutionen bewußt verletzen lassen - wobei zuvor Hypothesen darüber gebildet werden, wie die Beteiligten auf diese Abweichung reagieren werden.<sup>202</sup> Die positive Interventionsform ist, Beteiligte - vorzugsweise Professionals (z.B. Berufsanfänger) - mit den Annahmen des Normalformmodells vertraut zu machen und zu sehen, wie sie sich aufgrund dieser Informationen in der sozialen Wirklichkeit zurechtfinden.<sup>203</sup>
- *Einsatz von Gruppendiskussionen und Triangulationen zur Überprüfung der Aussagen über die selbstrepräsentativen und selbstreflexiven Strukturen*  
Bei diesem Verfahren lädt man die beteiligten Rollen (oder eine Auswahl derselben) zu einem gemeinsamen Gespräch mit den Forschern über einzelne Aspekte des institutionellen Geschehens, welche zuvor dokumentiert und analysiert worden sind, ein. Man kann dabei Tonband- bzw. Videoaufzeichnungen und/oder Transkriptionen des Geschehens (oder Ausschnitte davon) vorspielen bzw. vorlegen. Thema des neuorganisierten Forschungssystems sollen in jedem Fall Phänomene sein, die die Forscher modelliert und die übrigen Beteiligten erlebt haben. Die Gruppendiskussion/Triangulation wird aufgenommen und die Aufzeichnungen als Datenmaterial verwendet. Ziel des Verfahrens ist es, Hypothesen über die Erwartungen und das Reflexionsniveau der Beteiligten zu überprüfen. Über den Einsatz der Gruppendiskussion als Verfahren der sozialwissenschaftlichen Datenerhebung gibt es mittlerweile eine ausgedehnte Literatur. Ich verweise hier nur auf Mangold, Volmerg und Niessen.<sup>204</sup> Das von Cicourel (Basisregeln, S. 158) beschriebene ‚Triangulationsverfahren‘ betrachte ich als eine Sonderform der Gruppendiskussion, die im wesentlichen darin besteht, daß die Diskussion besonders stark durch die Transkription oder die Tonaufzeichnung strukturiert wird. Ähnliche Verfahren der ‚audiovisuellen Konfrontation‘ werden im therapeutischen Bereich schon sehr lange praktiziert.<sup>205</sup>
- *Programmierung von Aussagen des Normalformmodells*  
Im Prinzip ist es auch möglich, die Aussagen des Modells als Daten für die Erstellung von Computerprogrammen zu verwenden. Diese Programme verhalten sich zu den Informationen des Normalformmodells noch einmal selektiv und transformieren sie auf /180/ ein neues Emergenzniveau. Lauffähige Programme, die sich in der Praxis anwenden lassen, können so Einzelaussagen des Modells bewähren. Zweifellos haben sie auch Rückwirkungen auf die Formulierung der für die Bedürfnisse der typographischen Datenverarbeitung, der druckschriftlichen Verbreitung ausgelegten Normalformmodelle. Insbesondere die selbstreferentielle Dimension sozialer Systeme rekonstruiert eine Form ‚künstlicher Intelligenz‘. Die Schaffung von ‚Expertensystemen‘, z.B. über die Interventionsmöglichkeiten von Leitern von Therapie- und Arbeitsgruppen, erfordert ähnliche Recherchen, wie sie in diesem Kapitel geschildert werden.

---

<sup>201</sup> Vgl. hierzu Giesecke: Die Normalformanalyse, S. 187.

<sup>202</sup> Krisenexperimente sind von Garfinkel (Studies, S. 66 ff.) beschrieben und auch in konversationsanalytischen Arbeiten schon vereinzelt verwendet worden. Im Prinzip ist dieses Verfahren den ‚Umstellproben‘ homolog, die den Sprachwissenschaftlern vertraut sind. Aus ethischen und praktischen Gründen sind diesem Verfahren - insbesondere bei der Institutionenanalyse - enge Grenzen gesetzt.

<sup>203</sup> Bei vielen kommunikationswissenschaftlichen Untersuchungen von Institutionen - so auch bei dem Kasseler Projekt - wird die Verbesserung der ‚Handlungskompetenz‘ der Professionals oder - wie in den Projekten zur Bürger-Verwaltungskommunikation - der Klienten ein erklärtes Ziel sein. Normalformmodelle lassen sich für diese praktischen Ziele einsetzen - funktioniert es nicht, sind die Annahmen der selbstrepräsentativen Struktur möglicherweise keine Selektionen aus den Normalformerverwartungen der Rollen (Professionals). Das Normalformmodell über Supervisions- und Balintgruppen hat sich bei der Ausbildung von Berufsanfängern als Orientierungshilfe bewährt.

<sup>204</sup> Mangold: Gruppendiskussion. In: König: Handbuch der empirischen Sozialforschung. Stuttgart 1962, Bd. 1, S. 130 f.; Volmerg: Kritik und Perspektiven der Gruppendiskussionsverfahrens in der Forschungspraxis. In: Leithäuser u.a.: Entwurf zu einer Empirie des Alltagsbewußtseins. Frankfurt/M. 1977; Niessen: Gruppendiskussion. München 1977.

<sup>205</sup> Vgl. hierzu etwa Hartwich/Lehmkuhl (Audiovisuelle Konfrontation. In: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, 18, 1983, S. 185-204) mit einer ausführlichen aktuellen Literaturübersicht.

Die Aufzählung der Testverfahren hat keinen systematischen Anspruch. Sie hat ihren Dienst erfüllt, wenn sie dem Leser eine Vorstellung über mögliche Normalformtests gegeben hat.

### 3.6 Das Forschungssystem als selbstreferentielles System

Die in diesem Kapitel bislang geschilderten Strukturen der verschiedenen Dimensionen des Forschungssystems werden bei der Normalformrekonstruktion als Programme eingesetzt.

Jedes Forschungssystem, das Normalformmodelle entwickeln will, kann diesen Beschreibungen - mehr oder weniger latent - folgen. Tut es dies, so entwirft es sich als ein organisiertes Sozialsystem. Es muß bestimmte Mitgliedschaftsregeln und Rollenbeziehungen berücksichtigen. (Vgl. 3.3) Die relevanten Umweltsysteme (3.2, 3.4), die Ablaufstruktur (3.5) und natürlich die Ziele der Arbeit sind vorab festgelegt. Auch der im 2. Kapitel geschilderte theoretische Überbau wirkt als Anweisung für die Organisation neuer Forschungssysteme. Die Befolgung dieser Anweisungen wird von dem Sozialsystem als Kooperationsaufgabe - nicht als Selbstreflexion - behandelt. (Vgl. 2.4.3.4 und 2.5.3) Für jedes Forschungssystem erweist sich die Arbeit nach den methodischen Richtlinien als permanentes Kooperationsproblem in der dynamischen Dimension.

Die Forscher müssen beispielsweise mit den Normalformerwartungen vertraut gemacht werden, der Forschungsablauf ist programmgemäß zu steuern, und Krisen müssen immer wieder reguliert werden. Es ist eine konstitutive Annahme der kommunikationswissenschaftlichen Theorie organisierter Sozialsysteme, daß diese normativen Anforderungen im Prinzip unerfüllbar sind. Vollständige Kontrolle ist durch Organisation nicht zu erreichen. Deshalb sind auch alle organisierten Sozialsysteme bestandsgefährdet: Die Persönlichkeit des Forschers, andere einfache und organisierte Sozialsysteme können interferieren, bestimmte Aufgaben der dynamischen Dimension können sich als unlösbar herausstellen, die geforderte Komplexität kann aus finanziellen oder anderen Gründen nicht in vollem Umfang herstellbar sein usw.

Weil die organisierte Strukturverstärkung eine dauerhafte Sicherung des Bestands des Systems nicht gewährleisten kann, ist immer wieder Reflexion erforderlich. Die Reflexion ändert nichts an den Abweichungen von den normativen Strukturen, aber sie ermöglicht es, /181/ die Differenz in Rechnung zu stellen und deren Folgen für die verschiedenen Dimensionen des Sozialsystems, z.B. für die Funktionserfüllung abzuschätzen. Für die Normalformrekonstruktion wird die Reflexion der Strukturabweichungen normativ gefordert. Diese Forderung ist ein Merkmal der selbstreferentiellen Dimension. Erst wenn diese Forderung erfüllt wird, kann man von selbstreflexiven Methoden oder von organisierten selbstreflexiven Forschungssystemen sprechen. Für die Reflexion lassen sich Voraussetzungen und Maximen formulieren.

Zunächst ist es erforderlich, die Strukturen des Forschungssystems möglichst ausführlich zu dokumentieren.

Sinn und Notwendigkeit dieser Forderung zeigt sich schon bei der Datenerhebung. Oft muß der Forscher hier spezielle Sozialsysteme mit seinen Gesprächspartnern, den Professionals oder Klienten der beforschten Institution, etablieren. In diesen Sozialsystemen wird der Forscher immer irgendwie typisiert, und es entstehen spezifische komplementäre Sozialbeziehungen. Typisierung und Sozialbeziehungen entsprechen häufig nicht den Programmen des Forschungssystems. Sie sind Daten, die bei der Auswertung berücksichtigt - und deshalb dokumentiert - werden müssen.

Die Dokumentation geschieht praktischerweise dadurch, daß immer wieder Tonaufzeichnungen von dem Geschehen in dem Forschungssystem gemacht werden. Insbesondere empfiehlt es sich, wichtige Arbeitssitzungen, Gruppendiskussionen und Triangulationen aufzuzeichnen. Im Nachhinein können die (dokumentierten) Strukturen dieser Sitzungen mit den normativen Anforderungen - u.a. den Normalformerwartungen über die Strukturen der Normalformrekonstruktion - verglichen werden. Dabei werden immer wieder Differenzen, informative Abweichungen, zutage treten. Ziel der Reflexion ist es einmal, die besondere Struktur des betreffenden (einmaligen) Forschungssystems zu ‚verstehen‘, und zum anderen, aus diesem Verständnis Schlußfolgerungen über die Normalformmodelle zu ziehen. Jede Deformation des Forschungssystems hat Auswirkungen auf den Erklärungswert und die Reichweite der Aussagen des Modells. Die Bedingung der Möglichkeit einer systematischen Reflexion ist die Kenntnis der (normativen) Systemstrukturen. Dieser Bedingung wird durch die Strukturreflexion in diesem Kapitel und

ihre Verwendung als Programm beim Aufbau von Forschungssystemen Rechnung getragen. Erst diese Programme ermöglichen, sofern sie reflektiert sind, methodisch kontrolliertes Differenzieren.

Systematisch gesehen handelt es sich mithin bei der Strukturreflexion um eine Art einer Normalformanalyse (vgl. Kapitel 4): Die Strukturen eines Exemplars eines Forschungssystems werden mit denjenigen des Artmodells - so wie es hier im 3. Kapitel dargestellt wurde - verglichen und die Differenzen zur Bestimmung der Spezifik der verschiedenen Dimensionen des Exemplars verwendet.

Hier liegt wohl die wichtigste theoretische Begründung dafür, warum es vorteilhaft ist, die Normalformrekonstruktion als ein organisiertes - und nicht als ein einfaches - /182/ Sozialsystem zu etablieren und zu betreiben: Die Normierung wichtiger Parameter der Strukturen der selbstreferentiellen Dimension steigert die Möglichkeit des Forschungssystems zu einer systematischen Bewältigung von (selbstreferentiellen) Informationen grundlegend: Es werden nunmehr auch die Strukturen des betreffenden Forschungssystems - sofern sie von denen des Artmodells abweichen - als Daten behandelt und zur Rekonstruktion der Normalformmodelle verwendet. Die Reflexion und die strukturelle Verankerung dieser Form der Selbstreflexion eröffnet eine Reihe prinzipiell neuer Untersuchungsstrategien. Auf zwei Strategien möchte ich kurz hinweisen: die *Arbeit mit Spiegelungsphänomenen* und die *Erhebung affektiver Daten*.

Spiegelungsphänomene sind Interferenzerscheinungen.<sup>206</sup> In diesem Zusammenhang sind Interferenzen zwischen Forschungssystemen und den beforschten Sozialsystemen interessant: Typisierungen und Beziehungsstrukturen des beforschten Systems können sich beispielsweise im Forschungssystem wiederholen. Die Forscher identifizieren sich etwa mit dem ‚Richter‘ oder mit dem ‚Angeklagten‘ bzw. mit dem ‚Therapeuten‘ oder dem ‚Patienten‘ der untersuchten Institution. Diese Wiederholung ist für das Forschungssystem - gemessen an den Normalformwartungen - auffällig und kann als Datum behandelt werden. Häufig führt erst eine solche Spiegelung zur Möglichkeit, bestimmte Strukturen des beforschten Systems zu erkennen.

Dies liegt nicht zuletzt daran, daß die Daten bei Spiegelungen unmittelbarer, weniger transformiert vorliegen als bei Beschreibungen. Während die Arbeit mit Spiegelungsphänomenen von einer zufälligen Strukturverletzung ausgeht, ist die Erhebung affektiver Daten in gewissem Sinne eine strategische Verletzung der Normen des Forschungssystems: Für eine gewisse Zeit verläßt der Forscher seinen (betrachtenden oder reflektierenden) Rollenstandpunkt und sammelt unzensiert durch wissenschaftliche Relevanzsysteme Eindrücke, Empfindungen und Gefühle von einem alltäglichen Standpunkt aus. Diese Eindrücke werden dann im Fortgang der Forschung als Daten verwendet.

*Die gründlichste Methodologie, die auf dieser Auffassung aufbaut, habe ich bei dem Psychoanalytiker G. Devereux (Angst und Methode) gefunden.<sup>207</sup> Er hält die Erhebung affektiver Daten (Reflexion der ‚Gegenübertragung‘) für das wichtigste verhaltenswissenschaftliche Forschungsinstrument. Generell können selbstreferentielle Theorien und Methodologien m.E. viel von der Psychoanalyse und von den Erfahrungen der Therapeuten profitieren. Dies dürfte nicht zuletzt daran liegen, daß die Einsicht in die selbstreferentielle Struktur der therapeutischen Beziehung schon zu den Schlüsselerlebnissen von S. Freud gehörte. Die zunehmend zahlreicher werdenden Versuche einer systemtheoretischen Reformulierung der Freudschen Gedanken sind insoweit nicht verwunderlich.*

*Bewährt hat sich das Verfahren der Erhebung affektiver Daten u.a. zur Vervollständigung von Transkriptionen. Häufig findet man dort ja kaum emotionale Ereignisse dokumentiert. Man kann in so einem Fall die eigenen Affekte, die bei der Lektüre der Transkription aufsteigen (‚antwortende Gefühle‘) notieren und als mögliche Affekte der an der transkribierten Interaktion Beteiligten behandeln.*

Es zeigt sich bei beiden Strategien, daß gerade die Berücksichtigung einer eigenständigen selbstreferentiellen Dimension von Forschungssystemen den Forschern Freiheitsspielräume eröffnet, normabweichendes Verhalten ermöglicht, ohne daß dadurch ein Verlust an methodischer Kontrolle eintritt.

*Exkurs: Interpretative Forschungsprojekte als einfache Sozialsysteme*

*Es mag für die Methodendiskussion fruchtbar sein, ethnomethodologische, qualitative, interpretative und andere methodologische Konzepte in der kommunikationswissenschaftlichen Terminologie zu reformulieren und sie mit der*

<sup>206</sup> Vgl. Kapitel 2.7, Punkt 5 und die Exkurse.

<sup>207</sup> Vgl. hierzu Giesecke: Probleme, Bedingungen und Methoden, S. 18 ff.

Normalformrekonstruktion zu vergleichen. Dazu müßten die entsprechenden Beschreibungen als Strukturbeschreibungen von Forschungssystemen interpretiert werden. Die Methodenprobleme ließen sich dann als ein Problem der Differenzierung zwischen verschiedenen Arten (bzw. Familien) von Forschungssystemen behandeln.

Ich habe die Vermutung, daß sich die verschiedenen Vertreter des interpretativen Paradigmas als Angehörige der Ordnung der einfachen Sozialsysteme klassifizieren lassen, während die sogenannten ‚normativen‘ und ‚kodierenden‘ Verfahren einschließlich der Normalformrekonstruktion in die Ordnung der organisierten Sozialsysteme einzufügen sind. Was in der klassischen Methodendiskussion als ‚normativ‘ bezeichnet wird, läßt sich in der kommunikationswissenschaftlichen Perspektive als Strukturverstärkung und/oder als Organisation auffassen. Natürlich sind auch die Prozesse in den einfachen Forschungssystemen strukturiert, aber diese Strukturen werden im wesentlichen ad hoc, im Nachhinein reflektiert.

Anschaulich schildert etwa die Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen dieses Prinzip: „Nach Auffassung ethnomethodologisch orientierter Autoren [...] werden die sozialwissenschaftlichen Daten in interpretativer ad hoc Anpassung der Methoden an die immer schon vorverstandenen soziobistorisch je spezifischen Forschungssituationen gewonnen.“ (Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Kommunikative Sozialforschung, S. 54)

Wie weit die Reflexion und vor allem die Dokumentation der Strukturen des Forschungssystems betrieben wird, ist recht unterschiedlich und jedenfalls nicht festgelegt. Strukturelle Besonderheiten des Forschungssystems können nicht systematisch als Daten ausgewertet werden, weil eine normierte Strukturreflexion fehlt.

Die ad hoc betriebenen Strukturreflexionen werden auch nicht als Anweisung für die Organisation neuer Forschungssysteme verstanden. Dies führt allerdings, wenn es sich nicht gerade um ‚revolutionäre‘ Zeiten des Paradigmenwechsels handelt, zu Schwierigkeiten. In dem Maße, in dem sich ‚Schulen‘ bilden, werden sich die Normen der einfachen Sozialsysteme auch wieder als Organisationsprinzipien niederschlagen. Die nachfolgenden Forschungssysteme werden sich als ein Exemplar einer bestimmten Art (Schule) auffassen und sind extern organisiert, insoweit sie die Normen oder Strukturreflexionen der vorangehen- /184/ den Forschungssysteme für den Aufbau der eigenen Komplexität nutzen. Die Etablierung von Forschungssystemen als einfache Sozialsysteme ist offenbar nur möglich, indem beständig Vorkehrungen gegen die Organisation getroffen werden, die permanente Revolution der Methoden gleichsam verordnet, Kodifikation als Dogmatismus abgelehnt, Strukturreflexionen – entsprechend des Handwerkermodells - durch Habitualisierung ersetzt wird usw.

Ein anderer Grund für die Schwierigkeiten, Forschungssysteme als einfache Sozialsysteme zu konstituieren, ist sicherlich der externe Zwang des organisierten Wissenschaftsbetriebs, z.B. in Form der Forderung nach normierten Produkten (symbolischen, widerspruchsfreien Publikationen usw.). Organisierte Forschungssysteme haben freilich ein vergleichbares, spiegelbildliches Problem: So sehr man sich auch bemüht, die Prozesse programmgemäß zu gestalten, immer wieder werden sich ungeplant einfache Sozialsysteme etablieren. Die Interferenz zwischen den einfachen Sozialsystemen und den organisierten Forschungssystemen läßt sich aber, ausgehend von den organisierten Forschungssystemen, einfacher und produktiver handhaben. Interferierende einfache Sozialsysteme lassen sich - wie eben gezeigt - als Teilsystem, welches zusätzlich Informationen liefert, in das Forschungssystem integrieren, ohne daß dadurch seine Identität gefährdet wird. Der Unterschied zwischen traditionellen, mit normativen Verfahren arbeitenden Forschungsprojekten und dem in dieser Arbeit geschilderten Forschungssystem liegt dem gegenüber in der selbstreferentiellen Dimension. Es wird von vornherein von den Grenzen der Methode ausgegangen und eben deshalb auch der Ablauf des Forschungsprozesses zum Untersuchungsgegenstand erklärt, über den Daten gespeichert werden müssen. Die Reflexion dieser Daten macht einen Teil der Identität der Normalformrekonstruktion aus. /185/

## 4. Die Normalformanalyse: Methoden einer systemischen Analyse verbaler Daten

### 4.0 Überblick

Die Analyse sozialer Phänomene mit Hilfe von ausgearbeiteten Normalformmodellen setzt wiederum die Etablierung eines Forschungssystems voraus. Die Strukturen dieses Forschungssystems können in ähnlicher Weise beschrieben werden, wie dies im vorigen Kapitel bei der Normalformrekonstruktion geschehen ist.

Ich beschränke mich in diesem Kapitel im wesentlichen auf die Darstellung der dynamischen Dimension, also auf die Schilderung der Arbeitsaufgaben, die die Forscher zu bewältigen haben.

Zunächst muß in einer Vorphase die für das Forschungssystem konstitutive Komplexität aufgebaut werden (4.1). Die zentrale Aufgabe ist dann die Analyse der vier Dimensionen des Untersuchungsgegenstandes (4.2 bis 4.5). Als solcher wird hier wieder eine soziale Institution angenommen. Mit Ausnahme der selbstreferentiellen Dimension (4.5) erfolgt die Dimensionsanalyse organisierter Sozialsysteme immer in vier Arbeitsschritten: der Komplexitätsinduktion, dem Kodieren, der Informationsbestimmung und schließlich der Prognosenbildung. Die Vorgehensweise braucht deshalb nur am Beispiel einer Dimension, in diesem Fall der Komplexitätsdimension (4.2), ausführlich erläutert zu werden. Die Darstellung der in der praktischen Forschungsarbeit natürlich getrennt durchzuführenden Analysen der dynamischen Dimension (4.3) und der Differenzierungsdimension (4.4) kann so in einem Abschnitt erfolgen. Um die Logik des Forschungsablaufs - und nicht jene einer um Vermeidung von Rekurrenzen bemühten Darstellung - wiederzugeben, erhält dieser Abschnitt eine doppelte Kennzeichnung (4.3 und 4.4). Im Abschnitt 4.6 gehe ich auf einige ausgewählte Merkmale der selbstreferentiellen Dimension von Forschungssystemen ein, die mit kommunikationswissenschaftlichen Normalformmodellen arbeiten. Dabei ist die Frage zu beantworten, wie der selbstreferentielle Anspruch der in diesem Buch vertretenen Methodologie bei der Analyse eingelöst werden kann.

Erst nach der Klärung der Beziehungen zwischen dem Forschungssystem (bzw. den Personalsystemen der Forscher) und der untersuchten Institution lassen sich die Analyseergebnisse bewerten, der Untersuchungsgegenstand in die Taxonomie der kommunikativen Welt einordnen (4.7).

Im Abschnitt 4.8 werden andere Aspekte der Strukturen der Differenzierungsdimension des Forschungssystems behandelt: Für welche Anschlußsysteme (Institutionen, Professionen, Disziplinen) kann die Normalformanalyse Leistungen erbringen? Je nachdem, wie die kommunikationswissenschaftliche Analyse in andere soziale Zusammenhänge eingebaut ist, ergeben sich spezielle Ziele, die wiederum auf die Arbeitsaufgaben zurückwirken. /186/

### 4.1 Vorphase: Klärung der Ziele der Normalformanalyse und der Voraussetzungen für den Beginn der Arbeit

Die Normalformanalyse ist eine voraussetzungsvolle Methode. Sie kann nicht von beliebigen Phänomenen, mit beliebigem Datenmaterial und mit beliebigem Aufwand durchgeführt werden. Gegenstand der Normalformanalyse sind nicht irgendwelche willkürlich herausgegriffenen oder zufällig dokumentierten Ausschnitte aus der alltäglichen Wirklichkeit. Nur diejenigen sozialen Phänomene kommen für die Normalformanalyse in Frage, die sich als soziale Systeme (in dem im 2. Kapitel geschilderten Sinn) auffassen lassen. Dies bedeutet praktisch eine erhebliche Einschränkung des Anwendungsbereichs der Normalformanalyse.

In einem späteren Entwicklungsstadium der kommunikationswissenschaftlichen Modellbildung, wenn mehr Normalformmodelle sozialer Systeme vorliegen, wird es unter Umständen möglich sein, sehr viel mehr, wenn auch nicht beliebig viele, soziale Phänomene zu analysieren. Gegenwärtig ist die Kommunikationswissenschaft noch weit von der diagnostischen Kompetenz etwa der Botanik oder der Medizin entfernt. Sie kann nur wenige Phänomene ‚verstehen‘.<sup>208</sup> (Vgl. 4.9)

---

<sup>208</sup> Vgl. die im Abschnitt 1.3 gemachten Einschränkungen. Beispiele von mehr oder weniger vollständig ausgeführten Normalformanalysen finden sich in der Literatur, die in den Anm. 1 und 2 zu Kapitel 1 aufgeführt ist.

Welcher Aufwand bei der Analyse zu treiben ist und wie viele Daten zu erheben sind, hängt nicht zuletzt von den Zielen der Normalformanalyse bzw. von den Funktionen ab, die das Forschungssystem erfüllen soll. Die *Festlegung der Ziele* der Normalformanalyse ist die erste Arbeitsaufgabe in der Vorphase. Allgemeines Ziel der Normalformanalyse ist es immer, soziale Systeme in einem kommunikationswissenschaftlichen Sinn zu verstehen. Soziale Systeme sind verstanden, wenn sie als Exemplar einer Art identifiziert, die Besonderheiten des Exemplars bestimmt und bis zu einem gewissen Grad erklärt sind. Das Verstehen wird in einer Beschreibung niedergelegt, die - zumindest für einen begrenzten Kreis von an den Ergebnissen interessierten Personen - intersubjektiv nachvollziehbar ist. Weiterhin sollen bestimmte Typen von Informationen gewonnen werden. Welche, das hängt von den Dienstleistungsfunktionen ab, die das Forschungsprojekt erfüllen soll. (Vgl. 4.8)

Die zweite Aufgabe in der Vorphase ist die *Klärung* der Frage, ob die *Voraussetzungen* für den Beginn der Normalformanalyse erfüllt sind. Voraussetzung für den Beginn der Normalformanalyse ist zum einen ein ausreichend dokumentiertes soziales System und zum anderen ein hinreichend ausgearbeitetes Normalformmodell.

Zunächst wird in einer Art Pretest geprüft, ob es sich bei dem zu untersuchenden System um ein Exemplar der Art handelt, von dem ein Normalformmodell vorliegt. Dies kann am einfachsten durch einen Vergleich des Exemplars mit dem Standardfall geschehen. Danach ist zu überlegen, wie vollständig das vorliegende Artmodell ausgearbeitet ist.

Unvollständigkeiten können systematisch im Abschnitt 4.6 in Rechnung gestellt werden. /187/

Wenn eine große Anzahl von Normalformmodellen über verschiedene Sozialsysteme vorhanden wären, könnte man die Voraussetzungen für den Beginn der Normalformanalyse noch enger ziehen und auch das Vorhandensein von Modellen von Sozialsystemen fordern, die häufig in das untersuchte System interferieren. Dies ist gegenwärtig aber eine unrealistische Forderung. Praktisch wird man im Zuge der Normalformanalyse ad hoc Modelle über die interferierenden Systeme bilden. Dies begrenzt zwar den wissenschaftlichen Anspruch der Analyse, ist aber im Augenblick nicht zu vermeiden.

In einem letzten Schritt ist zu klären, ob alle erforderlichen Daten für den Beginn der Analyse vorhanden und hinreichend dokumentiert sind. Die Anforderungen an das Datenmaterial sind hier prinzipiell die gleichen wie bei der Normalformrekonstruktion: Tonbandaufzeichnungen und Transkriptionen des institutionellen Geschehens, Interviews mit den Professionals, Dokumente über die Selbstreflexion dieses Systems (Handbücher, Geschäftsordnungen, Dienstanweisungen) u.ä. (Vgl. 3.5.1) Auf die Verfahren der Datenerhebung und -dokumentation gehe ich in diesem Kapitel nicht ein, weil für sie die gleichen Regeln gelten wie für die Normalformrekonstruktion. (Vgl. 3.5.1.3)

Weil die Normalformanalyse ein aufwendiges mikroanalytisches Verfahren ist, welches die gleichen Daten unter mehreren Perspektiven betrachtet, ist in der Regel verschriftetes Datenmaterial erforderlich. Normalformanalysen nach dem bloßem Augenschein verlangen eine außergewöhnliche Vertrautheit mit der zu beschreibenden Institution und mit dem Normalformmodell.<sup>209</sup> Andererseits muß man hervorheben, daß sich Normalformanalysen sehr viel stärker automatisieren (routinisieren) lassen als die Normalformrekonstruktion. Eben deshalb kann sie auch partiell von Angehörigen der betreffenden Institution beim praktischen Handeln und ohne eine weitere Dokumentation des institutionellen Geschehens angewendet werden. (Vgl. 4.8)

Sind die Voraussetzungen in der Vorphase abgeklärt, kann mit der eigentlichen Analyse des Datenmaterials begonnen werden. Wie bei der Normalformrekonstruktion auch, werden die Institutionen dabei als mehrdimensionale Sozialsysteme betrachtet, deren Dimensionen nacheinander zu beschreiben sind. Im Prinzip sind hier ebenfalls verschiedene Einstiegsvarianten möglich. Ich schildere die Methoden der Normalformanalyse (Komplexitätsinduktion, Kodieren, Informationsbestimmung, Prognosenbildung) am Beispiel der Analyse der Komplexitätsdimension.

---

<sup>209</sup> Nach mehrjährigen Erfahrungen in der Analyse von Balintgruppen war es einzelnen Mitarbeitern des Kasseler Projekts möglich, die Ereignisse in Gruppen auch bei (teilnehmenden) Beobachtungen zumindest so weit zu kodieren, daß sie über die Phasenstruktur und die eklatanten Abweichungen im Anschluß an die Beobachtung Übereinstimmung herstellen konnten.

## 4.2 Die vier Arbeitsschritte einer Dimensionsanalyse dargestellt am Beispiel der Komplexitätsdimension

### 4.2.1 Komplexitätsinduktion

Der Forscher tritt seinem Gegenstand zunächst in einer alltäglichen Einstellung gegenüber. Er sieht ihn in seiner alltäglichen Normalität und Unauffälligkeit, eben als ein ‚normales Phänomen‘. Im Rahmen der Normalformanalyse nimmt er dann einen ganz anderen, kommunikationswissenschaftlichen Standpunkt ein und die Phänomene verwandeln sich in Elemente der kommunikativen Welt, in diesem Fall in soziale Systeme. Dieser Verwandlungsprozeß ist praktisch außerordentlich kompliziert. Er erfordert nämlich die Auflösung der alltäglichen Ordnungsstrukturen, die Problematisierung der Normalität, ohne daß diese zugleich durch eine neue, wissenschaftliche Normalität ersetzt wird. Notwendig ist eine Phase fruchtbarer Ungewißheit, in der zwar der Gegenstand, das soziale System, nicht in Frage steht, zugleich aber seine Strukturen als ‚überkomplex‘ und ungeordnet erscheinen. Diese Auflösung von struktureller Normalität geschieht durch ein Programm, welches ich als ‚Komplexitätsinduktion‘ bezeichnet habe.

*Durch die Komplexitätsinduktion wird zunächst die alltägliche Geordnetheit - die alltägliche Reduktion der Weltkomplexität - in bestimmten Aspekten als unwahrscheinlich gesetzt und rückgängig gemacht. Eine solche Auflösung von alltäglichen Ordnungsstrukturen ist in der Gesprächs- und Konversationsanalyse ein bekanntes Verfahren: Sie geschieht z.B., wenn ein an und für sich vom alltäglichen Standpunkt her ‚verständliches‘, ‚klares‘ Gespräch als eine ‚Sammlung von Ereignissen‘, ‚Turns‘, ‚Äußerungen‘ usw. aufgefaßt wird und in einem zweiten Schritt untersucht wird, ob diese ‚Ereignisse‘, ‚Turns‘ usw. untereinander in einer bestimmten, mit den vorgegebenen Kategorien eines wissenschaftlichen Modells zu erfassenden Beziehung stehen. Für den Sozialwissenschaftler (i.w.S.) ist eigentlich häufig nicht so sehr die ‚Überkomplexität‘ der sozialen Wirklichkeit das Problem als vielmehr ihre Ordnung und alltägliche Vorstrukturierung. Andererseits ist es natürlich zutreffend, daß die Forscher auch durch problematische Erfahrungen im Alltag angeregt werden, nach wissenschaftlichen Modellen zu suchen. Dazu müssen allerdings die alltäglichen Probleme zunächst wieder in eine wissenschaftliche Fragestellung umformuliert werden. Der betreffende Wirklichkeitsausschnitt wird dabei neu strukturiert, und erst danach kann das reformulierte Problem behandelt werden. Gäbe es diesen Zwischenschritt nicht, so würden die Probleme eben nicht wissenschaftlich, sondern alltagsweltlich oder professionell gelöst.*

*Von dieser Besonderheit des kommunikationswissenschaftlichen Vorgehens ist schon an mehreren Stellen der Arbeit die Rede gewesen. (Vgl. z.B. Abschnitt 1.4) Das Ausgehen von Prototypen und die gezielte Induktion von Komplexität unterscheidet die Normalformanalyse von zahlreichen Schulen der Gesprächsanalyse, die sich mit Vorliebe Phänomene als Gegenstand auswählen, die von einem alltäglichen Standpunkt aus als ‚kritisch‘ empfunden werden. /189/*

Die Komplexitätsinduktion bei der Normalformanalyse geschieht, indem das System als eine Ansammlung von Elementen betrachtet, entsprechend sequenziert und dann nach Strukturen gesucht wird. Welche Elemente zu berücksichtigen sind, wird zum einen durch die allgemeine Systemtheorie (Selektionen und Selektionszentren) und zum anderen durch spezifischere Modelle sozialer Systeme, die aber allgemeiner als die Artmodelle sind, festgelegt. Im Falle der Analyse der Komplexitätsdimension organisierter Sozialsysteme dienen also die Kategorien, die in Abschnitt 2.4.1 und 2.5.1 dargestellt sind, als ‚Relevanzsystem‘ für die Komplexitätsinduktion.

An dieser Stelle wäre der Ort, genauer auf die sogenannten ‚Sequenzanalysen‘ einzugehen, die bei mikroanalytischen Untersuchungen angewendet werden. Vermutlich kann man jede ‚künstliche‘ Sequenzierung als Komplexitätsinduktion begreifen, jede Komplexitätsinduktion setzt andererseits die Sequenzierung von ‚natürlichen‘ Einheiten voraus.

### 4.2.2 Kodieren

Der nächste Programmpunkt ist die Beschreibung der Strukturen (Komplexitätsdimension) des Exemplars und ihr Vergleich mit denjenigen Merkmalen, die im Normalformmodell notiert sind. Die Beschreibung erfolgt im Prinzip nach dem gleichen Relevanzsystem, wie es bei der Normalformrekonstruktion im Abschnitt 3.5.5 dargestellt wurde. Beliebige Daten gelten als ‚beschrieben‘ oder ‚verstanden‘, wenn sie den Strukturmerkmalen des Normalformmodells zugerechnet werden können. Diese Zurechnung bezeichne ich als ‚Kodieren‘. Der Programmpunkt ist abgeschlossen, wenn das

Datenmaterial so weit sequenziert und kodiert ist, daß eine (vorläufige) Entscheidung darüber möglich wird, ob das Exemplar in dieser Dimension die Struktur (Merkmale) des Normalformmodells besitzt.

Wie ausführlich die Strukturbeschreibung und Kodierung vorgenommen wird, hängt von zahlreichen Interessen und Umständen ab. Bei manchem Datenmaterial ist es wünschenswert, jede Selektion (z.B. ‚Äußerung‘) zu kodieren, bei komplexen Institutionen kann die Grenze weiter, bei kleineren, einfachen Sozialsystemen auch enger gesteckt werden. Z.B. reicht es bei einfachen Sozialsystemen, in denen das Erzählen eine konstitutive Rolle spielt, in der Regel vermutlich nicht aus, einen Beitrag als ‚Erzählung‘ zu klassifizieren. Der Beitrag wird selbst noch einmal unter medientheoretischen Gesichtspunkten zu beschreiben sein.

Natürlich hängt die Beschreibungsgenauigkeit auch von dem Detaillierungsniveau des Normalformmodells ab. Es hat keinen Sinn, genauer zu sequenzieren, als dies bei der Normalformrekonstruktion geschehen ist. In der Praxis wird sich innerhalb einer Forschergruppe im Rahmen der Normalformanalyse irgendwann pragmatisch ein Konsens über die Kodierungsintensität herstellen. Wenn dieser Konsens für den Leser sichtbar gemacht wird, lassen sich bei einer Überprüfung der Normalformanalyse die Differenzen leicht lokalisieren. /190/

#### 4.2.3 Informationsbestimmung

Da die empirischen Exemplare - wenn sie sich nicht gerade als Standardfall herausstellen - mehr oder weniger stark von dem Artmodell abweichen, fallen schon bei der Kodierung Besonderheiten des untersuchten Exemplars auf. Diese Abweichungen von dem Normalformmodell können in einem weiteren Analyseprogramm systematisiert und notiert werden. Man setzt bei der Informationsgewinnung voraus, daß es sich bei dem untersuchten Sozialsystem um ein Exemplar der Art handelt – und stellt zugleich in Rechnung, daß es sich um ein defektes Exemplar oder um eine Varietät handeln kann.

Der Programmpunkt ist abgeschlossen, wenn Defekte oder Abweichungen, die in späteren Analysephasen für die Bestimmung der Besonderheiten des Exemplars wesentlich sein können, notiert sind.

Natürlich sind nicht alle Abweichungen ‚informativ‘. Theoretisch kann ich nicht angeben, welche Informationen in dieser frühen Analysephase tatsächlich als ‚Besonderheiten‘ des untersuchten Systems zu bewerten sind. Praktisch sieht es aber - zumindest wenn man schon mehrere Exemplare der Art untersucht hat - so aus, daß immer eine begrenzte Anzahl charakteristischer Defekte auffällt. Manche stellen sich in der Folge als ‚informativ‘ heraus, andere nicht. Erleichtert wird die Ermittlung informativer Abweichungen dadurch, daß sich informative Defekte häufig wiederholen: Bei der Durchsicht der Liste der Abweichung lassen sich Typen bilden. Typisierte Abweichungen erweisen sich im Fortgang der Analyse zumeist als besonders interessant.

#### 4.2.4 Prognosenbildung

Wie schon an verschiedenen Stellen der Arbeit ausgeführt, lassen sich aus Strukturmerkmalen der einen Dimension Prognosen über die Strukturen der anderen Dimensionen ableiten. Entsprechen die Strukturen einer Dimension des Exemplars dem Normalformmodell, so ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß auch die Strukturen der anderen Dimensionen die Merkmale des Normalformmodells besitzen. Gibt es auffällige strukturelle Abweichungen, so hat dies auch für die anderen Dimensionen Folgen.

Der letzte Programmpunkt der Analyse einer Dimension sieht vor, aus den informativen Abweichungen, die im letzten Abschnitt notiert wurden, Prognosen für die Strukturen der folgenden Dimensionen zu bilden. Aus den informativen Besonderheiten, die bei der Analyse der Komplexitätsdimension gefunden wurden, lassen sich erfahrungsgemäß leicht Prognosen über Besonderheiten in der dynamischen Dimension ableiten: Veränderungen des ‚Settings‘, der ‚Versuchsanordnung‘, haben Folgen für das Ablaufschema. (Vgl. 3.5.3) Ebenso werden sich auch Annahmen über Besonderheiten in der Differenzierungsdimension, z.B. spezielle Umwelten oder funktionale Beziehungen, entwickeln lassen. /191/

Der Programmpunkt ist abgeschlossen, wenn alle typisierten Informationen bei der Prognosenbildung berücksichtigt sind. Die Prognosen werden bei der Analyse der nachfolgenden Dimensionen überprüft. Erweisen sie sich als stichhaltig, so ist dies zum einen ein Indiz für die Angemessenheit der

Strukturbeschreibung (der Komplexitätsdimension). Zum anderen ist es ein Indiz für die Anwendbarkeit des Normalformmodells auf das untersuchte Sozialsystem - und insoweit eine Erhärtung der Hypothese, daß es sich hierbei um ein Exemplar der bestimmten Art handelt. Drittens erleichtern die Prognosen natürlich auch die Strukturbeschreibungen der nachfolgenden Dimensionen - insoweit sie auch die Kodierung von informativen Abweichungen ermöglichen.

#### 4.3 Analyse der Differenzierungsdimension und 4.4 der dynamischen Dimension

Die Analyse der Differenzierungsdimension und der dynamischen Dimension erfolgt nach dem gleichen Programm wie die Analyse der Komplexitätsdimension: Das System wird in der Differenzierungsdimension unter dem Gesichtspunkt der Grenzerhaltung und der internen Systemdifferenzierung betrachtet (4.3.1). Die ermittelten Umwelten, Funktionen, Teilsysteme usw. werden mit den Strukturmerkmalen des Normalformmodells verglichen und ggf. den entsprechenden Systemstrukturen zugerechnet (4.3.2). Informative Abweichungen (z.B. Grenzerhaltungsprobleme) werden notiert und können nun schon mit den Prognosen aus 4.2.4 verglichen werden (4.3.3). Die bislang gebildeten Prognosen lassen sich entsprechend der neuen Informationen über die besonderen Umwelten und die spezifischen Funktionen und Grenzerhaltungsprobleme, die in diesem Untersuchungsabschnitt gewonnen wurden, ausbauen (4.3.4). Bei der Analyse der dynamischen Dimension bilden die Transkriptionen des institutionellen Ablaufs wieder - wie bei der Normalformrekonstruktion (vgl. 3.5.2) - die entscheidende Datenbasis. Das Geschehen wird als eine Ansammlung von Ereignissen betrachtet, die Selektionszentren zuzuschreiben sind (4.4.1). Die Kodierung ist abgeschlossen, wenn die Kooperations-, Kommunikations- und Interaktionsstrukturen ermittelt und mit den entsprechenden Strukturmerkmalen des Normalformmodells verglichen sind (4.4.2). Zahlreiche Ereignisse werden sich nicht kodieren lassen, entweder weil sie im Normalformmodell nicht enthalten sind, oder weil sie an Stellen auftreten, die im Normalformmodell nicht vorgesehen sind. Möglicherweise fehlen einzelne wesentliche Merkmale (Ereignisse) der dynamischen Struktur des Artmodells. Diese Auffälligkeiten werden notiert und mit den Prognosen verglichen (4.4.3). Wenn sich beispielsweise die Prognosen über den Ablauf, die sich aus der Settingbeschreibung und der Beschreibung der Funktionen des Sozialsystems ergeben haben, bestätigen, so ist dies ein wichtiges Indiz für die Angemessenheit der bisherigen Strukturbeschreibungen.

Bestätigen sich solche Prognosen nicht, wird in der Praxis mit den bei den letzten Analysen neu gewonnenen Ergebnissen die Komplexitäts- bzw. Differenzierungsdimension noch einmal betrachtet. Häufig stellt sich dann heraus, daß bestimmte Besonderheiten dieser /192/ Dimensionen im Datenmaterial übersehen wurden. Das ist kein Malheur: Die theoretische Grundannahme, die zur Bildung mehrdimensionaler Modelle sozialer Systeme nötigte, war, daß sich die Strukturen sozialer Systeme aus unterschiedlichen Perspektiven unterschiedlich deutlich zeigen. Gerade weil aus einer bestimmten, einzelnen Perspektive bestimmte Merkmale nur schwer wahrnehmbar sind, ist es zur Korrektur dieser unzulänglichen oder ‚semierratischen‘ Wahrnehmung - um einen Begriff von Holzkamp aufzunehmen - angezeigt, das gleiche Phänomen (Datenmaterial) unter mehreren Gesichtspunkten zu betrachten.

*Die Semierratik der Wahrnehmung wird bei Holzkamp aus der Standort- und Perspektivengebundenheit der menschlichen Wahrnehmung abgeleitet.<sup>210</sup> Diese bewirkt, daß die Wahrnehmungsgegenstände nur einseitig, ‚halb irrtümlich‘ perzipiert werden. Die Einseitigkeit wird durch ‚Wahrnehmungsorganisation‘ und Reflexion ‚kompensiert‘. (Ebd., S. 312) Der Wahrnehmende stellt etwa perspektivische Verzerrungen in Rechnung. Er weiß, daß die Chausseebäume nicht kleiner werden, sondern daß sie in der Entfernung nur kleiner erscheinen - und er vervollständigt Strukturen an Gegenständen, die er nicht überschauen kann aufgrund seines Wissens: Die Rückseite eines Telegraphenmastes wird ebenfalls wie die Vorderseite als abgerundet vorgestellt. Die theoriegeschichtliche Grundlage dieser Organisationseffekte - und zahlreicher anderer Konsistenz- und Kohärenzpostulate oder Gestaltkomplettierungen - hat die Gestaltpsychologie (Wertheimer, Lewin) gelegt. Auf diese Überlegungen wird auch in der Konversationsanalyse (vgl. den ‚Gestaltschließungs-zwang‘ bei Kallmeyer/Schütze: Konversationsanalyse) und in der ‚verstehenden‘ Soziologie zurückgegriffen, etwa wenn Berger/Luckmann von der ‚Neigung zur Konsistenz im sinnhaften Charakter des menschlichen Handelns‘ sprechen. (Berger/Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion, S. 69, Anm. 31) Holzkamp siedelt die ‚Organisationseffekte‘ der Wahrnehmung auf einem ‚organismischen*

<sup>210</sup> Vgl. Holzkamp: Sinnliche Erkenntnis, historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt/M. 1973, S. 309 ff.

*Spezifitätsniveau' (Holzkamp: Sinnliche Erkenntnis, S. 317) an und unterscheidet sie prinzipiell von einer sozial determinierten ‚begreifenden Erkenntnistätigkeit‘. (Ebd., S. 328)*

Die Analyse der dynamischen Dimension schließt mit einem Vergleich

- a) der Strukturen der drei Dimensionen untereinander sowie
- b) der Differenzen zwischen dem Datenmaterial und dem Normalformmodell, die in den drei Analysephasen ermittelt wurden, ab.

Der erste Vergleich ist abgeschlossen, wenn die Strukturbeschreibung der Dimensionen korrigiert sind und eine vorläufig abschließende Deskription der entsprechenden Dimensionen des Exemplars aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht vorliegt. Spätestens an dieser Stelle wird man wissen, ob es sich bei dem vorliegenden sozialen System um ein Exemplar der eingangs postulierten Art handelt.

Die Sammlung und der Vergleich der informativen Abweichungen dient zunächst der Vereinheitlichung und Typisierung. Sodann ist diese Sammlung eine Voraussetzung für die Analyse der selbstreferentiellen Dimension. Hier werden die ermittelten Abweichungen als Daten behandelt, die - gemäß den Programmen der selbstreferentiellen Dimension - zu prozessieren sind. Die generelle Prognose lautet mit anderen Worten, daß die in 4.4.4 /193/ aufgelisteten auffälligen Merkmale in der selbstreferentiellen Dimension als Informationen behandelt und normalisiert werden müssen.

#### 4.5 Analyse der selbstreferentiellen Dimension

Die Analyse der selbstreferentiellen Dimension folgt einem anderen Schema als die bisherigen Analysen. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt von den im letzten Abschnitt zusammengestellten informativen Daten und fragt nach den Programmen, mit denen sie normalisiert werden. Abweichungen von dem Normalformmodell brauchen dann nicht zu heißen, daß es sich bei dem untersuchten System nicht um ein Exemplar der Art handelt, wenn das System selbstreferentiell diese Abweichungen als Abweichungen (informative Informationen) registriert und bearbeitet. Im Gegenteil: Jedes Sozialsystem ist Interferenzen, Mediendefekten, Strukturschwächen usw. ausgesetzt und muß sich ‚kontrafaktisch‘ bewähren. Die Einführung der selbstreferentiellen Dimension in die kommunikationswissenschaftliche Theorie sozialer Systeme findet eine ihrer Begründungen darin, daß die Normalisierung von Abweichungen ein immerwährendes, notwendiges Problem ist, welches nicht eliminiert werden kann. An dieser Stelle wird der Unterschied zwischen dem kommunikationswissenschaftlichen Modell und einfachen statischen Modellen besonders deutlich: Rekurrenz ist kein hinreichendes Kriterium für die Zurechnung von Phänomenen (als Exemplare) zu Modellen. Fehlende Rekurrenz falsifiziert die Zurechnungshypothesen ebenfalls nicht notwendig. Ausschlaggebend ist vielmehr letztlich die Art und Weise, in der das System mit mangelnder Rekurrenz umgeht. Dieses Normalisierungsprogramm ist ein Strukturmerkmal (der selbstreferentiellen Dimension) des sozialen Systems - kein Falsifikationskriterium. (Vgl. a. 3.5.3)

Die Theorie organisierter Sozialsysteme sieht vier Perspektiven vor, unter denen die selbstreferentielle Dimension zu betrachten ist. (Vgl. 2.4.3 und 2.5.3) Entsprechend läßt sich die Normalformanalyse dieser Dimension gliedern in die Normalisierung der Informationen durch Selbstregulation (4.5.1), Selbstkorrektur oder Selbstidentifizierung (4.5.2), Selbstrepräsentation (4.5.3) und schließlich in die reflexiven Mechanismen.

Jede Auffälligkeit muß im Prinzip aus allen Perspektiven als Information identifiziert - aber unterschiedlich strukturiert werden.

##### 4.5.1 Selbstregulative Struktur

Bei der Analyse der selbstregulativen Struktur geht man von der Hypothese aus, daß die notierten Informationen Abweichungen von den Systemstrukturen sind, die irgendwann korrigiert werden müssen. Man erwartet, daß Ereignisse, die etwa in der dynamischen Dimension von dem üblichen Gang des Geschehens abweichen, wieder auf die Normalform /194/ zurückgeführt werden. Auch Settingabweichungen, wie sie in der Komplexitätsdimension aufgefallen sind, müssen irgendwie bewältigt werden.

Beispielsweise ist es nicht außergewöhnlich, daß in Seminaren gelegentlich über private Begebenheiten, z.B. einen Unfall eines Teilnehmers, gesprochen wird. Man kommt dann aber wieder zum ‚eigentlichen‘ Thema zurück und diese Rückführung wird häufig explizit markiert. (Vgl. 4.5.3)

Zu spät kommende Seminarteilnehmer werden als ‚Zuspätkommer‘ behandelt, etwa indem ihnen Informationen, Papiere o.ä., die in ihrer Abwesenheit gegeben wurden, nachgeliefert werden. Sie müssen in einem selbstregulativen Prozeß wieder integriert werden, um die seminarübliche Komplexitätsstruktur herzustellen. Auf diese und ähnliche Steuerungsprozesse richtet sich die Aufmerksamkeit des Forschers in dieser Analysephase.

#### 4.5.2 Selbstidentifizierung und -korrektur

Bei der Selbstkorrektur in sozialen Systemen geht man von der Hypothese aus, daß die notierten Abweichungen (vom Normalformmodell) von dem betreffenden System als informative Information identifiziert werden. Diese Informationen werden solange prozessiert, bis sie anderen Systemen, deren Elementen oder Medien zugeschrieben werden können. Die Korrektur erscheint also als eine Klärung desjenigen Systems, dem die Informationen als Elemente zugeschrieben werden können.<sup>211</sup> Solche fremden Systeme können vor allem sein:

- *interferierende einfache Sozialsysteme*  
Z.B. werden Äußerungen in einer Schulstunde, die keinen Beitrag zum Thema liefern, nicht als Elemente des Systems betrachtet und können möglicherweise interferierenden Zweiergesprächen zwischen Schülern zugeschrieben werden. Durch diese Einordnung der informativen Äußerung werden die Systemgrenzen (der Schulstunde) stabilisiert.
- *interpenetrierende Personalsysteme*  
Institutionelle Rollen, die sich selbst als Privatpersonen typisieren, indem sie etwa, abweichend von der Normalform, biographische Einzelheiten mitteilen, gefährden die Institution nicht notwendig. Solche ‚Abweichungen‘ lassen sich dadurch normalisieren, daß sie - z.B. in Form eines Selbstkommentars - dem Personalsystem zugeschrieben werden.
- *Supersysteme*  
Auffällig geringe Beteiligung in Fortbildungsveranstaltungen kann beispielsweise darauf zurückzuführen sein, daß die Veranstaltung vom Arbeitgeber finanziert und kontrolliert wird. /195/
- *das Forschungssystem*  
(Vgl. hierzu die Darstellung in 4.6).
- Schließlich können Informationen auch der unspezifischen Umwelt und Mediendefekten zugeschrieben werden.

Wenn jemand die sprachlichen Bedeutungen nicht versteht - entweder weil er die Terminologie nicht kennt oder in einer anderen Muttersprache spricht - die Werkzeuge nicht beherrscht, sich nicht ‚benehmen‘ kann usw. - so sind dies Defekte der verschiedenen Medien, die in allen sozialen Systemen immer wieder auftauchen, ohne daß dadurch die Identität des Systems gefährdet zu sein braucht.

Alle diese Zuschreibungen dienen der Aufrechterhaltung der (gefährdeten) Systemgrenzen: nicht dadurch, daß die Informationen als Elemente in das System inkorporiert werden, sondern im Gegenteil dadurch, daß ihre prinzipielle Fremdheit durch die Einordnung in andere Systeme dokumentiert wird.

Für den Forscher bedeutet die Ermittlung der Bezugssysteme, denen die notierten Informationen zugeschrieben werden, gleichsam eine Kodierung oder ‚Erklärung‘ von Auffälligkeiten in einem anderen theoretischen Bezugsrahmen. (Vgl. 4.9)

---

<sup>211</sup> Eine ausführliche Einordnung informativer Informationen in fremde Systeme im Rahmen einer Normalformanalyse einer Balintgruppensitzung findet sich in Giesecke/Rappe: Rekonstruktion von Bedeutungszuschreibungen.

#### 4.5.3 Selbstrepräsentation und 4.5.4 Selbstreflexion

Die Analyse der Selbstrepräsentation und -reflexion beginnt mit der Hypothese, daß die notierten Informationen Abweichungen von den Normalformerwartungen sind. Der Nachweis von enttäuschten Normalformerwartungen ist nicht immer einfach, weil sie nicht in jedem Fall - und vor allem nicht sofort im Anschluß an die Enttäuschung - manifestiert werden.

Bei Sozialsystemen, die sich über einen längeren historischen Zeitraum erstrecken, z.B. bei Therapiegruppen, ist es, wenn es die Datenlage zuläßt, möglich, auch noch sehr lange nach dem Auftreten von Normalformabweichungen, Reaktionen bei den Beteiligten zu identifizieren.

Häufig werden Abweichungen aber auch als ‚Abweichungen‘ thematisiert. Es empfiehlt sich deshalb, bei diesem Analyseprogramm auch zugleich die selbstreflexiven Elemente zu berücksichtigen. Die Selbstreflexion von Auffälligkeiten ist die offensichtlichste Bestätigung dafür, daß die während der Normalformanalyse durch den Forscher gewonnenen Informationen auch von dem Sozialsystem bzw. von seinen Elementen als Information behandelt werden. Praktisch wird man deshalb diese selbstreflexiven Daten immer auch schon bei der Analyse der ersten Dimensionen in der Informationsgewinnungsphase (4.2.3, 4.3.3 und 4.4.3) berücksichtigen. /196/

Eine zusätzliche Möglichkeit der Überprüfung von Abweichungen von den Normalformerwartungen bieten Interviews und Triangulationssitzungen. Man geht von der Hypothese aus, daß diejenigen Ereignisse, die für den Forscher unstrukturiert und auffällig sind, auch für die Beteiligten der untersuchten Sozialsysteme in irgendeiner Weise auffällig sind. Gibt man nun diesem Sozialsystem als Ganzes oder einzelnen Rollen die Gelegenheit, sich noch einmal über die betreffenden sozialen Prozesse zu äußern, so ist es wahrscheinlich, daß diejenigen Ereignisse wieder thematisiert werden, die im Forschungsprozeß als Abweichungen konstatiert wurden.

Außerdem können mit den Beteiligten Interviews durchgeführt werden, in denen sie, so gut es das Setting erlaubt, in ihrer sozialen Rolle befragt werden. Ziel dieser Befragung ist es, zu überprüfen, ob das Differenz erleben auch bei den Beteiligten aufgetreten ist und wie es verarbeitet wurde. (Vgl. hierzu auch 3.5.8.3) Die Analyse der selbstreferentiellen Dimension ist abgeschlossen, wenn die Behandlung der notierten Informationen in den drei Programmen überprüft ist.

Wenn Auffälligkeiten, die in 4.4.4 aufgelistet wurden, nicht normalisiert werden, so ist dies ein Indiz dafür, daß entweder

- a) das System kein Exemplar der Art ist oder
- b) das Artmodell ungenau ist.

Letzteres kann Verschiedenes bedeuten: Es kann zu einer Revision des Artmodells führen oder zu einer Spezifizierung. Eine solche Spezifizierung kann durch die Beschreibung von Varietäten oder durch die Bildung von allgemeineren Modellen (Familien) erfolgen, die dann in mehrere, ähnliche Arten aufgegliedert werden.

#### 4.6 Kontrollmechanismen: Selbstreflexion des Forschungssystems

Dieser Programmpunkt trägt dem Umstand Rechnung, daß die Normalformanalyse selbst ein sozialer Prozeß ist, der in einem organisierten Sozialsystem abläuft. Forschungsergebnisse, Kodierungen, Beschreibungen usw. sind so gesehen soziale Selektionen. Zu ihrem Verständnis wäre es im Prinzip erforderlich, sie als Elemente der Strukturen eben dieses Sozialsystems zu begreifen und ihre Funktionen, Relationen usw. in einer Normalformanalyse ausführlich zu beschreiben. Das Forschungssystem kann aber von dem Forscher nicht vollständig in seiner Struktur erkannt werden, eben weil er selbst ein Selektionszentrum (Element) in diesem System ist.

Was der Forscher zunächst nur tun kann, ist - so gut es geht - den Einfluß des Forschungssystems auf die Datenkonstitution und seinen eigenen Einfluß als Personalsystem auf das Forschungssystem zu reflektieren. (Vgl. auch 3.6) Einzelne Abweichungen in dem untersuchten Sozialsystem können, wie im vorigen Abschnitt schon angesprochen, der Interferenz des Forschungssystems - z.B. bei der Datenerhebung - zugeschrieben werden. /197/

Bei der Aufzeichnung einer Balintgruppe wurden beispielsweise ein längeres Schweigen durch ein Gruppenmitglied mit der Bemerkung unterbrochen: „Da ist für den Linguisten nicht viel zu holen!“. Der Adressat dieser Äußerung, die in dem Normalformmodell natürlich nicht vorgesehen ist, war der - außerhalb der Runde sitzende - Forscher.

Zur Überprüfung des Einflusses des Personalsystems des Forschers auf den Untersuchungsablauf empfiehlt es sich, schon zu Anfang der Normalformanalyse flankierend spezielle Daten zu erheben.

Im Rahmen des Kasseler Projekts wurden die Mitarbeiter beispielsweise nach dem Abhören der Tonbandaufzeichnungen des institutionellen Geschehens aufgefordert, alles mitzuteilen, was ihnen an diesem Geschehen besonders aufgefallen ist. Sind viele Forscher an der Normalformanalyse beteiligt, so kann diese Aussprache in Form einer Gruppendiskussion ablaufen. Die Mitteilungen (bzw. die Diskussionen) wurden aufgezeichnet und dann später in der Phase der Selbstreflexion des Forschungssystems als Daten behandelt. Man vergleicht die Zusammenstellung der informativen Abweichungen (4.4.4) mit den Auffälligkeiten, die die Forscher bei der Befragung genannt haben. Die Unterschiede zwischen den beiden Listen werden dem Personalsystem des betreffenden Forschers zugeschrieben. Dem liegt die Hypothese zugrunde, daß das Relevanzsystem, welches zu diesem Differenzerleben führte, nicht das Normalformmodell ist. Ziel der weiteren Auswertung ist es, die Auswirkungen dieses personalen Differenzerlebens auf die Normalformanalyse zu reflektieren. Es liegt die Vermutung nahe, daß die subjektiven Bewertungen auch während der Analyse verzerrend eingesetzt wurden.

#### 4.7 Ergebnissicherung: Diagnose und Deskription des Exemplars

Am Beginn der Normalformanalyse stand die Hypothese, daß es sich bei dem untersuchten sozialen System um ein Exemplar einer bestimmten Art handelt, von der ein Normalformmodell vorliegt. In dieser Untersuchungsphase wird diese Hypothese noch einmal umfassend überprüft. Dabei kann man zu dem Ergebnis kommen, daß das untersuchte Exemplar so weit von dem Normalformmodell abweicht, daß es mit diesem Modell nicht zureichend beschrieben werden kann. In diesem Fall ist der Forschungsprozeß streng genommen nicht als ‚Normalformanalyse‘ zu bezeichnen, sondern es handelt sich bei der Analyse bestenfalls um einen Beitrag zur Normalformrekonstruktion eines neuen Modells.

Die Hypothesenprüfung schließt mit einer Diagnose ab. Da sich das Exemplar aufgrund seiner spezifischen Umweltbedingungen und der organisatorischen Voraussetzungen in einzelnen Merkmalen von dem Standardfall unterscheiden wird, kann in einer zusätzlichen /198/ Deskription auf die Spezifika hingewiesen werden. Diese Spezifika erhält man durch eine Typisierung der informativen Abweichungen, die in der selbstreferentiellen Dimension normalisiert werden mußten. Eine vollständige Deskription ist nicht erforderlich, weil eine solche in Form des Artmodells schon vorliegt.

Schließlich kann die Normalformanalyse auch als Bestandteil einer Normalformrekonstruktion betrachtet werden. Es ist dann zu fragen, welchen Beitrag die Analyse zur Spezifikation des Normalformmodells geleistet hat.

Die selbstreferentielle Struktur des Forschungssystems bringt es mit sich, daß im System letztlich nicht zu kontrollieren ist, wann die Normalformanalyse abgeschlossen ist. Jede Reflexion der Systemstrukturen

fördert neues Differenzerleben zutage, das unkodiert bleiben muß. (Vgl. 3.6) Für die Entscheidung der Frage, wann genügend Ereignisse des Datenmaterials kodiert und genügend Abweichungen geklärt sind, gibt es kein unabhängiges Kriterium. Man muß bei der Normalformanalyse im Auge behalten, daß der Untersuchungsgegenstand ein bestimmtes, dokumentiertes Sozialsystem ist. Wenn dessen Strukturen ausreichend kodiert sind, bricht die Analyse ab. Informationen über die interferierenden Systeme - einschließlich des Forschungssystems - wird nur so weit nachgegangen, als es für die Erklärung der spezifischen Strukturmerkmale des untersuchten Systems erforderlich ist.

#### 4.8 Anwendung: Funktionen der Normalformanalyse für die Praxis

Die Normalformanalyse wird nicht immer nur in einem kommunikationswissenschaftlichen Forschungszusammenhang mit der Absicht durchgeführt, zu überprüfen, ob es sich bei einem bestimmten sozialen System um ein Exemplar einer bestimmten Art handelt. Sie soll gerade auch in andere interdisziplinäre oder interprofessionelle Forschungszusammenhänge eingebaut werden. In diesem Fall geht es bei der Normalformanalyse nicht nur darum, die sozialen Ereignisse in einem kommunikationswissenschaftlichen Sinn zu verstehen, sondern es sollen bestimmte Fragen beantwortet werden, die für andere Disziplinen oder Professionen wichtig sind.

Für die Beantwortung interdisziplinärer Fragen kann die Normalformanalyse Informationen bereitstellen. Die theoretische Begründung für diese Möglichkeit liegt u.a. in der Tatsache, daß in dem kommunikationswissenschaftlichen Modell sozialer Systeme schon Sehweisen und Kategorien verschiedener Disziplinen aufgehoben sind. (Vgl. 2.3.2)

Typische kybernetische und informationstheoretische Fragen lassen sich im Anschluß an die Untersuchungen der selbstreferentiellen Dimension behandeln. (Was wird von dem System als Information behandelt?) Typische wissenssoziologische und sozialpsychologische Fragen lassen sich an die Analyse der Normalformenerwartungen an- /199/ schließen. (Welches sind die gemeinsamen Wissensbestände von Beteiligten in Institutionen, und wie sind sie psychisch repräsentiert?) Organisations- und institutionssoziologische Fragen können an die Beschreibung der Komplexitätsdimension anschließen. Verbindungen ergeben sich auch zu einer Soziologie abweichenden Verhaltens. Man kann weiter fragen, ob und ggf. wie Phänomene, die in der psychoanalytischen Fachliteratur als ‚Widerstand‘, ‚Übertragung‘, ‚Spiegelung‘ usw. bezeichnet werden, in der kommunikationswissenschaftlichen Normalformanalyse erfaßt werden. Die Sprachwissenschaft kann Informationen über Strukturen des Zeichensystems erwarten, die als (Medien-)Defekte von den ‚native speaker‘ behandelt werden. Manche Ziele der Normalformanalyse decken sich mit den Interessen der Kleingruppenforschung.

Eine etwas andere Einbettung erfährt die Normalformanalyse bei der Zusammenarbeit mit Praktikern, Therapeuten, Lehrern, Richtern, Vertretern von Verwaltungen oder anderen Institutionen.<sup>212</sup> Die Normalformanalyse institutioneller Prozesse kann in gewissem, begrenztem Umfang die Funktion einer Organisationsberatung (Krisenintervention) und der Kontrolle professionellen Handelns übernehmen. Sie liefert Informationen über Krisen in institutionellen Abläufen und über deren Ursache, ermöglicht Prognosen über die Folgen bestimmter professioneller Entscheidungen oder Hypothesen über eine optimale Organisation des Settings.<sup>213</sup> Die ermittelten Programmstrukturen können als Orientierungshilfe für die Professionals dienen.

Ziel der kommunikationswissenschaftlichen Arbeit in dem in diesem Buch vorgeschlagenen Sinne ist es ja letztlich, latente Strukturen oder ‚unbemerkte‘ Programme institutionellen Handelns offenzulegen. In dem Maße, in dem dies gelingt, werden die Vorgänge in den Institutionen auch für die Beteiligten thematisierbar und damit auch kritisierbar, diskutierbar und lehrbar.<sup>214</sup>

Die Normalformmodelle können - wie aspektivisch auch immer - von den Professionals bei Bedarf in ihrer Praxis in Form einer Normalformanalyse angewendet werden. Dabei werden alternative Strukturen des Alltags sichtbar und damit auch u.U. alternative Entscheidungsmöglichkeiten für das eigene Handeln eröffnet.

Natürlich hat die interdisziplinäre Einbettung der Normalformanalyse Folgen für die Struktur des Forschungssystems. Schon bei der Datenerhebung muß so vorgegangen werden, daß eine Chance besteht,

---

<sup>212</sup> Auf einige Aspekte der Problematik interprofessioneller Zusammenarbeit, in diesem Fall der Zusammenarbeit zwischen Kommunikationswissenschaftlern und praktizierenden Therapeuten, bin ich an anderer Stelle eingegangen, vgl. Giesecke: Probleme, Bedingungen und Methoden.

<sup>213</sup> Für (praktizierende) Psychologen und Therapeuten sind nach meiner Erfahrung auch immer wieder solche informativen Abweichungen von Interesse, die von dem Sozialsystem Personalsystemen - und zwar immer wieder den gleichen Personalsystemen - zugeschrieben werden. Sie können als typische ‚persönliche‘ Merkmale oft im Sinne irgendeiner psychologischen Persönlichkeitstheorie oder Krankheitslehre reinterpretiert werden.

<sup>214</sup> Dies trifft in besonderem Maße auf die Interessen zu, die mit der Erforschung therapeutischer Gruppen verbunden werden. Vgl. Sandner: Psychodynamik in Kleingruppen. München/Basel 1978; ders.: Theoriebildung in der Gruppenanalyse – Gegenwärtiger Stand und Perspektiven. In: Zeitschrift für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, 17, 1981, S. 234-250; sowie Heigl-Evers: Konzepte der analytischen Gruppenpsychotherapie. In: dies.: Sozialpsychologie, Bd. 2, S. 763-777.

die Informationen zu dokumentieren, die für den übergeordneten interdisziplinären Zusammenhang von Interesse sind. Wird interprofessionell mit Praktikern zusammengearbeitet, so können sich deren Interessen und Perspektiven schon frühzeitig positiv auf die Auswahl und die Dokumentation des Datenmaterials auswirken.

Bei der Untersuchung des Verhaltens von Ärzten und Patienten in Erstinterviews im Rahmen der Aufnahme-prozedur in eine psychosomatische Klinik, an der ich gemeinsam mit Sprachwissenschaftlern und praktizierenden Psychologen und Medizinerinnen beteiligt war, erwies es sich als unverzichtbar, mit Video-Aufnahmen zu arbeiten, weil hier eben eine ganze Reihe von Symptomen, die für die Praktiker orientierungsrelevant waren, wie z.B. ‚Nägelkauen‘, nicht hörbar sind und auch aus naheliegenden /200/ Gründen nicht beständig thematisiert werden konnten. Eine solche Feststellung erleichtert die Arbeit sowohl bei der Normalformrekonstruktion als auch bei der Normalformanalyse von vornherein.

Auch das nachfolgende Forschungsprogramm wird sich an den Fragestellungen der beteiligten Disziplinen oder Professionen ausrichten. Eine extensive und vor allem gleichmäßige kommunikationswissenschaftliche Auswertung aller Strukturen der verschiedenen Dimensionen kann in dem Maße zurücktreten, in dem andere Erfolgskriterien gesetzt werden. Bei der systematischen Darstellung der Normalformanalyse in diesem Kapitel habe ich immanente kommunikationswissenschaftliche Erfolgskriterien und Ziele zugrunde gelegt. Andere Umstände und funktionale Beziehungen ermöglichen Strukturabweichungen, ohne daß dadurch die Identität des Forschungssystems gefährdet wird.

#### 4.9 Schlußbemerkung: Verstehen sozialer Kommunikation durch Normalformanalyse

Die Normalformanalyse ist entwickelt, um soziale Phänomene zu verstehen - und zwar nicht in einem alltäglichen, sondern in einem spezifischen kommunikationswissenschaftlichen Sinn. Ich möchte abschließend versuchen, einige Besonderheiten dieses Verstehensbegriffs zusammenzufassen.

‚Verstehen‘ heißt im Rahmen der Normalformanalyse (mindestens) viererlei: Kodieren, Informationsgewinnung, Reflexion und Erklären. Von ‚Kodieren‘ habe ich gesprochen, wenn ich beliebige Informationen einer bestimmten bekannten und vorab modellierten Struktur als Element zugerechnet habe. Kodieren beruht so gesehen auf einem Rekurrenzerlebnis: Irgendetwas wird als Element einer bestimmten Struktur wiedererkannt. Die Information bestätigt eine Erfahrung oder bewährt das eingesetzte Relevanzsystem. Kodierungsprobleme erscheinen während der Forschungsarbeit als Zurechnungsprobleme: Es fehlen Kategorien oder Modelle, denen Informationen zugeschrieben werden können. Diese Situation, in der etwas als Abweichung von einer Erwartungsstruktur, z.B. dem theoretischen Modell, auffällt, habe ich als Informationsgewinnung bezeichnet. Jede Informationsgewinnung ‚durchkreuzt eine Erwartung‘, ist eine ‚negative Erfahrung‘.<sup>215</sup> Etwas erscheint als Information, gerade insoweit es nicht strukturiert ist. Das Konzept der ‚Informationsgewinnung‘ schneidet aus dem überkomplexen Phänomen des alltäglichen Verstehens also den Aspekt des ‚Differenzerlebens‘ heraus, im Gegensatz zum Rekurrenzerleben, welches ich als ‚Kodieren‘ bezeichnet habe.

Kodieren und Informationsgewinnung setzen beide gleichermaßen System- oder Relevanzstrukturen voraus, entweder als Bedingung der Möglichkeit der Einordnung/Kodierung der neuen Information oder als Bedingung der Möglichkeit von Differenzerleben. Wenn es um das ‚Verstehen‘ dieser Systemstrukturen geht, spreche ich von ‚Reflexion‘. Sie führt beispielsweise zur Explizierung derjenigen Strukturen, die im Rahmen der Normalformanalyse bei der Kodierung und der Informationsgewinnung eingesetzt werden. /201/

*Enger an die erkenntnistheoretische Tradition angelehnt, kann man den Unterschied zwischen Kodieren und Informationsgewinnung einerseits und Reflexion andererseits auch folgendermaßen formulieren: Bei der Konzeptualisierung*

---

<sup>215</sup> Gadamer bemerkt, „daß wir in einem doppelten Sinne von Erfahrung sprechen, einmal von den Erfahrungen, die sich unserer Erwartung einordnen und sie bestätigen, sodann aber von der Erfahrung, die man ‚macht‘. Diese, die eigentliche Erfahrung, ist immer eine negative.“ Gadamer: Wahrheit und Methode, S. 335 f.; Luhmann differenziert in diesem Zusammenhang zwischen ‚Nachricht‘ und ‚Information‘. Luhmann: Systemtheoretische Argumentationen, S. 40 ff.

des ‚Verstehens‘ als Kodieren oder als Informationsgewinnung wird die Subjekt-Objekt-Opposition beibehalten und ‚Verstehen‘ als (Erkenntnis) Handlung aufgefaßt.

Wird ‚Verstehen‘ als Reflexion moderiert, so ist der Ausgangspunkt ein Erkenntnisssystem, in dem Subjekt und Objekt Strukturelemente sind, die gleichermaßen voneinander abhängen. Die Unterscheidung zwischen den beiden Elementen verliert ihre klassische Bedeutung. Insbesondere kennzeichnet sie keine Innen-Außen-Differenz mehr. Forschungspraktisch wirkt sich das so aus, daß der Wissenschaftler beim Kodieren und bei der Informationsgewinnung einen anderen ‚Standpunkt‘ einnimmt als bei der Reflexion. Im ersteren Fall sieht er sich als Betrachter in Opposition zu dem Phänomen, er baut also eine Innen-Außen-Differenz auf. Im zweiten Fall betrachtet der Forscher sich selbst als Element desjenigen Systems, welches er untersucht, reflektiert. Insofern er ein Element der Struktur ist, die er erkennen will, ist seine Reflexion, wie schon mehrfach betont, unabschließbar.

Erklären bezeichnet im Rahmen der Normalformanalyse eine besondere Art der Normalisierung von Differenz erleben. Erklären setzt also Informationsgewinnung voraus. Die Normalisierung erfolgt durch Kodieren - aber bei der Kodierung wird ein anderes Relevanzsystem in Anspruch genommen als bei der Informationsgewinnung. Während Differenz und Rekurrenz erleben mit einem Relevanzsystem auskommen, benötigt man für das Erklären nacheinander zwei unterschiedliche Relevanzsysteme, also einen Wechsel der Modelle.

Informationen, die im Zuge der Normalformanalyse nicht dem untersuchten Sozialsystem zugeschrieben (kodiert) werden können, lassen sich trotzdem ‚verstehen‘. Man kann sie z.B. interferierenden (anderen) Sozialsystemen zuschreiben. Damit nimmt man neben dem Normalformmodell des untersuchten Systems noch ein weiteres, mehr oder weniger ausgearbeitetes Modell des interferierenden Sozialsystems als Relevanzsystem in Anspruch.

Mit der Einführung des Erklärungskonzepts wird dem Prozeßcharakter des ‚Verstehens‘ bzw. der Normalformanalyse Rechnung getragen: Der Verstehensprozeß läßt sich als eine Abfolge von Rekurrenz erleben (Kodieren), Differenz erleben (Informationsgewinnung) und Erklärung (Normalisierung) des Differenz erleben auffassen. Die Strukturen, die dem Rekurrenz- und Differenz erleben sowie der Normalisierung des Differenz erleben zugrundeliegen, werden (in Normalformmodellen) reflektiert. Diese Reflexion sichert den Zusammenhang des Verstehensprozesses, systematisiert die Normalformanalyse. Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, daß man natürlich auch die vier Verstehenskonzepte noch einmal auf ihre Gemeinsamkeiten hin ‚reflektieren‘ kann. ‚Verstehen‘ wird in allen Konzepten - in anderer Weise - als Relationierungsprozeß aufgefaßt. ‚Reflexion‘ erscheint dabei /202/ als „der unwahrscheinlichste Fall [...] der Relationierung“. (Luhmann: Selbstthematizierungen des Gesellschaftssystems, S. 72)

Prinzipiell ist ein Verstehensprozeß in dieser Form unabschließbar. Bei jeder Normalisierung von Differenz erleben kann wiederum Differenz erleben auftreten, welches erneut kodiert werden muß. Dazu können immer wieder neue Bezugssysteme ausgewählt werden.

*Diese Tatsache des vom ‚Hölzchen-aufs-Stöckchen-Kommen‘ ist auch aus wissenschaftlichen Diskussionen hinlänglich bekannt. Sie stört, wie sich schon in der Etikettierung ausdrückt, weil dort eine besondere Normalformermwartung über den Umgang mit dem Problem des ‚offenen‘ Verstehensprozesses existiert. Man geht davon aus, daß die einmal gewählten Bezugssysteme hinlänglich ausbuchstabiert und den Beteiligten bekannt sind. Werden neue Bezugssysteme bei Erklärungen herangezogen, so muß das a) deutlich gemacht werden und b) müssen diese neuen Bezugssysteme im Rahmen der Diskussion bzw. der Disziplin zugelassen sein.*

*In diesem Sinne hat schon A. Schütz sein ‚Grundpostulat der Methodologie der Sozialwissenschaft‘ formuliert: „Wähle das Bezugsschema, das dem Problem, welches Dich interessiert, angemessen ist, beachte dessen Grenzen und Möglichkeiten, sieh darauf, daß dessen Begriffe sich untereinander vertragen, und halte Dich daran, nachdem Du es einmal akzeptiert hast! Wenn Dich jedoch andererseits die Eingrenzung Deines Problems dazu führt, im Verlaufe der Arbeit ein anderes Bezugs- und Interpretationsschema anzunehmen, vergiß nicht, daß mit dem Wechsel des Schemas alle Begriffe, die früher in diesem Schema benützt wurden, notwendig einer Sinnveränderung unterliegen.“ (Schütz: Die soziale Welt, S. 9; vgl. a. ders.: Das Problem der Rationalität, S. 44, 48 ff)*

Bei der kommunikationswissenschaftlichen Normalformanalyse ist ein Bezugssystem von vornherein festgelegt: das Artmodell. Seine Strukturen werden, wie in diesem Kapitel gezeigt, verwendet, um Strukturen des Exemplars wiederzuerkennen und Differenz erleben organisiert zu ermöglichen. Das Artmodell ist außerordentlich komplex. Es besitzt zahlreiche Strukturen, die als Relevanzsystem

verwendet werden, und ermöglicht es eben dadurch, eine beträchtliche Menge von Informationen zu verarbeiten. Der selbstreferentielle Aufbau läßt es zudem zu, auch Differenz erleben (der anderen drei Dimensionen) im Rahmen dieses ersten Bezugssystems zu kodieren.

Weitergehendes Differenz erleben kann erklärt werden, indem es anderen Elementen der kommunikativen Welt, vor allem anderen Sozialsystemen, Personalsystemen und den Medien zugeschrieben wird. Erst in diesem Augenblick liegt ein Wechsel des Bezugssystems vor, beginnt die Erklärung.

*Es mag auf den ersten Blick wünschenswert erscheinen, möglichst viele Bezugssysteme zu modellieren, um viele Informationen verarbeiten zu können. Dabei sollte man nicht aus den Augen verlieren, daß mit der Zunahme der Systeme und ihrer Differenzierung auch die Komplexität der Analysen und Erklärungen wächst. Im Extremfall - wenn prinzipiell alle denkbaren Relevanzsysteme herangezogen werden können - widerspiegelt die wissenschaftliche Analyse die Überkomplexität des alltäglichen Verstehens. / 203/*

*Die extensiven Interpretationen oder ‚Sinnauslegungen‘ in den verschiedenen Spielarten der Konversationsanalyse und vor allem bei den Vertretern der ‚Objektiven Hermeneutik‘ verlieren viel von ihrer Faszination, wenn man sich die prinzipiell offene Struktur des Informationsverarbeitungsprozesses vor Augen führt. Reizvoll ist eigentlich weniger die Vielfalt der Erklärungen - dies ist gleichsam die Voraussetzung jeder Analyse - als vielmehr die Reduktion - nicht der Erklärungen, sondern der Erklärungsmöglichkeiten. Die theoretische Unterschätzung des Problems der Komplexität in der objektiven Hermeneutik ist die Bedingung der Möglichkeit für den ‚praktischen‘ Optimismus, daß „nach intensiver Bearbeitung des Materials neue Interpretationen sich nicht mehr einstellen“. (Overmann u.a.: Beobachtungen zur Struktur, S. 391) Nimmt man das Postulat ernst, daß ‚die extensive Sinnauslegung prinzipiell nie abgeschlossen ist‘, so ist in dieser Schule das Sammeln von Lesarten vom ‚Standpunkt des allgemeinen, gewissermaßen absoluten Anderen‘ ohne theoretische Begründung. (Ebd., S. 391) Jede dieser Sammlungen von ‚Lesarten‘ zeigt nur die Grenzen des Interpretierenden (als Alltagsmenschen) - und ermöglicht insoweit Rückschlüsse auf das Personalsystem des Forschers.*

Die im zweiten und dritten Kapitel begonnene Definition des Objektbereichs dient vom Standpunkt der Normalformanalyse aus gesehen der Begrenzung von Differenz erleben und der Reduktion von Kodierungs- und Erklärungsmöglichkeiten. Diese Leistung wird durch die Begrenzung und die strukturelle Definition derjenigen Systeme, die bei kommunikationswissenschaftlichen Erklärungen herangezogen werden können, erreicht. Die Definitionen sind bislang auf weite Strecken kaum mehr als ein erster Versuch zur Formulierung einer Diskussionsgrundlage. Sie müssen durch weitere theoretische Arbeit präzisiert werden. Inwieweit ein kommunikationswissenschaftlicher Verstehensprozeß durch das vorliegende Konzept organisiert werden kann, ist eine empirische Frage.

## Literatur

- Ackermann, Ch./Parsons, T.: Der Begriff „Sozialsystem“ als theoretisches Instrument. 1976. In: St. Jensen (Hrsg.) Talcott Parsons, S. 69-84. (Engl. in: G. J. Di Renzo (Hrsg.): Concepts, Theory and Explanation in the Behavioral Sciences. New York 1966, S. 2-40).
- Althaus, H. P./Henne, H./Wiegand, H. E. (Hrsg.): Lexikon der germanistischen Linguistik. Tübingen 1980. Vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbek 1973. Bd. 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Bd. 2: Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung, München 1976.
- Arnheim, R.: Inverted Perspective in Art: Display and Expression. In: Leonardo, Volumen V, 1972, S. 125-135.
- Auwärter, M./Kirsch, E./Schröter, K. (Hrsg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt/M. 1976.
- Baecker, D./Markowitz, J./Stichweh, R./Tyrell, H./Willke, H. (Hrsg.): Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/M. 1987.
- Bartsch, R./Vennemann, Th.: Sprachtheorie. 1980. In: H. P. Althaus/H. Henne/H. E. Wiegand (Hrsg.): Lexikon der germanistischen Linguistik, S. 57-82.
- Baron, W.: Methodologische Probleme der Begriffe Klassifikation und Systematik sowie deren Entstehung und Entwicklung in der Biologie. 1967. In: A. Diemer (Hrsg.): System und Klassifikation in Wissenschaft und Dokumentation. Düsseldorf.
- Bateson, G.: Geist und Natur - Eine notwendige Einheit. Frankfurt/M. 1984 (Erstauflage 1979).
- Ders.: Ökologie des Geistes. Frankfurt/M. 1983 (Erstauflage 1972).
- Berger, P./Luckmann, Th.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M. 1977.
- Bergmann, J.: Ethnomethodologische Konversationsanalyse. 1981. In: P. Schröder/H. Steger (Hrsg.): Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf.
- Ders.: Schweigephase im Gespräch - Aspekte ihrer interaktiven Organisation. 1982. In: H.G. Soeffner (Hrsg.): Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie, S. 143-184.
- Bielefeld, U./Hess-Lüttich, E. W. B. (Hrsg.): Soziolinguistik und Empirie. Beiträge zu Problemen der Korpusgewinnung und -auswertung. Wiesbaden 1977.
- Bielke, E.: Die Normalform der Integration von ‚Zuspätkommern‘ in Supervisionsgruppen. 1979. In: A. Gaertner (Hrsg.): Supervision, S. 237-253.
- Dies. (1980): Interaktionskrisen in der Supervision: Die Arbeit des Leiters. Diplomarbeit im FB Sozialwesen der Gesamthochschule Kassel.
- Blackwelder, R. E.: Taxonomy - A Text and Reference Book. New York, London, Sidney 1967.
- Bliesener, Th.: Die Visite - ein verhandelter Dialog. Initiativen von Patienten und Abweisungen durch das Personal. Tübingen 1982.
- Ders.: Erzählen unerwünscht. Erzählversuche von Patienten in der Visite. 1980. In: K. Ehlich (Hrsg.): Erzählen im Alltag, S. 143-178.
- Bobrow, D. G./Collins, A. (Hrsg.): Representation and Understanding - Studies in Cognitive Science. New York/San Francisco/London 1975.
- Brünner, G./Fiehler, R.: Kommunikation in Institutionen der beruflichen Ausbildung. 1983. In: OBST, 24, S. 145-167.
- Bruner, J. S.: The Ontogenesis of Symbols, In: To Honor Roman Jakobson - Essays on the Occasion of his 70th Birthday. The Hague, 1966, S. 427-446.
- Ders.: From Communication to Language - A Psychological Perspective. 1975. In: Cognition, 3, S. 225-287.
- Ders.: Early Social Interaction and Language Acquisition. 1977. In: R. Schaffer (Hrsg.): Studies in Mother - Infant Interaction. London/New York/San Francisco, S. 271-289.
- Bruner, J. S./Olver, R. R./Greenfield, P. M. (Hrsg.): Studien zur kognitiven Entwicklung. Stuttgart 1971.
- Bruner, J. S./Olson, D.: Learning through Experience and Learning through Media. 1974. In: D. Olson (Hrsg.): Media and Symbols: The Forms of Expression, Communication and Education. Chicago, S. 125-150.
- Dies.: Symbole und Texte als Werkzeuge des Denkens. 1978. In: G. Steiner (Hrsg.): Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 7, Piaget und die Folgen. Zürich, S. 306-320.
- Brunner-Traut, E.: Aspektivische Kunst. 1964. In: Antaios, VI, S. 309-330.

- Bühler, K.: Ausdruckstheorie - Die Darstellungsfunktion der Sprache. Frankfurt/M./Berlin/Wien 1968 (Erstauflage Stuttgart 1934).
- Ders.: Das Strukturmodell der Sprache. 1936. In: *Travaux du Cercle Linguistique de Prague*, 6, S. 3-12.
- Ders.: Der dritte Hauptsatz der Sprachtheorie. Anschauung und Begriff im Sprachverkehr. 1937. In: *Internationale Konferenz für Psychologie*, 11, S. 196-203.
- Ders.: Die Krise der Psychologie. Stuttgart/New York 1965 (Erstauflage 1927).
- Ders.: Die Symbolik der Sprache. 1928. In: *Kantstudien*, 33, S. 405-409.
- Ders.: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Frankfurt/M. 1978.
- Ders.: Über den Begriff der sprachlichen Darstellung. 1923. In: *Psychologische Forschung*, 3, S. 282-294.
- Bunge, M.: *Treatise on Basic Philosophy*. Bd 4: *Ontology II: A World of Systems*. Dordrecht 1979.
- Cherry, C.: *On Human Communication*. Cambridge/London 1978.
- Cicourel, A.: Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. 1975. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Bd. 1, S. 147-188.
- Ders.: *Sprache in der sozialen Interaktion*. München 1973.
- Conant, R. C./Ashby W. R.: Every good regulator of a system must be a model of that system. 1970. In: *International Journal of Systems Science I*, S. 89-97.
- Cooley, Ch. H.: *Social Organisation*. New York 1909.
- Ders.: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. München o.J. (Erstauflage 1967).
- Devereux, G.: Normal und Anormal: Die Schlüsselbegriffe der Ethnopsychiatrie. 1974. In: W. Münsterberger (Hrsg.): *Der Mensch und seine Kultur*. München.
- Dittmann, J. (Hrsg.): *Arbeiten zur Konversationsanalyse*. (= *Linguistische Arbeiten* 75). Tübingen 1979.
- Ders.: Institution und sprachliches Handeln. 1979. In: ders.: *Arbeiten zur Konversationsanalyse*, S. 198-234.
- Dreitzel, H. P.: *Die gesellschaftlichen Leiden und die Leiden an der Gesellschaft*. Stuttgart 1979 (Erstauflage 1968).
- Ders.: Rollentheorie. 1984. In: A. Heigl-Evers (Hrsg.): *Sozialpsychologie*, Bd. 1, S. 70-77.
- Dürer, A.: *Hjrin sind begriffen vier bücher von menschlicher Proportion/durch Albrechten Dürer von Nueremberg erfunden vnd beschriben/zu nutz allen denen/so zu diser kunst lieb tragen*. Nürnberg. (3. Auflage 1538). Facsimile - Druck nach der Urausgabe von 1528 von Josef Stocker. Dietikon - Zürich 1969 (1528).
- Ders.: *Vnderweysung der messung/ mit dem zirckel vnd richtscheyt/in Linien ebenen vnd gantzen corporen/ ...Nürnberg*. Facsimile - Druck im Verlag Walther Uhl. Unterschneidheim 1972 (1525).
- Durkheim, E.: *Regeln der soziologischen Methode*. Neuwied/Berlin 1970 (Erstauflage 1894).
- Ehlich, K. (Hrsg.): *Erzählen im Alltag*. Frankfurt/M. 1980.
- Ehlich, K./Rehbein, J. (Hrsg.): *Kommunikation in Schule und Hochschule*. Tübingen 1983.
- Ehlich, K./Switalla, B.: *Transkriptionssysteme - Eine exemplarische Übersicht*. 1976. In: *Studium Linguistik*, 2, S. 78-105.
- Eicke, D.: Das Über - Ich - Eine Instanz, richtunggebend für unser Handeln. 1976. In: Ders. (Hrsg.): *Freud und die Folgen*. Bd. 1 (= *Psychologie des 20. Jahrhunderts*) München, S. 499-514
- Ders.: *Geschichte des Projekts zur Erforschung interaktioneller Vorgänge in Supervisions - und Balintgruppen*. 1983. In: M. Giesecke/K. Rappe-Giesecke (Hrsg.): *Kommunikation in Balintgruppen*, S. 9-12.
- Ders.: *Technik der Gruppenleitung von Balintgruppen*. 1974. In: B. Luban-Plozza (Hrsg.): *Praxis der Balintgruppen*. München.
- Einstein, A./Infeld, L.: *Die Evolution der Physik*. Hamburg 1970.
- Fehlenberg, D. (1983): *Die empirische Analyse der Visitenkommunikation*. In: *OBST*, H. 24, 29-56.
- Fiehler, R.: *Kommunikation und Kooperation. Theoretische und empirische Untersuchungen zur kommunikativen Organisation kooperativer Prozesse*. Berlin 1980.
- Ders.: *Kommunikative Bedingungen kooperativer Prozesse, theoretische und methodische Aspekte*. 1978. In: M. E. Conte/A. G. Raamat/P. Raamat (Hrsg.): *Sprache im Kontext*. Tübingen, S. 143-153.
- Flader, D./Giesecke, M. (1980): *Erzählen im psychoanalytischen Erstinterview*. 1980. In: K. Ehlich (Hrsg.): *Erzählen im Alltag*, S. 209- 161.
- Flader, D./Grodzicki, W. D./Schröter, K. (Hrsg.): *Psychoanalyse als Gespräch*. Frankfurt/M. 1982.
- Flusser, V.: *Schriften*. 5 Bde. Hrsg. Stefan Bollmann/Edith Flusser. Mannheim 1995.
- Foerster, H. v.: *Sicht und Einsicht. Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie*. Braunschweig/Wiesbaden 1985.

- Freud, S.: Das Unbehagen in der Kultur. GW, Bd. XIV (1930). (Studienausgabe, Bd. 9. Frankfurt/M. 1982).
- Ders.: Die Traumdeutung. GW, Bd. 1113. London 1942 (1900). (Studienausgabe, Bd. 2, Frankfurt/M. 1982).
- Frey, S./Hirsbrunner, H.-P./Bieri-Florin, A.: Vom Bildschirm zum Datenprotokoll: Das Problem der Rohdatengewinnung bei der Untersuchung nonverbaler Interaktion. 1979. In: Zeitschrift für Semiotik, 1, S. 193-209.
- Frey, S./Hirsbrunner, H.-P./Pool, J./Daw, W.: Das Berner System zur Untersuchung nonverbaler Interaktion: I. Die Erhebung des Rohdatenprotokolls. 1980. In: P. Winkler (Hrsg.): Methoden der Analyse von Face-to-Face-Situationen, S. 203-236.
- Gadamer, H.-G.: Wahrheit und Methode. Tübingen 1975.
- Gaertner, A. (Hrsg.): Supervision. (= Materialien 7 des Modellversuchs ‚Soziale Studiengänge an der GH Kassel‘). Kassel 1979. 3. erw. Auflage.
- Galperin, P. J.: Die Entwicklung der Untersuchungen über die Bildung geistiger Operationen. 1969. In: H. Hiebsch (Hrsg.): Ergebnisse der sowjetischen Psychologie. Stuttgart.
- Garfinkel, H.: Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. 1973. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1, S. 189-262.
- Ders.: Studies in the Routine Ground of Everyday Activities. In: Ders.: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs 1967, S. 35-75.
- Giesecke, M.: Die Normalform der Falleinbringung in Supervisionsgruppen. 1979. In: A. Gaertner (Hrsg.): Supervision, S. 206-236.
- Ders.: Die Normalformanalyse, ein kommunikationswissenschaftliches Untersuchungsverfahren für interaktionelle Vorgänge in Institutionen. 1982. In: H. G. Soeffner (Hrsg.), S. 185-204.
- Ders.: Interaktionssysteme als Untersuchungseinheiten in der frühkindlichen Spracherwerbsforschung. 1977. In: G. Drachman (Hrsg.): Salzburger Beiträge zur Linguistik. Salzburg, Bd. 4, S. 41-54.
- Ders.: Instruktionssituationen in Sozialisationsinstitutionen – Ablaufschemata und Bedeutungsübertragung bei instrumentellen Instruktionen im Kindergarten. 1979. In: H.-G. Soeffner (Hrsg.): Interpretative Verfahren, S. 38-64.
- Ders.: Kleiner Leitfaden zum Verständnis und zur Anfertigung von Transkriptionen. 1983. In: M. Giesecke/K. Rappe-Giesecke (Hrsg.): Kommunikation in Balintgruppen, S. 121-124.
- Ders.: Phasen im Ablauf einer Balintgruppensitzung. 1983. In: M. Giesecke/K. Rappe-Giesecke (Hrsg.): Kommunikation in Balintgruppen, S. 25-38.
- Ders.: Probleme, Bedingungen und Methoden einer interdisziplinären Erforschung von Therapie- und Balintgruppen. 1983. In: M. Giesecke/K. Rappe-Giesecke (Hrsg.): Kommunikation in Balintgruppen, S. 13-23.
- Ders.: Schriftsprache als Entwicklungsfaktor in Sprach- und Begriffsgeschichte. 1979. In: R. Koselleck (Hrsg.): Historische Semantik und Begriffsgeschichte. Stuttgart, S. 262-302.
- Ders.: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt/M. 1992.
- Ders.: Überlegungen zur sozialen Funktion und zur Struktur handschriftlicher Rezepte im Mittelalter. 1984. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 51/52, S. 167-184.
- Ders.: Übersicht über die Grundannahmen und Untersuchungsverfahren in dem Projekt ‚Erforschung interaktioneller Vorgänge in ausbildungs- und berufsbegleitenden Supervisions- und Balintgruppen‘. In: A. Gaertner (Hrsg.): Supervision, S. 152-204.
- Ders.: ‚Volkssprache‘ und ‚Verschriftlichung des Lebens‘ im Spätmittelalter - am Beispiel der Genese der gedruckten Fachprosa in Deutschland. 1980. In: H. U. Gumbrecht (Hrsg.): Literatur in der Gesellschaft des Spätmittelalters (= Vol. 1 der Begleitreihe zum GRLMA). Heidelberg, S. 39-70.
- Giesecke, M./Elwert, G.: Adult Literacy in a Context of Cultural Revolution: Structural Parallels of the Literacy Process in Sixteenth Century Germany and Present-Day Benin. 1983. In: F. Coulmas/K. Ehlich (Hrsg.): Writing in Focus (= Trends in Linguistics, Studies and Monographs 24). Berlin/New York/Amsterdam, S. 209-226.
- Giesecke, M./Martens, K.: Zur Entwicklung der Sprechhandlungsfähigkeit des Kindes. 1977. In: Papiere zur Linguistik, 15/1977, S. 120-137.
- Giesecke, M./Rappe, K.: Rekonstruktion von Bedeutungszuschreibungen mithilfe der Normalformanalyse. 1981. In: W. Frier (Hrsg.): Pragmatik, Theorie und Praxis. Amsterdam, S. 343-378.

- Dies.: Setting und Ablaufstrukturen in Supervisions- und Balintgruppen. 1982. In: D. Flader/W. D. Grodzicki/K. Schröter (Hrsg.): Psychoanalyse als Gespräch S. 208-302.
- Giesecke, M./Rappe-Giesecke, K. (Hrsg.): Bausteine zu einer kommunikationswissenschaftlichen Analyse des ‚Settings‘ von psychoanalytisch orientierten Supervisionsgruppen und von Balintgruppen. 1983. In: Dies.: Kommunikation in Balintgruppen, S. 103-120.
- Diess.: Kommunikation in Balintgruppen - Ergebnisse interdisziplinärer Forschung (= Heft 7 der Reihe ‚Patientenbezogene Medizin‘). Stuttgart/New York 1983.
- Glaser, B./Strauss, A.: Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. 1979. In: Ch. Hopf/E. Weingarten (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung, S. 91-111.
- Diess.: The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. London 1968.
- Gordon, G. N.: Aristotle as a modern propagandist. 1978. In: Havelock, E. A./Hershbell, J. P. (Hrsg.): Communication Arts in the Ancient World. New York, S. 55-62.
- Görlitz, D./Meyer, W.-U./Weiner, B.: Bielefelder Symposium über Attribution. Stuttgart 1978.
- Grice, H.P.: Logic and Conversation. 1974. In: M. Cole/J. L. Morgan (Hrsg.): Syntax and Semantics. New York, Bd. 111, S. 45 ff.
- Gross, P.: Die unmittelbare soziale Beziehung als Problem sozialwissenschaftlicher Analyse. 1979. In: H. G. Soeffner (Hrsg.): Interpretative Verfahren, S. 183-207.
- Ders.: Gesprochenes verschriften und Miteinanderreden beschreiben. 1979. In: Zeitschrift für Semiotik, 1, S. 153-159.
- Ders.: Ist die Sozialwissenschaft eine Textwissenschaft? 1980. In: P. Winkler (Hrsg.): Methoden der Analyse von Face-to-Face-Situationen, S. 143-159.
- Gross, P./Müller J. E.: Zur Notation nonverbaler Verhaltens. Konstanz 1976.
- Gumin, H./Mohler, A. (Hrsg.): Einführung in den Konstruktivismus. München 1985.
- Günther, G.: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Hamburg 1976.
- Gurwitsch, A.: Das Bewußtseinsfeld. Berlin 1975.
- Habermas, J.: Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1, Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Bd. 2, Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt/M. 1981.
- Ders.: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. 1975. In: J. Habermas/N. Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, S. 101-141.
- Habermas, J./Luhmann, N. Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt/M. 1975.
- Haken, H.: Erfolgsgeheimnisse der Natur. Stuttgart 1981.
- Haley, J.: Gemeinsamer Nenner Interaktion, Strategien der Psychotherapie. München 1978.
- Hartung, W.- D. (Hrsg.): Sprachliche Kommunikation und Gesellschaft. Berlin (DDR) 1974.
- Hartwich, P./Lehmkuhl, G.: Audiovisuelle Konfrontation. 1983. In: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, 18, S. 185-204.
- Heider, F.: Psychologie der interpersonalen Beziehungen. Stuttgart 1977 (Erstauf. New York 1958).
- Ders.: Wahrnehmung und Attribution. 1978. In: D. Görlitz u.a. (Hrsg.): Bielefelder Symposium über Attribution, S. 19-28.
- Heigl-Evers, A.: Konzepte der analytischen Gruppenpsychotherapie. 1984. In: Dies. (Hrsg.): Sozialpsychologie, Bd. 2, S. 763-777.
- Dies.: (Hrsg.): Sozialpsychologie, Bd. 1: Die Erforschung der zwischenmenschlichen Beziehung, Bd. 2: Gruppendynamik (= Bd. VIII der Psychologie des 20. Jhdts.), Weinheim/Basel 1984.
- Heigl-Evers, A./Hering, A.: Die Spiegelung einer Patientengruppe durch eine Therapeutenkontrollgruppe. 1970. In: Zeitschrift für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, 4, S. 179-190.
- Heisenberg, W.: Das Naturbild der heutigen Physik. Hamburg 1972.
- Hejl, P. M.: Sozialwissenschaft als Theorie selbstreferentieller Systeme. Frankfurt/M./New York 1982.
- Hempel, C. G./Oppenheim, P.: Der Typenbegriff im Lichte der neuen Logik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Konstitutionsforschung und Psychologie. Leiden 1936.
- Hoffmann, L.: Kommunikation vor Gericht. Tübingen 1983.
- Hoffmann-Riem, Ch.: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. 1980. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, S. 339-372.
- Hofstätter, P. R.: Faktorenanalyse. 1974. In: König, R.: Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 3a: Grundlegende Methoden und Techniken. Stuttgart, S. 204-272.
- Holzcamp, K.: Sinnliche Erkenntnis, historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt/M. 1973.
- Hopf, Ch./Weingarten, E. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979.
- Hopf, C.: Norm und Interpretation. 1982. In: Zeitschrift für Soziologie, 3, S. 307-329.

- Hoppe, B.: Abbilden und Beschreiben in der Naturforschung. 1969. In: E. Schmauderer (Hrsg.): Buch und Wissenschaft (= Technikgeschichte in Einzeldarstellungen, Nr. 17). Düsseldorf, S. 71-90.
- Dies.: Der Ursprung der Diagnosen in der botanischen und zoologischen Systematik. 1978. In: Sudhoffs Archiv, Bd. 62, 2, S. 105-130.
- Husserl, E.: Erfahrung und Urteil. Hamburg 1976 (Erstaufgabe Prag 1939).
- Hymes, D.: Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt/M. 1979.
- Ders.: The Anthropology of Communication. 1967. In: Dance, F.E.X.: Human Communication Theory. New York, S. 1-39.
- Ingwer, P.: Der evangelische Gottesdienst als institutionell inszeniertes Ritual. 1983. In: OBST, 24, S. 91-106.
- Innerhofer, P.: Das Münchner Trainingsmodell. Berlin 1977.
- Jantsch, E.: Die Selbstorganisation des Universums. München 1984.
- Jorns, U. S.: Kodierung und Sinnzuschreibung bei der Notation nichtverbaler Phänomene - dargestellt an Beispielen von Kopfhaltungen und Gesichtsbewegungen. 1979. In: Zeitschrift für Semiotik, 1, S. 225-249.
- Jensen, St. (Hrsg.): Talcott Parsons - Zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1976.
- Kallmeyer, W.: Verständigungsprobleme in Alltagsgesprächen. 1977. In: Der Deutschunterricht, 6, S. 52-69.
- Kallmeyer, W./Schütze, F.: Konversationsanalyse. 1976. In: Studium Linguistik, 1, S. 1-28.
- Diess.: Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. 1977. In: D. Wegener (Hrsg.): Gesprächsanalysen. (= IKP - Forschungsberichte Reihe 1, Bd. 65). Hamburg.
- Kanngießler, S.: Spracherklärungen und Sprachbeschreibung. 1976. In: D. Wunderlich (Hrsg.): Wissenschaftstheorie der Linguistik. Kronberg/Ts., S. 273-393.
- Kanth, R.: Kommunikativ-pragmatische Gesprächsforschung. Neuere gesprächs- und konversationsanalytische Arbeiten. 1983. In: ZGL, XL, S. 202-222.
- Karakalos, B.: Das narrative Interview als Instrument der Konstitution sozialwissenschaftlicher Daten: Zur Problematik umgangssprachlich verfaßter Texte. 1979. In: H. G. Soeffner (Hrsg.): Interpretative Verfahren, S. 227-242.
- Keele, K./Pedretti, C. (Hrsg.): Leonardo da Vinci. Atlas der anatomischen Studien in der Sammlung Ihrer Majestät Elizabeth II. in Windsor Castle. 3 Bde. London und Gütersloh 1978-80.
- Keseling, G. u.a.: Untersuchungen zum Sprachverhalten psychosomatisch Kranker - Ein interdisziplinärer Arbeitsbericht. Marburg 1979.
- Klix, F.: Information und Verhalten. Kybernetische Aspekte der organismischen Informationsverarbeitung. Berlin (DDR) 1977.
- Ders.: Lernende Systeme. Berlin 1973.
- Köhle, K./Raspe, H. H.: Das Gespräch während der ärztlichen Visite. München 1982.
- König, R. (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Stuttgart 1973-1978.
- Krohn, W./Küppers, G. (Hrsg.): Emergenz. Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung. Frankfurt/M. 1992.
- Kützing, F. T.: Grundzüge der philosophischen Botanik. Bd. 1: Historische Einleitung, Methoden, Naturleben, die Pflanzenteile. Leipzig 1851.
- Kuhn, Th. S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M. 1967 (engl. 1962).
- Kummer, W.: Grundlagen der Texttheorie. Zur handlungstheoretischen Begründung einer materialistischen Sprachwissenschaft. Reinbek 1975.
- Ders.: Theorie der Sprachbeschreibung. 1980. In: H. P. Althaus/H. Henne/H. E. Wiegand (Hrsg.): Lexikon der germanistischen Linguistik, Bd. 1, S. 91-97.
- Kutter, P.: Zur Praxis der psychoanalytischen Supervisionsgruppe. 1981.  
In: Ders. und J. K. Roth (Hrsg.): Psychoanalyse an der Universität. München, S. 97-109.
- Labov, W./Fanshel, D.: Therapeutic Discourse. New York/San Francisco/London 1977.
- Laszlo, E.: Evolution und Invarianz in der Sicht der allgemeinen Systemtheorie. 1978. In: Lenk, H./Ropohl, G.: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm. Königstein, S. 226 ff.
- Ders.: Introduction to System Philosophy. Toward a New Paradigm of Contemporary Thought. New York 1972.
- Leonardo da Vinci: Codex Windsor; Facsimile hrsg. von K. D. Keele und C. Pedretti in 3 Bänden in der Edition Opera Aeterna (Prisma Verlag GmbH), London/Gütersloh 1978- 80.
- Leont'ev, A.A.: Psycholinguistische Einheiten und die Erzeugung sprachlicher Äußerungen. Berlin (DDR) 1975.

- Ders.: Sprache, Sprechen, Sprechfähigkeit. Stuttgart 1971.
- Leontjew, A.N.: Probleme der Entwicklung des Psychischen. Berlin (DDR) 1971.
- Lewis, D.: Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung. Berlin/New York 1975.
- Lieberich, A.: Analyse von Leiterinterventionen nach dem Normalformmodell. (Diplomarbeit im Fachbereich Sozialwesen an der GH Kassel) 1983.
- Link, H. F.: Grundlehren der Kräuterkunde, in zwei Bänden. Berlin 1837.
- Luban-Plozza, B.: Über die Entwicklung der Balintgruppen. 1974. In: Ders. (Hrsg.): Praxis der Balintgruppen. München, S. 12-25.
- Luckmann, Th. (1980): Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation. 1980. In: H. P. Althaus/H. Henne/H. E. Wiegand (Hrsg.): Lexikon der germanistischen Linguistik, S. 28-41.
- Luckmann, Th./Gross, P.: Analyse unmittelbarer Kommunikation und Interaktion als Zugang zum Problem der Konstitution sozialwissenschaftlicher Daten. 1977. In: U. Bielefeld/ E. W. B. Hess-Lüttich (Hrsg.): Soziolinguistik und Empirie, S. 198-208.
- Luhmann, Niklas: Allgemeine Theorie organisierter Sozialsysteme. 1975. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 2.
- Ders.: Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie. 1984. In: H. U. Gumbrecht/U. Link-Heer (Hrsg.): Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte. Frankfurt/M., S. 11-33.
- Ders.: Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Einfache Sozialsysteme. 1975. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 2.
- Ders.: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. 1975. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 2.
- Ders.: Erleben und Handeln. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Funktion und Kausalität. 1974. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 1.
- Ders.: Funktionale Methode und Systemtheorie. 1974. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 1.
- Ders.: Funktionen und Folgen formaler Organisation. Berlin 1964.
- Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 1: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt/M. 1980.
- Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 2: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt/M. 1981.
- Ders.: Ideengeschichte in soziologischer Perspektive. 1981. In: J. Matthes (Hrsg.): Lebenswelt und soziale Probleme (Verhandlungen des 20. deutschen Soziologentages). Frankfurt/M./New York, S. 49-61.
- Ders.: Identitätsgebrauch in selbstsubstitutiven Ordnungen, besonders Gesellschaften. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Interaktion, Organisation, Gesellschaft. 1975. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 2.
- Ders.: Interpenetration - Zum Verhältnis personaler und sozialer Systeme. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Komplexität. 1975. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 2.
- Ders.: Legitimation durch Verfahren. Neuwied/Berlin 1969.
- Ders.: Moderne Systemtheorie als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse. 1975. In: J. Habermas/N. Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, S. 7-24.
- Ders.: Normen in soziologischer Perspektive. 1969. In: Soziale Welt, 20, S. 28-48.
- Ders.: Organisation im Wirtschaftssystem. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Organisation und Entscheidung. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Reflexive Mechanismen. 1974. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 1.
- Ders.: Schematismen der Interaktion. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Selbstthematisierungen des Gesellschaftssystems. 1975. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 2.
- Ders.: Sinn als Grundbegriff der Soziologie. 1975. In: J. Habermas/N. Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, S. 25-100.
- Ders.: Soziale Aufklärung. 1974. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 1.
- Ders.: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M. 1984.
- Ders.: Soziologie als Theorie sozialer Systeme. 1974. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 1.
- Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1974 (4. Auflage).
- Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen 1975.
- Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981.
- Ders.: Symbiotische Mechanismen. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.

- Ders.: Systemtheoretische Argumentationen. Eine Entgegnung auf Jürgen Habermas. In: J. Habermas/N. Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, S. 291-405.
- Ders.: Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie. 1975. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 2.
- Ders.: Temporalstrukturen des Handlungssystems: Zum Zusammenhang von Handlungs- und Systemtheorie. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Unverständliche Wissenschaft: Probleme einer theorieeigenen Sprache. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Vertrauen - Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart 1968.
- Ders.: Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme. 1981. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3.
- Ders.: Zweckbegriffe und Systemrationalität. Frankfurt/M. 1973 (Erstauflage Tübingen 1968).
- Mägdefrau, K.: Geschichte der Botanik, Leben und Leistung großer Forscher. Stuttgart 1973.
- Mangold, W.: Gruppendiskussion. 1967. In: R. König (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Stuttgart, Bd. 1, S. 209-225, 719-723.
- Markowitz, J.: Konstellationsformen psychischer Selbstreferenz. Vorstudien zu einem Begriff der Partizipation. 1987. In: Baecker, D. et al.: Theorie als Passion, S. 482-518.
- Martens, K.: Zur Herausbildung kommunikativer Handlungsmuster zwischen Kind und Bezugsperson. 1979. In: Dies. (Hrsg.): Kindliche Kommunikation. Frankfurt/M., S. 9-60.
- Maruyama, M.: The Second Cybernetics: Deviation – Amplifying Mutual Causal Processes. 1963. In: American Scientist 51, S. 164-179.
- Maser, S.: Grundlagen der allgemeinen Kommunikationstheorie. Stuttgart 1973.
- Maturana, H. R.: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig 1982.
- Mead, H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/M. 1978 (Erstauflage Chicago 1934).
- Meinefeld, W.: Ein formaler Entwurf für die empirische Erfassung elementaren sozialen Wissens. 1976. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Kommunikative Sozialforschung, S. 88-158.
- Merten, K.: Kommunikation: Eine Begriffs- und Prozeßanalyse. Opladen 1977.
- Miller, M.: Zur Logik der frühkindlichen Sprachentwicklung. Stuttgart 1976.
- Mossakowski, D./Nettmann, H.-K.: Is there a Linear Hierarchy of Biological Systems? 1981. In: Roth, G./Schwegler, H.: Self-organizing systems. An interdisciplinary approach. Frankfurt/M./New York, S. 39-47.
- Müller, H.: Über den Umgang mit Transkriptionen und Tonbandaufzeichnungen von Gruppensitzungen. 1983. In: M. Giesecke/K. Rappe-Giesecke (Hrsg.): Kommunikation in Balintgruppe, S. 39-72.
- Müller, J. E.: Unterschiede und Gemeinsamkeiten des wissenschaftlichen Umgangs mit face-to-face-Situationen und mit Texten. 1979. In: H. G. Soeffner (Hrsg.): Interpretative Verfahren, S. 208-226.
- Niessen, M.: Gruppendiskussion. München 1977.
- Nissen, K.: Die botanischen Buchillustrationen, Bd. 1: Die Geschichte. Bd. 2: Bibliographie (Supplement 1966). Stuttgart 1951.
- Odum, E. P.: Ökologie. München/Bern/Wien 1972 (Erstauflage New York 1963).
- Oevermann, U./Allert, T./Gripp, H./Konau, E./Krambeck, J./Schröder-Caesar, E./Schütze, Y.: Beobachtungen zur Struktur sozialisatorischer Interaktion. 1976. In: M. Auwärter/E. Kirsch/K. Schröter (Hrsg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, S. 371-403.
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J.: Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. 1979. In: H. G. Soeffner (Hrsg.): Interpretative verfahren, S. 352-434.
- Olschki, L.: Geschichte der neusprachlichen wissenschaftlichen Literatur. Bd. 1: Die Literatur der Technik und der angewandten Wissenschaften vom Mittelalter bis zur Renaissance. Heidelberg 1919.
- Panofsky, E.: Das Leben und die Kunst Albrecht Dürers. München 1977.
- Ders.: Die Renaissancen der europäischen Kunst. Frankfurt/M. 1979 (Erstauflage Stockholm 1960).
- Ders.: Perspektive als symbolische Form. In: Vorträge der Bibliothek Warburg IV, 5/1924, S. 266 ff.
- Paprotui, W./Bünting, K.-D. (1980): Theorie der Sprachforschung. In: H. P. Althaus/H. Henne/H. E. Wiegand (Hrsg.): Lexikon der germanistischen Linguistik, S. 82-91.
- Parsons, T.: Gesellschaften. Frankfurt/M. 1975.

- Ders.: Grundzüge des Sozialsystems. 1976. In: St. Jensen (Hrsg.): Talcott Parsons, 161-274. (Engl. in: T. Parsons/E. A. Shils/K. D. Naegle/J. R. Pius (Hrsg.): Theories of Society. Foundations of Modern Sociological Theory. New York/London 1961, S. 30-79).
- Ders.: Social Structure and Personality. New York 1964.
- Ders.: Sozialsysteme. 1976. In: St. Jensen (Hrsg.): Talcott Parsons, 275-318. (Engl. in: The International Encyclopedia of the Social Sciences. New York 1968, Vol. 15, S. 458-473).
- Ders.: The Structure of Social Action. New York 1937 (2. Aufl. 1949).
- Ders.: Zur allgemeinen Theorie in der Soziologie. 1976. In: St. Jensen (Hrsg.): Talcott Parsons, S. 85-120. (Engl. in: R. K. Merton/L. Broom/L. S. Cottrell (Hrsg.): Sociology Today. New York 1958, S. 3-38).
- Paul, H.: Prinzipien der Sprachgeschichte. Tübingen 1920 (Erstauflage 1880).
- Pawlow, T.: Die Widerspiegelungstheorie. Berlin (DDR) 1973 (Erstauflage Sofia 1962).
- Philipp, M.: Die psychoanalytische Persönlichkeitstheorie. 1983. In: U. H. Peters (Hrsg.): Psychiatrie. Weinheim/Basel, Bd. 2, S. 113-126 (= Band XI der Psychologie des 20. Jhdts.).
- Popper, K. R.: Logik der Forschung. Tübingen 1973 (5. Auflage).
- Posner, R.: Nonverbale Zeichen in öffentlicher Kommunikation. 1985. In: Zeitschrift für Semiotik, 3, Bd. 7, S. 235-271.
- Quasthoff, U.: Eine interaktive Funktion von Erzählungen. 1979. In: H. G. Soeffner (Hrsg.): Interpretative Verfahren, S. 104-126.
- Dies.: Gemeinsames Erzählen als Form und Mittel im sozialen Konflikt oder ein Ehepaar erzählt eine Geschichte. 1980. In: K. Ehlich (Hrsg.): Erzählen im Alltag, S. 109-142.
- Rappe-Giesecke, K.: Fallerzählung und Themen der Gruppenarbeit. 1983. In: M. Giesecke/K. Rappe-Giesecke (Hrsg.): Kommunikation in Balintgruppen, S. 59-72.
- Dies.: Typen von Leiterinterventionen. 1983. In: M. Giesecke/K. Rappe-Giesecke (Hrsg.): Kommunikation in Balintgruppen, S. 73-88.
- Rehbein, J.: Komplexes Handeln. Stuttgart 1977.
- Reski, A.: Aufforderungen - Zur Interaktionsfähigkeit im Vorschulalter. Bern/Frankfurt/M. 1982.
- Ropohl, G.: Einführung in die allgemeine Systemtheorie. 1978. In: Lenk, H./Ropohl, G. (Hrsg.): Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm. Königstein, S. 9-49.
- Rosin, U.: An welchen Konzepten orientiere ich mich, wenn ich als Leiter einer Balintgruppe interveniere? 1983. In: M. Giesecke/K. Rappe-Giesecke (Hrsg.): Kommunikation in Balintgruppen, S. 89-102.
- Roth, G.: Die Entwicklung kognitiver Selbstreferentialität im menschlichen Gehirn. 1987. In: Baecker, D. et al.: Theorie als Passion, S. 394-422.
- Roth, G./Schwegler, H. (Hrsg.): Self-Organizing Systems. An Interdisciplinary Approach. Frankfurt/M./New York 1981.
- Rubinstein, S.L.): Das Denken und die Wege seiner Erforschung. Berlin (DDR) 1968 (Erstauflage Moskau 1958).
- Ders.: Grundlagen der allgemeinen Psychologie. Berlin (DDR) 1958 (Erstauflage Moskau 1946).
- Ders.: Sein und Bewußtsein. S'Gravenhage 1971 (auch Berlin 1961) (Erstauflage Moskau 1957).
- Rupprich, H.: Albert Dürer. Schriftlicher Nachlaß. 3 Bde. Berlin 1956-69.
- Rytz, W.: Wege zum Artbegriff - von den Kräuterbüchern zu Carl von Linné. 1947. In: Gessnerus, IV, S. 121 ff.
- Sacks, H./Schegloff, E./Jefferson, G.: A Simplest Systematics for the Organization of Turn - Taking for Conversation. 1947. In: Language, 50, S. 696-735.
- Sandig, B.: Schriftsprachliche Norm und die Beschreibung und Beurteilung spontan gesprochener Sprache. 1976. In: G. Presch/K. Gloy (Hrsg.): Sprachnormen. Bd. 2, Bad Cannstadt.
- Sandler, J.: Zum Begriff des Über-Ich. 1964. In: Psyche, 4, Bd. 18, S. 721-743, 812-827.
- Sandner, D.: Psychodynamik in Kleingruppen. München/Basel 1978.
- Ders.: Theoriebildung in der Gruppenanalyse - Gegenwärtiger Stand und Perspektiven. 1981. In: Zeitschrift für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, 17, S. 234-250.
- de Saussure, F.: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967 (Erstauflage Lausanne 1916).
- Schank, G./Schoenthal, G.: Gesprochene Sprache. Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden. (Germanistische Arbeitshefte) Tübingen 1976.
- Schank, G./Schwitalla, J.: Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse. 1980. In: H. P. Althaus/H. Henne/H. E. Wiegand (Hrsg.): Lexikon der germanistischen Linguistik, S. 313-322.
- Schegloff, E.: Notes on a Conversational Practice: Formulating Place. 1972. In: D. Sudnow (Hrsg.): Studies in Social Interaction. New York, S. 75-119.

- Schelsky, H.: Ist Dauerreflektion institutionalisierbar? 1965. In: Ders.: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Düsseldorf/Köln, S. 250-275.
- Schlieben-Lange, B.: Linguistische Pragmatik. Stuttgart 1975.
- Dies.: Traditionen des Sprechens - Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart/Köln/Mainz 1983.
- Schmidt, S.J. (Hrsg.): Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus. Frankfurt/M. 1988.
- Schütz, A.: Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. 1972. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, S. 22-50 (englisch 1943).
- Ders.: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt - eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/M. 1974 (Erstauflage Wien 1932).
- Ders.: Die Gleichheit und die Sinnstruktur der sozialen Welt. 1972. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, S. 203-256.
- Ders.: Die soziale Welt und die Theorie der sozialen Handlung. 1972. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, S. 3-21.
- Ders.: Don Quichote und das Problem der Realität. 1972. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, S. 102-128.
- Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971.
- Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972.
- Ders.: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft. 1971. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, S. 331-411 (englisch 1955).
- Ders.: Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen. 1972. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, S. 259-278.
- Ders.: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. 1971. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, S. 237-298.
- Ders.: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. 1971. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, S. 3-54 (englisch 1953).
- Schütz, A./Luckmann, Th.: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt 1975.
- Schütze, F.: Sprache soziologisch gesehen. München 1975, 2 Bde.
- Ders.: Strategische Interaktion im Verwaltungsgericht - eine soziolinguistische Analyse zum Kommunikationsverlauf im Verfahren zur Anerkennung als Wehrdienstverweigerer. 1978. In: W. Hassemer/W. Hofmann-Riem/M. Weiss (Hrsg.): Interaktion vor Gericht - Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie. Baden-Baden, Bd. 2, S. 21 ff.
- Ders.: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen. 1976. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung, S. 159-260.
- Sereno, K. K./Mortensen, C. D.: Foundations of Communication Theory. New York/Evanston/London 1970.
- Sève, L.: Marxismus und Theorie der Persönlichkeit. Frankfurt/M. 1972 (Erstauflage Paris 1972).
- Ders.: Postface de la troisième édition de *Marxisme et théorie de la personnalité*. Paris 1974.
- Shannon, C./Weaver, E.: The Mathematical Theory of Communication. Urbana 1949.
- Silbermann, A./Krüger, U. M.: Soziologie der Massenkommunikation. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1973.
- Sluzki, C. E./Beavin, J.: Symmetrie und Komplementarität. 1980. In: P. Watzlawick/J. H. Weakland: Interaktion, S. 117-136.
- Smith, A. G.: Communication and Culture. Readings in the Codes of Human Interaction. New York/Chicago 1966.
- Soeffner, H. G. (Hrsg.): Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie. Tübingen 1980.
- Ders.: Interaktion und Interpretation. Überlegungen zu Prämissen des Interpretierens in der Sozial- und Literaturwissenschaft. 1979. In: Ders.: Interpretative Verfahren, S. 328-351.
- Ders.: Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart 1979.
- Ders.: Statt einer Einleitung: Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. 1980. In: Ders.: Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie, S. 9-48.
- Steinert, H.: Etikettierungen im Alltag. 1984. In: A. Heigl-Evers (Hrsg.): Sozialpsychologie, Bd. 1, S. 388-404.
- Stichweh, R.: Die Autopoiesis der Wissenschaft. 1987. In: Baecker, D. et al.: Theorie als Passion, S. 447-481.
- Stierlin, H./Rücker-Embden, J./Wetzel, N./Wirsching, M.: Das erste Familiengespräch. Stuttgart 1980.

- Switalla, B.: Die Identifikation kommunikativer ‚Daten‘ als sprachtheoretisches Problem. 1979. In: Zeitschrift für Semiotik, 1, S. 161-175.
- Teubner, G.: Episodenverknüpfung. Zur Steigerung von Selbstreferenz im Recht. 1987. In: Baecker, D. et al.: Theorie als Passion, S. 423-446.
- Thayer, L.: Communication. Theory and Research. Proceedings of the First International Symposium. Springfield III 1967.
- Toulmin, S.: Voraussicht und Verstehen. Ein Versuch über die Ziele der Wissenschaft. Frankfurt/M. 1968.
- Ungeheuer, G.: Aspekte sprachlicher Kommunikation. 1972. In: Ders.: Sprache und Kommunikation, S. 9-24.
- Ders.: Die kybernetischen Grundlagen der Sprachtheorie von Karl Bühler. 1972. In: Ders.: Sprache und Kommunikation, S. 191- 198.
- Ders.: Inhaltliche Grundkategorien sprachlicher Kommunikation, Überlegungen zur Inhaltsanalyse. 1971. In: K. G. Schweisthal (Hrsg.): Grammatik, Kybernetik, Kommunikation (Festschrift für A. Hoppe). Bonn, S. 191-201.
- Ders.: Kommunikation und Gesellschaft. 1972. In: Ders.: Sprache und Kommunikation, S. 191-206.
- Ders.: Sprache als Informationsträger. 1972. In: Ders.: Sprache und Kommunikation, S. 25-36.
- Ders.: Sprache und Kommunikation. Hamburg 1972.
- Veltman, K. H.: Visualisation and Perspective. 1982. In: E. Bellone/P. Rossi (Hrsg.): Leonardo e l'età della ragione. Milano, S. 185-210.
- Vollmer, G.: Grundlagen einer projektiven Erkenntnistheorie. 1978. In: P. M. Hejl/W. K. Köck/G. Roth (Hrsg.): Wahrnehmung und Kommunikation. Frankfurt/M., S. 79- 97.
- Volmerg, U.: Kritik und Perspektiven des Gruppendiskussionsverfahrens in der Forschungspraxis. 1977. In: Th. Leithäuser/B. Volmerg/G. Salje/U. Volmerg/B. Wutka: Entwurf zu einer Empirie des Alltagsbewußtseins. Frankfurt/M.
- Watzlawick, P./Beavin, J. H.: Einige formale Aspekte der Kommunikation. 1980. In: P. Watzlawick/J. H. Weakland (Hrsg.): Interaktion, S. 95-115.
- Watzlawick, P./Beavin, J. H./Jackson, D. D.: Menschliche Kommunikation. Bern/Stuttgart/Wien o.J. (Erstaufgabe New York 1967).
- Watzlawick, P./Weakland, J. H. (Hrsg.): Interaktion. Bern/Stuttgart/Wien 1980.
- Weber, M.: Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. 1973. In: Ders.: Soziologie - Universalgeschichtliche Analysen - Politik. Stuttgart, S. 186-262 (5. Auflage).
- Weingart, P.: De - Institutionalisierung der Gesellschaft oder Verlust der Subjektivität. 1984. In: A. Heigl-Evers (Hrsg.): Sozialpsychologie, Bd. 1, S. 559-566.
- Weingarten, E./Sack, F./Schenkein, J. (Hrsg.): Ethnomethodologie – Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns. Frankfurt/M. 1976.
- Wersig, G.: Information Kommunikation Dokumentation. München 1971.
- Willi, J.: Die Zweierbeziehung. Reinbek 1975.
- Winkler, P. (Hrsg.): Methoden der Analyse von Face-to-Face-Situationen. Stuttgart 1980.
- Ders.: Notationen des Sprechausdrucks. 1979 In: Zeitschrift für Semiotik, 1, S. 211-224.
- Wodak-Leodolter, R.: Problemdarstellungen in gruppentherapeutischen Situationen. 1980. In: K. Ehlich (Hrsg.): Erzählen im Alltag, S. 179-208.
- Wright, L.: Perspective in Perspective. London/Boston/Melbourne 1983.
- Wunderlich, D.: Studien zur Sprachtheorie. Frankfurt/M. 1976.
- Wygotski, L. S.: Denken und Sprechen. Stuttgart 1969.
- Wynne, L. C.: Kommunikationsstörungen und die Suche nach sinnvollen Beziehungen in Familien mit einem schizophrenen Mitglied. 1973. In: C. J. Sager/H. S. Kaplan (Hrsg.): Handbuch der Ehe-, Familien - und Gruppentherapie. München, Bd. 3, S. 761-786.
- Zetterberg, H.: Theorie, Forschung und Praxis in der Soziologie. 1973. In: König, R.: Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 1: Geschichte und Grundprobleme der empirischen Sozialforschung, S. 103-160.
- Zupnick, I. L.: Imitation or Essence: The Dilemma of Renaissance Art. 1976. In: Platon et Aristoteles à la Renaissance (16. Colloque International de Tours, 1975). Paris, S. 469 ff.

## Schlagwortregister

- Ablaufschema, -struktur 120 f., 173 f., 205 ff., 232, 274  
Alltag, alltägliche Wirklichkeit und Phänomene 20 ff., 161, 165 f., 197 ff., 242, 271 f.  
Artemodell, -begriff 153 f., 189, 194, 247, 282, 291  
Attributionsbeziehung vgl. rollengebundene Aktivitäten  
Beschreibung 175, 192, 209, 272 f.  
Daten  
Affektive Daten 264 f.  
-ergänzung 256  
-erhebung und -dokumentation 4 f., 170 f., 214 f., 270, 283, 287  
-konstitution 7 f., 169 f., 219 ff., 264, 271 ff., 277, 283  
Deskription, ‚descriptio‘ 154, 193, 254, 284 f.  
Diagnose 8, 42, 154, 193, 253, 284 f.  
Differenzierung(s)  
-begriff 47 f., 125  
-dimension sozialer Systeme 60 ff., 119 ff., 204 ff., 243 ff., 275 ff.  
Dynamik  
-Begriff 49  
-dynamische Dimension sozialer Systeme 74 ff., 130 ff., 224 ff., 275 ff.  
Evolution(s), -theorie 39 f.  
Exemplar 155 f., 197, 212, 269  
Funktion 60 f., 69, 144 (vgl. auch Differenzierungs-Dimension)  
Gegenstand(s), -bestimmung 10 f., 24, 158, 211 (vgl. auch Objekt)  
Handlung 37, 95 f.  
Hierarchie der Systeme 34 ff.  
Hermeneutik 25, 200 ff., 221, 241, 288, 292  
Idealisierung, Idealtyp 23, 57 f. (vgl. auch Normalformbegriff)  
Identität vgl. Selbstidentifizierung  
Information(s), -bestimmung 4, 216 f., 236 f., 421 f., 279 f., 288  
Interaktion(s), -analyse 76, 84 f., 228, 230 f.  
Interdisziplinarität 19, 159, 163, 202, 285  
Interferenz 38, 74, 139, 146 f., 261 ff., 276 f., 280 (vgl. auch Differenzierung)  
Körper, sozialkommunikative 10, 89 ff., 174, 192, 230, 252 (vgl. auch Morphologie)  
Kommunikation(s)  
-analyse 226, 231  
-begriffe, -modelle, -theorien 14, 30 ff., 36, 77 ff., 87 f., 100, 110 ff., 133, 226  
-ideale Kommunikation 110 ff.  
-intrapyschische Kommunikation 133  
-wissenschaft 14 f., 27 ff., 160  
Komplexität(s)  
-begriff 47, 54 ff., 292  
-dimension sozialer Systeme 110 ff., 195 ff., 247 ff.  
-induktion 271 ff.  
Kooperation(s) 75, 82, 84 f., 224  
-analyse 231 f.  
Krisen 15, 129, 237, 274, 280 (vgl. auch Information)  
Logik der Forschung vgl. Methodik  
Medien  
-analyse 253 ff., 272 f.  
-theorie, -begriff 39, 93 ff., 219, 223, 280  
Methodik und Methodologie 14 f., 163 f., 173 ff., 2002 f., 219 f., 223, 243, 257 f., 264 ff., 283 f., 290 f.  
-Grenzen der Methode 16 f., 266, 282, 284, 289  
Morphologie 91, 92, 176, 192  
Normalform  
-analyse 8 ff., 41, 256 f., 257, 268 ff.  
-begriff, -modell 5, 8, 14 f., 64 f., 153, 204, 252, 284

-erwartung 64 f., 150, 233, 239  
 -test 5, 256 ff.  
 Notation 216, 219 f. (vgl. auch Datenerhebung und -konstitution)  
 Objekt, Objektbereich 25 ff., 158 ff., 292 (vgl. auch Gegenstand)  
 Personalsystem 123 f., 133 ff., 142, 143, 148 ff., 197, 199, 241, 280, 283  
 Praxis, Anwendungsmöglichkeiten der Modelle 8, 16, 285 ff.  
 Phänomene vgl. Alltag  
 Probleme, permanente 14, 84, 168, 203, 204 f., 232  
 Programm 51 f., 65, 70 f., 129, 263, 278  
 Prototyp 14 f., 157, 214 f., 255, 272  
 Psychische Systeme vgl. Personalsysteme  
 Referenz 97, 226 (vgl. auch Selbstreferenz)  
 Reflexion 253 f., 288 ff. (vgl. auch Selbstreflexion)  
 Regulation vgl. Selbstregulation  
 Repräsentation 135 ff., 151 (vgl. auch Selbstrepräsentation)  
 Reziprozität 23 f., 31, 67, 111 f.  
 Rollen  
 -begriff, -theorie 116, 195 f., 199, 225, 227  
 -gebundene Aktivitäten (Attributionsbeziehungen) 58 f., 64, 75, 118, 151, 248  
 Selbstidentifizierung, Identität 64, 67, 126 f., 212 f., 236, 266  
 Selbstkorrektur 129, 280 f.  
 Selbstreferenz  
 -begriff 50 f., 196 f., 242 f., 252  
 -selbstreferentielle Dimension sozialer Systeme 63 ff., 126 ff., 232 ff., 278  
 Selbstreflexion 68 ff., 127, 132, 238 ff., 260, 262, 276 f., 281 f., 289 f.  
 Selbstregulation 64, 67, 129 f., 235, 279  
 Selbstrepräsentation 64 ff., 127, 142, 151, 233, 260, 281  
 Selektion(s) 55, 74, 93 f., 117, 218  
 -verstärker 95 (vgl. auch Medien)  
 -zentren 56 f. (vgl. auch Rollen)  
 Signal 103 f.  
 Sozialbeziehung 117, 248 (vgl. auch Komplexitäts- Dimension sozialer Systeme)  
 Spiegelung 93, 145 f., 264  
 Sprach(e) 159  
 -leistung 100 f.  
 -wissenschaft 30, 101, 159 f., 286  
 Standardfall 154, 157, 235 f., 242, 246, 253, 255  
 Strukturen, manifeste/latente 72 f., 127 f., 151 f., 235, 239 f., 281, 286 f.  
 Strukturbegriff, -theorie 38  
 Strukturverstärkung 68 ff., 129, 238 f. (vgl. auch Medientheorie)  
 Symbol 102 f., 141  
 System  
 -begriff, -theorie 20, 37, 43 ff., 52 f., 108  
 -selbstreferentielles 18, 194, 242, 261  
 Thema 66, 68, 78, 85, 102  
 Thematisieren 52, 73, 83, 138, 229, 239 (vgl. auch Selbstreflexion)  
 Theorie, theoretische Welt 20 ff., 27 (vgl. auch Objektbereich)  
 Transkription 172, 216, 219 ff., (vgl. auch Datendokumentation)  
 Typenbegriff 35 ff., 44 ff.  
 Überkomplexität 16 f., 25, 271  
 Umwelt 48, 143 ff., 244 ff., 266, 280 (vgl. auch Differenzierungsdimension)  
 Welt, kommunikative 20 ff., 34 ff., 45, 155 f. (vgl. auch Theorie)  
 Widerspiegelung vgl. Spiegelung  
 Wirklichkeit vgl. Alltag  
 Wissenssoziologie 21 ff., 285 f.

Zeichen 98 ff.  
Zweck- oder Zielsetzung 62, 130 f., 268

Anhang

Michael Giesecke

Kommunikative Welt und soziale Systeme  
Systemtheoretische Grundlagen der Kommunikationswissenschaften  
(im Manuskript abgeschlossen 1986, mit Ergänzungen 1993, 1998, 2002)

Gliederung:

1. Die Kommunikationswissenschaft in statu nascendi
  - 1.1 Die Autopoiesis des Konzepts der Kommunikation
  - 1.2 Konstitutionsprobleme des Objektbereichs einer Kommunikationswissenschaft
  - 1.3 Methodologische Probleme einer Kommunikationswissenschaft und die Notwendigkeit selbstreferentieller Methodologie
  - 1.4 Aufklärung und Emergenz, das Verhältnis zwischen der kommunikativen Welt und anderen Welten
  - 1.5 Die Selbstreflexion der Darstellung: Genese, Aufbau und Grenzen der Modellierungen
  
2. Konstituenten des Objektbereichs der Kommunikationswissenschaft
  - 2.1 Systeme, ihre Dimensionen und Strukturen
    - 2.1.1 Systeme als elementare Modellvorstellung
    - 2.1.2 Die vier Dimensionen der Systeme
    - 2.1.3 Konsequenzen für eine systemische Kommunikationstheorie
    - 2.1.4 Systeme als Modelle und als Umweltobjekte
    - 2.1.5 Medien
  - 2.2 Die kommunikative Welt und ihre Gliederung
    - 2.2.1 Kommunikative Welt und Systeme
    - 2.2.2 Die Parameter der kommunikativen Welt

*Klassifikatorische Typen*  
*Emergenzniveaus oder Ebenen der kommunikativen Welt*  
*Der Zeitparameter der kommunikativen Welt*

# 1. Die Kommunikationswissenschaft in statu nascendi

## 1.1 Die Autopoiesis des Konzepts der Kommunikation

Monographien über ‚Kommunikation‘ beginnen nicht selten mit der Feststellung der folgenden Paradoxie: Einerseits sei Kommunikation eine Bedingung menschlichen Lebens von Anfang an, andererseits sei eben diese Bedingung so gut wie gar nicht erforscht.<sup>216</sup> Meist wird noch hinzugefügt, daß Kommunikationsforschung überhaupt erst in den letzten Jahrzehnten einen gewissen Aufschwung genommen habe. Die Diskrepanz zwischen der Bedeutung von Kommunikation einerseits und ihrer Erforschung andererseits wird als Motiv für die Entwicklung der Kommunikationsmodelle angeführt.

Es lohnt sich, über diese Argumentation nachzudenken. Vielleicht wird dann eine ganz andere Behauptung plausibel: ‚Kommunikation‘ ist ein sehr neues Problem. Jahrtausendlang genügte es den Menschen, ‚Gespräche‘ zu führen, ihre Gegenüber zu überzeugen, mit ihnen zu argumentieren, sich über Themen zu verständigen, Meinungen zu veröffentlichen, zu verbreiten, ihre Sprache zu gebrauchen. Weil dies so war, reichte es aus, rhetorische Konzepte über die Überredung, philosophische oder juristische Theorien über die Argumentation, poetische Konzepte über das Erzählen, Handbücher über den richtigen, grammatischen Sprachgebrauch, sachgerechtes Beschreiben oder eine gepflegte Konversation zu entwickeln. Erst vor einigen Jahren ließ sich die Einsicht, daß es unmöglich ist, ‚nicht zu kommunizieren‘, werbewirksam verkaufen.<sup>217</sup> Heute wird ihre Geltung wie selbstverständlich hingenommen – für Menschen sowieso, aber zunehmend findet auch niemand etwas dabei, wenn von kommunizierenden Institutionen, Tieren, Computern, Genen, Neuronen und vielem anderen mehr die Rede ist. Kommunikation ist heute tatsächlich zu einer Notwendigkeit, einer Bedingung des sozialen Lebens geworden. Aber weil dies eine Erscheinung der letzten Jahrzehnte ist, braucht es niemanden zu wundern, daß ihre wissenschaftliche Beschreibung noch in den Anfängen steckt.

Beide Argumentationslinien treffen sich in der Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes: „Kommunikation kann heute alles heißen.“<sup>218</sup> Der Ausdruck ist in der Umgangssprache zu einer ‚Generalmetapher‘ geworden, mit vielen positiven Konnotationen, aber kaum auffindbarem Denotat. Doch auch hier lohnt es sich, innezuhalten. Was soll man sich unter einer ‚Generalmetapher‘ oder, wie es im angelsächsischen Sprachraum heißt, unter einer ‚basic metaphor‘ vorstellen?<sup>219</sup> Eine Verallgemeinerung eines hochselektiven Bildes für ein üblicherweise anders bezeichnetes Phänomen – oder gar wiederum eines gedanklichen Bildes? Wenn die Verwendung dieses Etiketts einen tieferen Sinn hat, wird man sich damit abfinden müssen, daß Nachforschungen über Kommunikation in die dünne Luft von Abstraktionen über Abstraktionen und womöglich noch weit höherer Ableitungen führen. Wer dorthin nicht folgen mag, sollte bei Kommunikation weiterhin an ‚Gespräche‘, ‚Mitteilungen‘, ‚Wahrnehmen‘, ‚Verständigung‘ oder ‚Meinungsaustausch‘ u. ä. denken. Wer bei Kommunikation freilich weiterhin an die ‚Generalmetapher‘ denken will, muß nach anderen Wegen der Stabilisierung des Explikandums Ausschau halten als den Rückgriff auf die uralten Konzepte, die sich im Alltagswissen niedergeschlagen haben. ‚Kommunikation‘ steht uns im Leben nicht sichtbar gegenüber wie unsere Mitmenschen, Maschinen oder Tiere, wir erfahren sie nicht wie Krankheiten oder eine politischen Wende, und wir sind uns ihrer nicht einmal so gewiß wie eines so abstrakten Konzeptes wie ‚Demokratie‘. Es ist ein neues Konzept, das aus den theoretischen Welten avancierter wissenschaftlicher Disziplinen seinen Weg in unseren Alltag gefunden hat.

Wendet man sich nun dem Wissenschaftsbetrieb zu, so zeigen sich ganz ähnliche Entwicklungslinien wie im übrigen gesellschaftlichen Leben: Ursprünglich scherte man sich wenig um

<sup>216</sup> So z.B. Klaus Merten: *Kommunikation: Eine Begriffs- und Prozeßanalyse*. Opladen 1977. „Die Unabdingbarkeit von Kommunikationsprozessen für alle sozialen Prozesse steht in einem merkwürdigen Mißverhältnis zum Stand und Stellenwert ihrer wissenschaftlichen Analyse.“ (S. 12) „Es gibt weder eine Theorie der Kommunikation noch lassen sich bislang tragfähige Ansätze dazu aufzeigen. Offensichtlich ist die Alltäglichkeit von Kommunikation, ihre als selbstverständlich angenommene und in Anspruch genommene Simplizität der wissenschaftlichen Analyse nicht förderlich, sondern, wie bei vielen anscheinend selbstverständlichen Phänomenen, eher hinderlich gewesen.“ (S. 9)

<sup>217</sup> Watzlawicks Werk, in dem das Axiom ‚man kann nicht nicht kommunizieren‘ aufgestellt wurde, erschien zuerst 1967 in den USA. Vgl. in der deutschen Ausgabe ‚Menschliche Kommunikation‘, S. 50-53 (Paul Watzlawick/Janet H. Beavin/Don D. Jackson: *Menschliche Kommunikation*. Bern/Stuttgart/Wien 1967).

<sup>218</sup> Luckmann in seinem Lexikonartikel ‚Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation‘, S. 28 (Thomas Luckmann: *Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation*. In: Hans Peter Althaus/Helmut Henne/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Tübingen 1980).

<sup>219</sup> „Communication is the basic metaphor in the human interpretation of experience and anything may count as communicative, if a person takes it so.“ Dell Hymes: *The Anthropology of Communication*. In: Frank E.X. Dance: *Human Communication Theory*. New York 1967, S. 18.

Kommunikationstheorien. In letzter Zeit nehmen Anzahl und Geltungsansprüche rapide zu. Und dies nicht nur in einer oder in einigen wenigen Disziplinen, sondern es scheint, als ob kaum eine Fachwissenschaft der Versuchung widerstehen kann, irgendein Problem in ihrem Bereich als ‚Kommunikation‘ zu bezeichnen. Das Problem der Kommunikation hat einen universellen theoretischen Anspruch erlangt.<sup>220</sup> Auch hier gibt es Vorstellungsprobleme: Was soll man sich unter einem ‚universellen theoretischen Problem‘ vorstellen? Gemeint sein kann damit, daß es sich nicht mehr auf eine beliebige Welt einer der traditionellen Disziplinen reduzieren läßt. Ausgangspunkt der Entwicklung der vorliegenden Kommunikationsmodelle und -theorien sind zweifellos die Einzelwissenschaften, die Soziologie, die Biologie, die Sprach- und Politikwissenschaft, die Psychologie und andere. Jede dieser Disziplinen hat zunächst eigene, für sie spezifische theoretische Welten nach Prinzipien konstruiert, die keine Rücksicht auf ‚Kommunikation‘ nahmen. In der Regel erst geraume Zeit später stellte sich dann die Notwendigkeit heraus, irgendwelche ‚Gegenstände‘, ‚Relationen‘ oder ‚Prozesse‘ in dieser Welt als Kommunikation zu bezeichnen. Es findet also vorab eine Transformation von Phänomenen in die theoretischen Welten der Einzelwissenschaften statt, und erst Relationierungsprobleme zwischen den verschiedenen Analysedimensionen oder -modellen dieser Welten werden für den Fachwissenschaftler zu einem Problem, welches er als Kommunikation bezeichnet.

Sozialwissenschaftler, die ihre theoretische Welt aus sozialen Handlungen aufbauen, können beispielsweise ‚Kommunikation‘ als einen bestimmten Typus der ‚Koordination‘ bestimmter Typen von Handlungen spezifizieren. Ein Psychologe, der an psychischen Leistungen interessiert ist, stößt irgendwann auf das Problem der wechselseitigen Wahrnehmung von psychischen Systemen. Er kann dieses Problem der interpersonalen Wahrnehmung als Kommunikation bezeichnen. Ein Sprachwissenschaftler hat es zunächst nur mit ‚sprachlichen Äußerungen‘, ‚Sätzen‘ oder ‚Textsegmenten‘, jedenfalls Folgen von Zeichen, die Strukturen besitzen, die in linguistischen Theorien beschrieben sind, zu tun. Ausgehend von diesen sprachwissenschaftlich konstituierten Einheiten lassen sich aber Anschlußprobleme wie beispielsweise jenes der Zuschreibung von ‚Äußerungen‘ zu Sprechern und Hörern oder jenes der Verkettung von Äußerungen als ‚Kommunikation‘ behandeln. Werden die kommunikativen Probleme, die in den etablierten einzelwissenschaftlichen Objektbereichen aufgetaucht sind, konsequent weiterverfolgt, so stößt man bald an die Grenzen dieser Disziplin. Es kommen Voraussetzungen und Anschlußprobleme in Sicht, die nur mit Rückgriff auf Analysen und Theorien aus anderen Objektbereichen behandelt werden können. Tritt etwa Bateson, wenn er über Kommunikation schreibt, als Biologe, Watzlawick als Psychologe, Maturana als Neurophysiologe, oder Jantsch als Physiker auf? Formulieren Parsons oder Luhmann ihre Kommunikationstheorien noch als Soziologen, oder analysieren die vielen Konversations- und Gesprächsanalytiker ihre Transkriptionen noch als Linguisten? Zumindest für ihre Fachkollegen bewegen sie sich am Rande der jeweiligen Disziplin, immer in der Gefahr, aus den Kernbereichen dieser Disziplinen ausgegrenzt zu werden.

Aufgrund dieser Erfahrungen setzte sich in den sechziger und siebziger Jahren die Meinung durch, ‚Kommunikation‘ sei gar nicht mehr ein Problem einer bestimmten Disziplin, sondern ein ‚Phänomen‘ mit einem ‚unbezweifelbar interdisziplinären Charakter‘.<sup>221</sup> ‚Kommunikation‘ wird als ein „allgegenwärtiges Phänomen, das viele traditionelle Grenzen sprengt“, als ein „uneheliches Kind vieler Disziplinen“ wahrgenommen.<sup>222</sup> Legt man dieser Grundeinstellung zugrunde, so wird es verständlich, daß in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Sammelbände erschienen, in denen das ‚Phänomen‘ Kommunikation vom Standpunkt verschiedener Disziplinen und aus verschiedenen Perspektiven beschrieben wird. Dahinter steht immer die Hoffnung, durch diese Zusammenschau mehr über das häufig als „Dschungel“ apostrophierte Phänomen zu erfahren.<sup>223</sup> Diese Hoffnung hat sich mittlerweile als trügerisch herausgestellt.

---

<sup>220</sup> Zu den Besonderheiten von Theorien mit universellem Geltungsanspruch vgl. Niklas Luhmann: Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 11-24. Und ders.: Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 25-34.

<sup>221</sup> So Merten in seiner für diese Thematik außerordentlich instruktiven ‚Bestandsaufnahme zur Kommunikationsforschung‘. Merten: Kommunikation, S. 12.

<sup>222</sup> Lee Thayer: Communication. Theory and Research. Proceedings of the First International Symposium. Springfield III. 1967, zitiert nach Merten: Kommunikation, S. 12.

<sup>223</sup> Vgl. z.B. Smith, der die Situation bei der Erforschung ‚menschlicher Kommunikation‘ folgendermaßen schildert: „Many explorers have beaten paths through these jungles, not only mathematicians, social psychologists, and linguists anthropologists, but other kinds of anthropologists, linguists, psychologists, and sociologists as well and also ethologists, journalists, management engineers, philosophers, semanticists, and many more. Some of these paths cross, some go in circles, and some lead into other jungles.“ Alfred G. Smith: Communication and Culture. Readings in the Codes of Human Interaction. New York/Chicago 1966, S. 8.

Der universelle theoretische Anspruch des Problems der Kommunikation ist freilich nicht nur im Sinne der Interdisziplinarität interpretiert worden. Schon in den vierziger Jahren hat man sich auf die Suche nach einer ‚allgemeinen Kommunikationstheorie‘ gemacht. Als ‚universelle‘ Basis einer solchen Theorie bot sich damals die Mathematik an. Da die Mathematik eine Voraussetzung der meisten Einzelwissenschaften ist, und insofern in einer gewissen Metaposition zu diesen Disziplinen steht, hatte man die Hoffnung auf ihrer Basis gleichsam den kleinsten gemeinsamen Nenner für die verschiedenen theoretischen Konzepte zu finden. Bislang haben die Versuche in diesem Paradigma jedoch zu keinem die Forschergemeinschaft befriedigenden Ergebnis geführt.<sup>224</sup> Je mehr die Modelle, die unter diesem Etikett angelaufen sind, ausgebaut wurden, um so spezieller entwickelten sich ihre Geltungsansprüche. Am Ende erweisen sich diese Theorien als ein einzelwissenschaftliches Paradigma neben den vielen anderen.

Welche Schlußfolgerungen lassen sich aus der Betrachtung der ‚Generalmetapher mit Universalitätsanspruch‘ ziehen? *Kommunikation* ist ein Problem, welches nicht nur im Alltag, sondern bei höherstufigen Modellierungen in den theoretischen Welten der verschiedenen Einzelwissenschaften aufgetaucht ist. Schaut man sich die Theoriebildung in den betreffenden Disziplinen genauer an, so fällt eine zweite Metapher ins Auge, die im Zusammenhang mit ‚Kommunikation‘ immer wieder erwähnt wird: *System*. Bateson reformuliert biologische Modellvorstellungen als ökologische Systeme. Watzlawick behandelt klassische sozialpsychologische Fragestellungen der ‚zwischenmenschlichen Beziehung‘ als Probleme von Systemen mit Rückkoppelungsnatur. Maturana restrukturiert neurophysiologische Zusammenhänge als autopoietische Systeme, ähnlich verfährt Jantsch bei physikalischen Zusammenhängen. Parsons und Luhmann nehmen soziale Systeme als theoretische Grundbausteine. In der Linguistik, die freilich Sprache schon von Anbeginn an als Zeichensystem konzeptualisiert hat, werden auch andere Konstrukte, z.B. das ‚Sprechen‘, als Systeme modelliert.

Kommunikation ist, so die allgemeinste Folgerung, ein Problem, das bei der Systembildung auftaucht. Mit Blick auf die empirische Forschung könnte man noch hinzufügen: Es ist ein Problem, welches in der (interdisziplinären) empirischen Forschung bei der Integration bestimmter verschiedener Analysedimensionen auftritt. Nun ist der Ausdruck ‚System‘ ebenfalls wieder eine Generalmetapher. Sie wird verwendet, um bestimmte Typen gedanklicher Modelle zu bezeichnen.

Früher sprach man von Organismen, Körpern oder Maschinen, um komplexe gedankliche Konstrukte zu veranschaulichen. Diese Metaphern reichen für zwei- oder dreidimensionale Konstrukte auch völlig aus. Bei Gebilden mit mehr als drei Dimensionen, die sich nicht mehr als Körper im Sinne der euklidischen Geometrie vorstellen lassen, haben wir allerdings Vorstellungsschwierigkeiten. Sie sind nicht mehr ‚überschaubar‘. Natürliche Gegenstände oder wahrnehmbare Kunstgebilde, wie etwa Maschinen, scheiden deshalb als metaphorische Vergleichsobjekte für höherdimensionale gedankliche Konstrukte aus. In die entstehende begriffliche Lücke ist das Systemkonzept eingetreten.

Es hat den Anschein, als ob vor allem vierdimensionale theoretische Ansätze die Metapher ‚System‘ zur Selbstbeschreibung bevorzugen.<sup>225</sup> Andererseits gibt es natürlich zahlreiche höherdimensionale Modellbildungen, die nicht den Systembegriff verwenden, und faktisch ist auch nicht in allen systemischen Varianten die Notwendigkeit entstanden, mit Kommunikationskonzepten zu arbeiten. Bei bestimmten Typen systemischer Modellbildung freilich scheint die Entwicklung von Kommunikationstheorien unvermeidlich: bei solchen, die mit selbstreferentiellen oder selbstrepräsentativen Dimensionen arbeiten. Schaut man sich die Systembegriffe dieser Provenienz genauer an, so entdeckt man gewisse Gemeinsamkeiten. Die Systeme werden als komplex, d. h. als zusammengesetzt aus Elementen oder aus Relationen zwischen Elementen vorgestellt. Sie sind differenziert, d. h., sie haben

---

<sup>224</sup> Cherry setzt auch in der dritten Auflage seines Standardwerks ‚On Human Communication‘ die folgende Bemerkung an den Anfang und in ‚italics‘: „At the time of writing, the various aspects of communication, as they are studied under the different disciplines, by no means form a unified study; there is a certain common ground which shows promise of fertility, nothing more.“ Colin Cherry: On Human Communication. Cambridge/London 1978, S. 2. Sereno/Mortensen weisen in ihrer Einleitung darauf hin, daß mehr als zwanzig Disziplinen mit Kommunikationsanalysen beschäftigt sind und fahren fort: „Clearly, then, the so called ‚science of human communication‘ is not in any strict sense, a single discipline at all [...] though astonishingly popular as an object of research, the field of human communication has not established any sharply defined boundaries or domains.“ Kenneth K. Sereno/C. David Mortensen: Foundations on Communication Theory. New York/Evanston/ London 1970, S. 2. Auch unter den Autoren, die sich explizit als ‚Kommunikationswissenschaftler‘ bezeichnen, besteht kein Konsens über die Theorien, die für ihren Objektbereich konstitutiv sind. Als ein typischer Vertreter dieser Richtung sei Ungeheuer zitiert, der feststellt, „daß bei aller Beachtung kommunikativer Verhaltensweisen menschlicher Individuen es weder hinreichend ausgearbeitete Kommunikationstheorien gibt, noch ausreichende Explorationen der Phänomene selbst [...]. Was üblicherweise als Theorie angeboten wird, ist entweder zu einseitig, zu eng oder zu inadäquat.“ Gerold Ungeheuer: Sprache und Kommunikation. Hamburg 1972, S. 201.

<sup>225</sup> Prototypisch etwa die vier Dimensionen des ‚allgemeinen Handlungssystems‘ bei Parsons: Strukturhaltung, Integration, Zielerreichung und Anpassung.

Grenzerhaltungsprobleme und müssen sich zu einer komplexeren Umwelt in bestimmter Weise in Beziehung setzen. Sie sind weiterhin ‚dynamisch‘ oder ‚autopoietisch‘ und schließlich ‚selbstreferentiell‘. Wenn nämlich das System tatsächlich als ein mehrdimensionales Modell verstanden wird, dann muß das System in dem System für das System präsentiert sein. Diese ‚Präsentation‘ wird als ‚Selbstreferenz‘ oder als ‚Selbstrepräsentation‘ bezeichnet. Erst die Berücksichtigung dieser Dimension ermöglicht die Beschreibung von Programmen und selbstregulativen Phänomenen und erfordert die Verwendung des Informationsbegriffs. Der Ausdruck ‚Kommunikation‘ wird in diesem Zusammenhang zur Bezeichnung von ein oder mehreren Problemen verwendet, die beim Aufbau und/oder dem Funktionieren dieser selbstreferentiellen Dimension entstehen. Die im vorigen Abschnitt vorgenommene allgemeine Bestimmung des Problems der Kommunikation läßt sich nunmehr folgendermaßen präzisieren: *Kommunikation ist ein Problem selbstreferentieller Systembildung*. Insofern sind Theorien über selbstreferentielle Systeme eine Voraussetzung für Kommunikationstheorien. Mit anderen Worten: Daß heute Kommunikation zu einer viel verwendeten Generalmetapher geworden ist, ist ein Folgeproblem davon, daß wissenschaftliche Probleme oder alltägliche Phänomene als selbstreferentielle Systeme betrachtet und untersucht werden.

Diese Bestimmung von ‚Kommunikation‘ bedeutet auf der anderen Seite, daß es überflüssig ist, von ‚Kommunikation‘ zu reden, wenn man nicht zugleich von Systemen – und zwar im Sinne von mehrdimensionalen Modellen – und von Selbstreferenz oder Information spricht. Wenn man ‚Kommunikation‘ nur als ein Problem der Art ‚wie überzeuge/ überrede ich einen anderen?‘, ‚was sind wahre Aussagen?‘, ‚wie werden Sätze (psychisch) verstanden?‘, ‚welche Regeln hat der Gebrauch von Zeichen/Sprache?‘ sieht, reicht es aus, auf das Begriffsinstrumentarium der klassischen Disziplinen der Rhetorik, Logik, Wahrnehmungspsychologie, Sprachwissenschaft und ähnliche zurückzugreifen. Meist wird man auch mit niederdimensionalen, linearen, monokausalen Erklärungsmodellen auskommen. Selbst für Ansätze, die Kommunikation als reziprokes Verstehen auffassen und im interaktionistischen Paradigma angesiedelt sind, gibt es noch keine zwingende Veranlassung, mit Systemmodellen und -konzepten von ‚Selbstreferenz‘ und damit auch von ‚Kommunikation‘ zu arbeiten.

Mit der obigen Explikation des Problems der Kommunikation wird zwar die Autopoiesis von ‚Kommunikation‘ beschrieben, nicht jedoch das massenhafte Auftreten von Kommunikationstheorien und –modellen begründet. Man kann zwar aufzeigen, unter welchen Bedingungen ‚jeder kommunizieren muß‘, vermag aber nicht zu sagen, warum immer mehr Kommunikationstheorien und ‚Analysen‘ entstehen. Um diese Frage zu behandeln, muß das Konzept der Selbstreferenz differenziert oder erweitert werden, jedenfalls ist eine Unterscheidung zwischen der ‚einfachen‘ Selbstreferenz und der Reflexion der Selbstbeschreibung erforderlich. ‚Reflexion‘ ist eine Metapher für eine nochmalige selektive Behandlung (Relationierung) der ja schon selektiv entstandenen Selbstbeschreibung. Man kann dann sagen: Wenn irgendwelche Modelle als selbstreferentielle Systeme konstruiert werden und diese selbstreferentielle Beschreibung noch einmal reflektiert wird, dann ergeben sich Notwendigkeiten der Beschreibung oder Theoretisierung kommunikativer Probleme. Genaugenommen ist ja nicht auffällig, daß allenthalben ‚kommuniziert‘ wird, sondern daß andauernd *über* Kommunikation gesprochen wird. Will man dieses Phänomen erfassen, so greifen alle Ansätze zu kurz, die eine Konzeptualisierung des Problems der Kommunikation erstreben. Erforderlich ist vielmehr eine Begründung dafür, warum es nicht mehr ausreicht, zu kommunizieren, sondern warum es als Notwendigkeit erlebt wird, über Kommunikation nachzudenken. Es liegt nahe, diese Entwicklung mit dem Aufkommen der ‚neuen Medien‘ der sogenannten ‚technisierten‘ Kommunikation in Zusammenhang zu bringen. Die Reflexion über Kommunikation scheint für viele dieser technisierten Bereiche geradezu zu einer Bedingung der Möglichkeit von Kommunikation selbst zu werden. In der Tat findet man ja auch kaum eine Darstellung der Geschichte kommunikativer Theorien, die nicht die Katalysatorfunktion der nachrichtentechnischen Probleme im Zweiten Weltkrieg für die Herausbildung zumindest der mathematischen allgemeinen Kommunikationstheorie herausstreicht. Notwendig ist also eine Unterstreichung zwischen latenter und manifester Kommunikation.

#### Zwischenbilanz

Ausgangspunkt der Betrachtung war die Überlegung, daß Kommunikation kein Problem des Alltags, kein originäres Problem in den etablierten Wissenschaften und auch kein interdisziplinäres Problem ist. Andererseits ist zu beobachten, daß sowohl im Alltag als auch im wissenschaftlichen Diskurs alles mögliche als ‚Kommunikation‘ bezeichnet wird und die Notwendigkeit, über Kommunikation zu reflektieren, in weiten

Bereichen zunimmt. Die Wurzeln für dieses anwachsende Bedürfnis scheinen in neuen Formen der höherdimensionalen, systemischen Modellbildung zu liegen, die im gesellschaftlichen Leben der modernen Industrienationen üblich geworden sind. Ein Folgeproblem dieser Modellbildung wird als Kommunikation bezeichnet: Kommunikation ist ein Oberbegriff für Probleme, die auftauchen, wenn selbstreferentielle Systeme entweder sich selbst oder andere Systeme als selbstreferentielle Systeme beschreiben. Je mehr sowohl in der Wissenschaft als auch im Alltag Phänomene und Probleme als selbstreferentielle Systeme modelliert und reflektiert wurden und werden, desto mehr wurde und wird Kommunikation zu einer Generalmetapher.

Diese Herleitung macht deutlich, daß eine Voraussetzung von Kommunikation selbstreferentielle Systeme sind. Die Voraussetzung von Kommunikationstheorien sind selbstreflexive Systeme. Diese bilden Modelle oder Theorien über die Selbstrepräsentationen des Systems und über die Umwelt-Repräsentationen. Bei dieser nochmaligen Relationierung tauchen eine Reihe von Problemen auf, die auf der Basis der klassischen Systemtheorien kaum mehr behandelt werden können. Schon selbstreferentielle Systeme repräsentieren nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Umwelt. Diese Umweltrepräsentationen müssen mindestens von ‚anderer‘ Komplexität und Dynamik sein als die Selbstrepräsentationen, um System und Umwelt voneinander abzugrenzen. Selbstreflexive Systeme können sich mit der Faktizität dieser anderen Umwelt nicht begnügen, sie müssen Annahmen/Modelle über diese Umwelt sowie über die Beziehungen zwischen dem System und der Umwelt bilden und diese zum Aufbau der eigenen Strukturen und Prozesse nutzen. Dieses Modell kann man ‚Welt‘ nennen, um es von der ‚Umwelt‘ und ‚Umweltrepräsentationen‘ von selbstreferentiellen Systemen zu unterscheiden. Was auch immer für Weltkonzepte entworfen werden, immer werden diese eine konstitutive Differenz zu den Systemkonzepten aufrechterhalten. Weil es Differenzen zwischen den Selbstmodellen und den Umweltmodellen bzw. der Welt gibt, entstehen zwangsläufig neue Relationierungsprobleme. Für diese Relationierungsprobleme hat sich im alltäglichen Sprachgebrauch die Generalmetapher ‚Identitätsprobleme‘ herausgebildet. Identitätsprobleme entstehen ‚von selbst‘, wenn selbstreflexive Systeme ihre Beziehung zur Welt beschreiben. Negativ ausgedrückt: Es ist sinnlos, von Identitätsproblemen zu reden, ohne zugleich von der Welt und der Beziehung zwischen der Welt und den Systemen zu sprechen.

Theoretisch sind sehr viele Konzepte über die Umwelt von Systemen möglich. Die verschiedenen Systemtheorien gehen zumeist davon aus, daß die Umwelt der Systeme auch wiederum aus Systemen besteht. Selbstreferentielle Systeme können dann beispielsweise auch Umweltsystemen Selbstreferenz zugestehen. In diesem Fall müssen sie davon ausgehen, daß sie selbst ebenfalls Umwelt von anderen Systemen sein können, die sie als Umweltsysteme repräsentieren. Erst auf diesem Reflexionsniveau ist es unabdingbar, zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung bzw. zwischen Selbst- und Fremdreferenz zu unterscheiden. Selbst- und Fremdbeschreibungen können konfliktieren, und dieser Konflikt wird typischerweise unter die Generalmetapher ‚Identitätsproblem‘ subsumiert. Jedes System ist sowohl System als auch Umweltsystem anderer Systeme und insofern Element einer oder vieler Welten. Man kann auch so sagen: Wenn alle Elemente der Welt Systeme und insofern gleich sind, dann entstehen für jedes einzelne System Individualisierungs- oder Respezifikationsprobleme. In vielen Systemtheorien werden diese durch die Bildung von Taxonomien gelöst: Man unterscheidet zwischen verschiedenen Typen von Systemen, die die Welt bevölkern. Die Identitätsbestimmung jedes einzelnen Individuums setzt die Subsumption unter einen bestimmten Typus voraus.

Die innere Dynamik der Systembildung und der Reflexion über die Systembildung führt, so läßt sich resümieren, über den ursprünglichen Rahmen der Systemtheorie hinaus. Kommunikationstheorien, die die Identitätsprobleme, die erst durch Kommunikation und die Reflexion von Kommunikation (Kommunikationstheorien) erzeugt wurden, behandeln wollen, können sich nicht mit einer selbstreferentiellen Systemtheorie begnügen, sondern müssen auch Theorien über die Welt entwerfen.

## 1.2 Konstitutionsprobleme des Objektbereichs einer Kommunikationswissenschaft

Ebensowenig übersehbar wie der rasche Aufstieg des Geltungsanspruchs der Generalmetapher ‚Kommunikation‘ sind die zunehmenden Forderungen nach einer Erforschung von Kommunikation und auch die faktische Ausweitung der Reflexion über Kommunikation. Erst das ungeheure Anwachsen der einzelwissenschaftlichen Kommunikationstheorien und -begriffe hat die Vagheit und Universalität der

Metapher ans Licht gebracht.<sup>226</sup> Das breite, soziale, öffentliche Bedürfnis nach einer systematischen Erforschung von Kommunikation drückt sich nicht zuletzt in der, den realen Verhältnissen weit vorausgreifenden, programmatischen Verwendung des Terminus ‚Kommunikationsforschung‘ oder ‚Kommunikationswissenschaft‘ aus. Nimmt man nämlich als Kriterium der Reife einer Disziplin sowohl den Grad, in dem sie ihre Vorstellungen über ihren Objektbereich in Form von Axiomen und Theorien explizieren kann, als auch den Grad der intersubjektiven Festigung dieser Vorstellung innerhalb der Forschergemeinschaft und der Gesellschaft, so kann man gegenwärtig schwerlich von der Existenz einer kommunikationswissenschaftlichen Disziplin sprechen. Die Bezeichnung ‚Kommunikationswissenschaft‘ ist ein Etikett, welches zur Auszeichnung der verschiedensten Waren benutzt wird, und jedenfalls kein eingetragenes Markenzeichen.<sup>227</sup> Kommunikationswissenschaftler können sich als Publizisten, Informatiker, Designer, Sprach- und Sozialwissenschaftler u.v.a.m. bezeichnen. Sowohl im deutschen als auch im englischen Sprachraum stellen sich hinsichtlich der möglichen Gegenstände einer Kommunikationswissenschaft Assoziationen wie ‚Massenkommunikation‘, neue, technische Medien, Meinungsforschung und neuerdings wohl auch Gesprächsanalyse, Organisationsberatung oder Therapieforschung ein.<sup>228</sup> Gebräuchlicher als die Bezeichnung *Kommunikationswissenschaft* ist typischerweise das Attribut ‚Kommunikationsforschung‘: Bei dieser Formulierung bleibt offen, mit den Methoden welcher Disziplin welcher Gegenstand beforscht wird. Schaut man in den so betitelten Untersuchungen nach, so finden sich sozialwissenschaftliche, psychologische, linguistische, kurz: zahlreiche Verfahren, wie sie in den historisch gewachsenen Einzelwissenschaften üblich sind. Der Untersuchungsgegenstand wird entweder mit den Kategorien der betreffenden Einzelwissenschaft stabilisiert, oder er bleibt in seiner alltagsweltlichen Vagheit. Methoden oder Modelle, die es verdienen würden, das Attribut ‚spezifisch kommunikationswissenschaftlich‘ zu tragen, sucht man vergebens. Was vorliegt, sind einzelne Bausteine zur Konstruktion eines kommunikationswissenschaftlichen Objektbereichs – die freilich aus den verschiedenen theoretischen Baukästen der unterschiedlichsten Disziplinen stammen.

Dieser Befund mag in Anbetracht der allgegenwärtigen Thematisierung von Kommunikation verwundern. Die Überlegungen im vorigen Abschnitt haben andererseits eine Reihe von Ursachen für die enormen Schwierigkeiten zutage gefördert, die sich bei der Bestimmung eines Gegenstandes der Kommunikationsforschung und erst recht bei der *Konstitution eines kommunikationswissenschaftlichen Objektbereichs* stellen. Auf vier Problembereiche soll noch einmal explizit hingewiesen werden.

Zum einen lassen sich die Objekte einer Kommunikationswissenschaft – in statu nascendi – nicht durch umgangssprachliche Hinweise auf ‚Phänomene‘ oder eine wie auch immer geartete ‚Dimension‘ der alltäglichen Wirklichkeit stabilisieren. Dies unterscheidet die Konstitutionsprobleme einer Kommunikationswissenschaft erheblich von jenen vieler anderer Disziplinen: Während man sich eine ungefähre Vorstellung von dem Objektbereich der Botanik oder Zoologie machen kann, wenn man gesagt bekommt, daß sich diese Disziplinen mit Pflanzen und Tieren beschäftigen, es auch einen gewissen Sinn macht, oder zu behaupten, die Astronomie beschäftige sich mit den Sternen, so hat man kaum eine Vorstellung von dem Objektbereich der Kommunikationswissenschaft vermittelt, wenn man sagt, sie beschäftige sich mit dem Phänomen ‚Kommunikation‘. Im Gegenteil, Alltagskonzepte von Kommunikation im Kopf des Kommunikationsforschers scheinen sich ähnlich auszuwirken wie das sprichwörtliche Schlachtermesser in der Hand des Chirurgen. Ferdinand de Saussure konnte bei seiner Beschreibung des Gegenstandes der Sprachwissenschaft immerhin von den alltäglichen Vorstellungen über die ‚menschliche Rede‘ ausgehen und die Überkomplexität dieses Phänomens dann schrittweise so lange reduzieren, bis sein Modell der ‚Sprache‘ (‘langue’) dem Leser vor Augen stand. Er selbst fand dieses

<sup>226</sup> Sicherlich hat auch Thayer recht, wenn er einen inneren Zusammenhang zwischen den Ansprüchen der Kommunikationswissenschaft an sich selbst und ihren Konstitutionsschwierigkeiten annimmt: „Ihre Universalität macht zugleich auch ihre Dubiosität aus.“ Thayer: *Communication*, zitiert nach Merten: *Kommunikation*, S. 12.

<sup>227</sup> Erst 1970 bat die Redaktion der ‚Encyclopedia Britannica‘ Gordon, einen Artikel über ‚Communication study‘ mit nicht mehr als 10.000 Anschlägen zu schreiben. Jahre später resümiert Gordon: „Communication studies as a discipline has not yet ‚had its day‘. Nor did such a discipline even exist, when I was young during the depression years.“ Georg N. Gordon: *Aristotle as a modern propagandist*. In: Eric A. Havelock/Jackson P. Hershbell (Hrsg.): *Communication Arts in the Ancient World*. New York 1978, S. VII.

<sup>228</sup> Im englischen Sprachraum ist die Bedeutung des Terminus ‚communication‘ und ‚communication study‘ kaum weniger ‚offen‘ wie die folgende bei Newman (1960, S. 132) und später bei Merten (*Kommunikation*, S. 183) erwähnte Anekdote über Burke zeigt: Sein später recht bekannt gewordenes Werk ‚Permanence and Change‘ hatte er ursprünglich unter dem Titel ‚Treatise on Communication‘ an den Verlag geschickt. Sein Verleger riet ihm daraufhin, unbedingt das Wort ‚communication‘ zu vermeiden, da man ansonsten wegen dieses Titels eher eine Abhandlung über das ‚Telephonieren‘ vermuten würde.

reduktive Vorgehen schon beschwerlich genug und beneidete Zoologen, Astronomen und andere ‚Wissensgebiete‘ darum, daß ihre konstitutiven ‚Einheiten‘ „von vornherein gegeben sind“.<sup>229</sup>

Zweitens ist Kommunikation kein Problem einer der klassischen Einzelwissenschaften und auch kein interdisziplinäres Problem. Wenn man die Beschreibungen des Alltags als Phänomene betrachtet und sie auf einer Ebene Null ansiedelt, so liegen die Elemente der theoretischen Welten der etablierten Disziplinen (Soziologie, Biologie, Psychologie u. a.) auf einer höheren Abstraktionsebene Eins. Erst wenn diese Modelle auf einer Metaebene Zwei in bestimmter Weise selektiv behandelt werden, entstehen die kommunikativen Probleme, die den Gegenstand einer Kommunikationswissenschaft ausmachen. So gesehen steht die Kommunikationswissenschaft in einer Metaposition zumindest zu den klassischen Formulierungen der Objektbereiche traditioneller Einzelwissenschaften. Sie ist auf die Theorien und Ergebnisse dieser Disziplinen in konstitutiver Weise angewiesen - ein Verhältnis, welches bei den klassischen Einzelwissenschaften untereinander nicht besteht. Diese Einschätzung deckt sich gut mit den praktischen Erfahrungen des Wissenschaftsbetriebs: Es besteht kein Bedarf an einer Kommunikationswissenschaft, die einen Geltungsanspruch erhebt, der schon durch die traditionellen Einzeldisziplinen abgedeckt wird - und deren Reichweite ist erheblich. Andererseits muß die neue Disziplin Probleme von Einzelwissenschaften reformulieren und an die dort entwickelten Kommunikationstheorien anschließen können.

Drittens hat sich als eine Bedingung der Möglichkeit der Begründung eines eigenständigen kommunikationswissenschaftlichen Objektbereichs eine Theorie selbstreferentieller, mehr noch: selbstreflexiver Systeme herausgestellt. Nicht nur einzelwissenschaftliche Modelle, sondern auch spezifische Systemtheorien sind nach diesem Ansatz Voraussetzung der Kommunikationsforschung. Zur Entwicklung von Modellen selbstreferentieller Systeme sind „erst in jüngster Zeit aussichtsreiche Theoriegrundlagen entstanden“.<sup>230</sup> Wendet man sich vom systemischen Paradigma ausgehend dem Problem der ‚Reflexion‘ zu, so stochert man komplett ‚mit einer Stange im Nebel‘. Weder liegen befriedigend ausgearbeitete Theorien selbstreferentieller Systeme noch Reflexionstheorien vor. Und auf dieser unsicheren Grundlage muß das theoretische Gebäude der Kommunikationswissenschaft errichtet werden. Ohne Identifizierung von ‚Systemen‘ keine kommunikativen Probleme, und keine Identifizierung von Systemen ohne Reflexion. Systeme sind zwar die elementaren Modellvorstellungen des Kommunikationsforschers, aber einerseits werden nur bestimmte Probleme selbstreferentieller Systembildung von diesem behandelt, und andererseits reduziert sich der Objektbereich der Kommunikationswissenschaft nicht auf die Probleme der Systembildung. Vielmehr ergeben sich, wie im vorigen Abschnitt gezeigt, ausgehend von den Problemen der Selbstrepräsentation und Selbstreflexion Folgeprobleme, deren Behandlung zur Annahme einer kommunikativen Welt nötigen.

Als ein viertes grundlegendes Problem für die Bestimmung eines kommunikationswissenschaftlichen Objektbereichs kristallisiert sich demnach die Tatsache heraus, daß Systemtheorien zwar eine notwendige, aber keinesfalls eine hinreichende Bedingung für die Formulierung des Problems der ‚Kommunikation‘ sind. Systeme repräsentieren nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Umweltsysteme, reflektieren die Beziehung zwischen den Selbstrepräsentationen und den repräsentierten Umweltsystemen, sehen sich selbst als Umweltsystem für andere Systeme, können letztlich ihre Identität nur bestimmen, indem sie sich zugleich als System und als Element einer Welt sehen und sich in dieselbe einordnen. Wenn Kommunikationstheorien sich mit den Gesetzmäßigkeiten der Ausbildung von Selbstmodellen von selbstreferentiellen und selbstreflexiven Systemen beschäftigen, dann kommen sie ohne Konzepte von ‚Welt‘ nicht aus. Wenn die ‚Welt‘ nicht mehr als eine Metapher für ‚System‘ verwendet wird, dann reichen die systemtheoretischen Kategorien nicht zur Beschreibung der Strukturen der Welt aus. Die Welt ist eine Metapher für eine Abstraktionsebene, auf der die Relationen zwischen den Systemen, also zwischen ‚Metamodellen‘ behandelt werden. Wenn man sich die Systeme als ‚Gegenstände‘ mit verschiedenen Dimensionen vorstellt, dann kann man sich die ‚Welt‘ als einen Raum mit verschiedenen Parametern vorstellen. Theorien über die Welt explizieren diese Parameter.

Modelle verschiedener Einzelwissenschaften, Theorien selbstreferentieller und selbstreflexiver Systeme und Annahmen über die Parameter der ‚System‘-Welten sind demnach Objekte der Kommunikationsforschung. In welchem Rahmen sollen diese Objekte nun behandelt werden? Hier sind mehrere Positionen möglich. Zum einen kann man fordern, die Abstraktionsleistungen

---

<sup>229</sup> Ferdinand de Saussure: Grundlagen der Allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967, S. 127, § 4. Selbst wenn man de Saussures wissenschaftstheoretische Position in Bezug auf Zoologie und Astronomie nicht teilt, so bleibt dennoch die Tatsache unabweisbar, daß diese Disziplinen vom Alltagswissen ausgingen und mit Erfolg ausgehen konnten!

<sup>230</sup> Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 2: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt/Main 1981, S. 29.

einzelwissenschaftlicher Theorien so zu steigern, daß sie sich zu ihren eigenen ‚klassischen‘ Modellen und Theorien reflexiv verhalten können. Man kann die Objekte ‚interdisziplinär‘ oder im Rahmen von ‚cross-disciplines‘ (Gordon)<sup>231</sup> behandeln. Und man kann schließlich eine eigenständige Disziplin, eine Kommunikationswissenschaft oder ‚Kommunikatologie‘ (Flusser)<sup>232</sup> anstreben. Dies scheint mir letztlich die aussichtsreichste Perspektive zu sein. Die theoretische Welt dieser Disziplin, die kommunikative Welt, steht in einer Metaposition zu den physikalischen Welten der Physik, der sozialen Welt der Soziologie, der Flora und Fauna der Biologie, den Zeichenwelten der Linguistik, den psychischen Welten der Psychologie u. a. Faktisch haben sich in den letzten Jahren eine Reihe von Metadisziplinen gebildet, die sich zu den theoretischen Welten der genannten Basisdisziplinen selektiv verhalten. Die theoretischen Welten der Ökologie, Kybernetik, der betriebswirtschaftlichen Systemanalyse, der Informatik, vieler Zweige der Ethologie, der Synergetik u. v. a. m. bestehen durchweg aus Systemen. Allgemein gesprochen sind die Gegenstände dieser Disziplinen Probleme, die mit der Systembildung und Systemrelationierung zusammenhängen. Nach Haken ist beispielsweise die ‚Aufgabe der Synergetik‘, „die Gesetzmäßigkeiten herauszufinden, die der Selbstorganisation von Systemen in den verschiedensten Wissenschaftsbereichen zugrunde liegen“. Sie nimmt also eine Metaposition zu den Einzelwissenschaften ein: Ihr Gegenstand sind einzelwissenschaftliche Erkenntnisse, die aber als Systeme reformuliert werden: „Die Synergetik erstreckt sich auf ganz verschiedene Disziplinen, wie etwa die Physik, Chemie, Biologie, aber eben auch Soziologie und Ökonomie.“<sup>233</sup>

Zu diesen neuen ‚Metadisziplinen‘ stünde die Kommunikationswissenschaft, wenn sie sich dann herausgebildet hat, in einer Juxtaposition. Sie unterscheidet sich von diesen Disziplinen vor allem dadurch, daß sie andere Probleme der Systembildung fokussiert. Während etwa die Ökologie vorrangig die Differenzierungsdimension von Systemen bearbeitet, an den verschiedenen Aspekten der System-Umwelt Beziehung, den verträglichen Umweltsystemen, positiven, ‚verträglichen‘ und ‚destruktiven‘ Umwelteinflüssen interessiert ist, beschäftigt sich die Kommunikationswissenschaft mit den Problemen der Selbstrepräsentation der Systeme, der Reflexion der Selbstrepräsentation und der Reflexion der Stellung der Systeme in der kommunikativen Welt. Negativ ausgedrückt bedeutet dies, daß der Gegenstand der Kommunikationswissenschaft, ‚Kommunikation‘, nicht mit den vorhandenen einzelwissenschaftlichen Kommunikationstheorien übereinfällt. Kommunikation ist nicht

- eine besondere Form von sozialer oder sozialpsychologischer Interaktion, auch keine Interaktion zwischen psychischen und sozialen Systemen;<sup>234</sup>
- eine besondere Form von Handeln oder Kooperation, z.B. symbolischem oder sprachlichem Handeln;<sup>235</sup>
- eine Generierung, Transformation oder der ‚Gebrauch von sprachlichen Zeichensystemen‘;<sup>236</sup>
- eine Vergegenständlichung oder Realisierung kognitiver (psychischer) Intentionen, Muster oder ähnliches;<sup>237</sup>

um hier nur die bekanntesten einzelwissenschaftlichen Kommunikationskonzepte anzuführen.

### 1.3 Methodologische Probleme einer Kommunikationswissenschaft und die Notwendigkeit selbstreferentieller Methodologie

Für die Etablierung einer Kommunikationswissenschaft sind nicht nur gebietsbestimmende Theorien, sondern auch eigenständige Methoden erforderlich. Die Methoden sollen kontrollierte empirische

<sup>231</sup> Gordon: Aristotle, S. VII.

<sup>232</sup> Vilém Flusser: Schriften. 5 Bände. Hrsg. Stefan Bollmann/Edith Flusser. Mannheim 1995.

<sup>233</sup> Hermann Haken: Erfolgsgeheimnisse der Natur. Stuttgart 1981, S. 21.

<sup>234</sup> Charles H. Cooley: Social Organisation. New York 1909, S. 61 ff. Watzlawick et al.: Menschliche Kommunikation. Jay Haley: Gemeinsamer Nenner Interaktion. Strategien der Psychotherapie. München 1978.

<sup>235</sup> George H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/Main 1978.

<sup>236</sup> So z.B. Dieter Wunderlich: Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt/Main 1976, S. 13: „Kommunikation heißt: Gebrauch von Sprache oder verschiedenen vorsprachlichen, mit Sprache assoziierten oder von Sprache abgeleiteten Zeichengebilden zur Verständigung.“ (Ähnlich auch S. 351) Es erübrigt sich für diese Auffassung, weitere Belege anzuführen, da nahezu alle Arbeiten, die sich – wie in der neuen Sprachwissenschaft üblich – auf das de Saussuresche ‚langue‘-Konzept stützen, in diese Richtung argumentieren.

<sup>237</sup> Vgl. z.B. Aleksej Alekseevic Leont'ev: Sprache, Sprechen, Sprechfähigkeit. Stuttgart 1971. Und ders.: Psycholinguistische Einheiten und die Erzeugung sprachlicher Äußerungen. Berlin (DDR) 1975. Daniel G. Bobrow/Allan Collins: Representation and Understanding. Studies in Cognitive Science. New York/San Francisco/London 1975. Dell Hymes: Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt/ Main 1979. Oder auch Jochen Rehbein: Komplexes Handeln. Stuttgart 1977.

Forschung ermöglichen. Dies erfordert eine Beschäftigung mit Problemen der Datenerhebung, -speicherung und -analyse, der Überprüfung der Modelle und schließlich ihrer Rückvermittlung in die Praxis. *Die Spezifik der kommunikationswissenschaftlichen Methoden ergibt sich aus dem selbstreferentiellen Theorieaufbau: Die Theorien über den Objektbereich werden auch auf den Forschungsprozeß angewendet.* Kommunikationswissenschaftliche Kommunikationsforschung erforscht ‚Kommunikation‘ nicht nur mit irgendwelchen Methoden der traditionellen Disziplinen, sondern auch mit eigenen, kommunikativen Methoden. Kommunikation ist also nicht nur der Gegenstand der Forschung, sondern auch die Methode, mit der Daten erhoben, ausgewertet und rückgekoppelt werden. Die Entwicklung einer spezifischen kommunikativen Methodik und Methodologie steht noch ganz am Anfang.

Der Forscher behandelt sich als Teil der Welt, die er beschreibt. Die Grundfrage der Methodologie lautet dann: Als welches Element oder Teil der kommunikativen Welt entwirft sich der Forscher? Geht es um die Erforschung von sozialer Kommunikation, so wird die Antwort sein: als ein bestimmter Typus eines organisierten Sozialsystems (oder eines Teils desselben), nämlich eines kommunikationswissenschaftlichen Forschungssystems.<sup>238</sup> Methodologie läßt sich unter dieser Prämisse als normativ gewendete Selbstbeschreibung und Selbstreflexion von kommunikationswissenschaftlichen Forschungssystemen definieren. Man kann auch so sagen: Die Vorstellungen über die kommunikationswissenschaftlichen Methoden sind das Ergebnis der Selbstbeschreibung der Forschungstätigkeit der Kommunikationswissenschaftler, die sich als organisierte Sozialsysteme und als Elemente der kommunikativen Welt verhalten, die also die für den kommunikationswissenschaftlichen Objektbereich konstitutiven Theorien auf sich selbst anwenden. Die Annahmen über die kommunikative Welt sind andererseits das Produkt der Reflexion dieser Selbstbeschreibung. Selbstreferentiell aufgebaute Wissenschaften müssen mit diesen zirkulären Zusammenhängen leben. Sicherlich ist es nicht sinnvoll, für alle Disziplinen einen selbstreferentiellen Theorieaufbau und selbstreferentielle Methoden zu fordern. Die Tendenz, die neueren ‚Metadisziplinen‘, Kybernetik, Ökologie, Synergetik usw., selbstreferentiell aufzubauen, ist allerdings kaum übersehbar.

Ausgangspunkt für Maturanas Reformulierung grundlegender Probleme der Biologie ist die Feststellung von ‚living systems‘ als autopoietische Systeme *und* von sich selbst als Forscher als ‚autopoietisches System‘. Wissenschaftliche Wahrnehmung ist von daher die Wahrnehmung von ‚living systems‘ im Sinne seiner Theorie, d. h. als ‚Selbstbeobachtung‘. Die Autopoiese des Forschers ist ein Fall von Autopoiese lebender Systeme überhaupt. Beide können mit den gleichen Grundkategorien beschrieben werden.<sup>239</sup> Bateson stellt seiner ‚Ökologie des Geistes‘ mehrere ‚Metaloge‘ voran. An ihnen soll gezeigt werden, wie aus der Reflexion der gesprächweisen Reflexion über irgendetwas die Struktur sowohl des ‚etwas‘ als auch des Gesprächs herausgeholt werden kann. Jantsch veranschaulicht das Problem soziokultureller Selbstreferenz – und damit auch des selbstreferentiellen Forschens – durch ein Zitat von Paul Valéry: „Ich bin in einer Welt, die in mir ist.“<sup>240</sup> Ganz explizit formuliert Haken für die Synergetik: „Die Synergetik gehört zu den wenigen Wissenschaftszweigen, deren Prinzipien auf sie selbst angewendet werden können.“<sup>241</sup> Am längsten praktiziert wird die selbstreferentielle Methode vermutlich in der psychoanalytischen Therapie, Ausbildung und Forschung. Die therapeutische Situation wird als homomorph jenen der Familie oder anderen sozialen Systemen angesehen, in die Patient oder Therapeut eingebaut waren. Der Grundaufbau der psychischen Apparate aller Beteiligten ist identisch. Eben deshalb kann das Unbewußte des Therapeuten zum Verständnis des Unbewußten des Patienten eingesetzt werden. Von ‚Widerständen‘ kann beispielsweise nicht nur bei der Beschreibung des Patienten, sondern auch bei der Selbstbeschreibung des Therapeuten gesprochen werden. Die ‚Lehranalyse‘, in der die Therapeuten ausgebildet werden, ist der Patientenanalyse homolog. Die wohl ausführlichste Ausarbeitung dieser Prinzipien zu einer sozialwissenschaftlichen, vorzugsweise ethnologischen Methodologie hat Devereux mit seinem Werk ‚Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften‘<sup>242</sup> vorgelegt.

Wenn überhaupt irgendwo zu fordern ist, daß Theorien auf sich selbst anzuwenden, Methodologien und Theorien auseinander zu entwickeln sind, dann bei der Beschreibung von Kommunikation. *Eine*

---

<sup>238</sup> Zu dieser Perspektive auf die Kommunikationswissenschaft als ‚soziales System‘ vgl. die Website [www.kommunikative-welt.de](http://www.kommunikative-welt.de), Theorie, Modul 01 ‚Objektbereich‘.

<sup>239</sup> Die Erscheinungswelt autopoietischer Systeme erzeugt Beobachten und durch diese die Erscheinungswelt der Beschreibungen. Es gibt eine universale Logik für alle Phänomenbereiche. „Wäre dies nicht der Fall, hätten wir unsere Kennzeichnung lebender Systeme nicht durchführen können und auch nicht zeigen können, wie diese Systeme erzeugen, die der Selbstbeschreibung fähig sind.“ Humberto R. Maturana: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig 1982, S. 224.

<sup>240</sup> Erich Jantsch: Die Selbstorganisation des Universums. München 1984, S. 221.

<sup>241</sup> Haken: Erfolgsgeheimnisse der Natur, S. 231.

<sup>242</sup> Georges Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/Main 1984.

*Theorie über Kommunikation, die nicht zugleich auch in der wissenschaftlichen Kommunikation derjenigen angewendet wird, die sie entwickeln und bei ihren Analysen verwenden, ist von vornherein fragwürdig.* Sie gleicht einem Handbuch, deren Autoren gänzlich unbeeindruckt von ihrer eigenen Erfahrung Ratschläge offerieren, nicht ohne bei Gelegenheit zu betonen, daß sie sich selbst in ihrer einschlägigen Praxis nicht an den gemachten Ratschlägen orientieren. Für den Chemiker ist es möglicherweise in vielen Fällen sinnvoll, sich nicht in allen Phasen des Forschungsprozesses als ‚chemisches System‘ aufzufassen und damit die Theorien nicht nur auf seinen Gegenstand, sondern auch auf sich selbst anzuwenden, für den Kommunikationswissenschaftler sind kaum Situationen vorstellbar, in denen seine Forschungspraxis nicht als Kommunikationsprozeß zu betrachten und zu organisieren ist.

Selbstreferentielle Theorien haben gegenüber den klassischen Theorien und der etablierten Methodologie der empirischen Sozialforschung den Vorteil, sich selbst begründen zu können, indem sie auf sich angewendet werden. Man entwickelt – um den Vergleich noch einmal aufzunehmen – das Handbuch durch die Selbstbeschreibung der eigenen Praxis und richtet sich dann in der Praxis nach den Beschreibungen des Handbuchs. Ist die Praxis erfolgreich, so hat man nicht nur das angestrebte praktische Ziel erreicht, sondern auch eine Bestätigung für die Selbstbeschreibung. Hat man keinen Erfolg, so kann dies verschiedene Ursachen haben. In jedem Fall wird sich die Selbstbeschreibung, sei es als Folge der Änderung der Praxis oder der Reflexion über die Praxis, ändern. Dieses Verfahren der Selbstbeschreibung und des Ausprobierens der Kategorien an sich selbst läßt sich prinzipiell unendlich fortsetzen. Praktisch wird es dann abgebrochen, wenn eine Selbstbeschreibung erstellt ist, mit der sich die eigene Tätigkeit kontrollieren und darstellen läßt.

Dieser Zwang zur ‚Selbstüberprüfung‘ ist ein hartes Falsifikationskriterium, vermutlich ‚härter‘ als alle Forderungen nach intersubjektiver Überprüfbarkeit. Jedenfalls ist die in der Praxis zumeist ohnehin selten zu erfüllende Forderung nach einem Heer unabhängiger Überprüfer und Überprüfungskriterien zumindest dann eine Vergeudung knapper Ressourcen, wenn sich die Modelle durch ihre Anwendung auf sich selbst überprüfen oder zumindest vorprüfen lassen. Die Flut der Modelle und Theorien reduziert sich in dieser selbstreferentiellen Konzeption zunächst selbst und ist danach noch offen für Fremdreduktionen. In wissenschaftlichen Forschungssystemen folgt dann ein Schritt, der in der Selbstreflexion anderer Arten von sozialen Systemen nicht üblich ist: Die Selbstbeschreibung wird mit Hilfe besonderer, zumeist schriftsprachlicher, symbolischer Medien dargestellt und noch einmal erneut unter Verwendung besonderer Relevanzkriterien wie jenes der Widerspruchsfreiheit, der Einfachheit, der Explizitheit usw. reflektiert. Diese Notwendigkeit hängt mit den Anforderungen zusammen, die für die Teilsysteme des Wissenschaftssystems gestellt werden, um Anschlußselektivität sicherzustellen. Liegt das ausformulierte Selbstmodell vor, wird es in einem Akt der reflexiven Selbstsimplifikation von dem System zur ‚richtigen‘ Beschreibung seiner selbst erklärt. Der Sinn dieser Kodifikation der Struktur des Forschungssystems ist es, Reproduzierbarkeit, ‚Arterhaltung‘ und damit auch intersubjektive oder besser: intersystemische Überprüfbarkeit sicherzustellen. Die kodifizierten Modelle erhalten die Funktion eines Vorschlags für die Organisation von anderen Forschungssystemen. Diese können die Selbstbeschreibung als Programme für den eigenen Strukturaufbau benutzen. Geschieht dies, so entstehen gleichartige Forschungssysteme und auch gleichartige Selbstbeschreibung eben dieser Forschungssysteme. Erst von diesem Zeitpunkt an besteht die Möglichkeit eines Vergleichs zwischen den verschiedenen, mit den gleichen Kategorien durchgeführten Beschreibungen. Organisation und Normsetzung ermöglichen es, zwischen richtigen, normgerechten und falschen Beschreibungen zu unterscheiden. Der Unterschied zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung ist in diesem Zusammenhang übrigens nicht erheblich: Das Forschungssystem kann die zu untersuchenden sozialen, psychischen oder biogenen Systeme sowohl als Element oder Teilsystem des Forschungssystems oder auch als Umweltsystem betrachten und behandeln und diese Relation auch verändern.

Aus dieser Perspektive erweisen sich zumindest einzelne Prinzipien der ‚Logik der Forschung‘ als ein später, voraussetzungsvoller Sonderfall selbstreferentieller Methodologie. Die Bedingung der Möglichkeit intersubjektiver Überprüfung und Falsifikation sowohl von Selbst- als auch von Fremdbeschreibungen ist vorab die systemische Organisation des Forschungsprozesses nach bestimmten Programmen. Eine wissenschaftstheoretisch mindestens ebenso wichtige Folge der organisierten Reproduktion von Forschungssystemen ist die Konstitution einer Differenz zwischen genus und species oder zwischen Art und individuellem Exemplar. Da die kodifizierten Selbstmodelle eine hochselektive reflexive Simplifikation der Systemstrukturen eines Exemplars sind, bieten sie nur einen unvollkommenen, eben selektiven Orientierungsrahmen. Benutzen andere Sozialsysteme die Programme zur Steuerung ihrer Autokatalyse, so werden die anvisierten Strukturen nur mehr oder weniger identisch reproduziert. Es kommt zu Abweichungen von der Norm, zu ‚Schwankungen um einen Sollwert‘, und diese können sich

dann auch in der Selbstbeschreibung widerspiegeln. Das Ergebnis ist jedenfalls eine Differenzierung oder Graduierung der Identitätsbestimmung der Systeme: Einerseits betrachten sie sich als Vertreter einer bestimmten Art – z.B. eben kommunikationswissenschaftlicher Forschungssysteme – andererseits sind sie, sofern sie die Betonung auf das Differenzieren legen, individuelle Exemplare.<sup>243</sup>

Forschungssysteme gehen, weil sie nicht nur selbstreferentiell, sondern selbstreflexiv konstruiert sind, von vornherein davon aus, daß solch Abweichungen von den Sollwerten normal sind und immer wieder auftreten. Man könnte auch sagen, daß eine selbstreferentielle Methodologie grundsätzlich von den Grenzen der Methode ausgeht. Orientierungen an irgendwelchen methodologischen Regeln lassen sich nur begrenzt durchhalten, und dieser Umstand muß selbst schon in die Methodologie aufgenommen werden. Erst dieser Ansatz ermöglicht es dann, Abweichungen nicht nur als destruktiv, sondern als konstruktiv zu behandeln. In den kommunikationswissenschaftlichen Forschungsprozeß sind deshalb Sicherungen eingebaut, die es ermöglichen, Abweichungen zu erkennen. Wohlgermerkt: Die Abweichungen lassen sich nicht verhindern, aber sie können in einer bestimmten Auswertungsphase des Forschungsprozesses – bevor es zu einer intersystemischen Überprüfung irgendwelcher Aussagen kommt – selbstreflexiv in Rechnung gestellt werden.

Eine weitere Besonderheit selbstreferentieller Methodologie ist ihre *Zirkularität*. Weder läßt sich die in der analytischen Wissenschaftstradition geforderte strikte Trennung zwischen dem Forscher und seinen Gegenständen aufrechterhalten, noch lassen sich die Forschungsgegenstände selbst so auseinanderdividieren, daß sie ‚unabhängig‘ untersucht und ‚linear‘ angeordnet werden können. Der Forscher und seine Tätigkeit werden selbst zum Gegenstand - und eben dieser Vorgang verhindert die Formulierung ‚unabhängiger‘ Kriterien. Man wird einem solchen Theorieaufbau immer vorwerfen können, er sei ‚unendlich‘: Beschreibungen, Selbstbeschreibungen, Reflexionen der Selbstbeschreibungen, Reflexionen der Reflexion der Selbstbeschreibung lassen sich theoretisch unendlich fortsetzen. Selbstreferentielle Theorien können diesem Problem nicht ausweichen. Sie behandeln es als ein prinzipielles und permanentes Problem der Systembildung, und indem sie dies tun, wird das Problem beschreibbar. Es stellt sich dann die empirische Frage: Wie kommt es zur Beendigung der sozialen Prozesse? Auf diese Frage wird es viele Antworten geben. Als Abbruchkriterien für die kommunikationswissenschaftlichen Beschreibungen läßt sich formulieren: Die Modelle müssen zur Selbstbeschreibung der eigenen Forschungspraxis dienen. Sie müssen die Autokatalyse anderer Forschungssysteme ermöglichen. Andere Modelle müßten sich durch bessere Beschreibungsleistung der Systemstrukturen ausweisen. Diese Formulierung weist zugleich auf die Relativität der Geltung der wissenschaftlichen Aussagen hin: Prinzipiell lassen sich alle Beschreibungen noch genauer anfertigen, andere Abbruchkriterien und andere ‚Anfänge‘ finden. Die Tatsache, daß in Rechnung gestellt wird, daß Normsetzung und Abbruchkriterien willkürlich gewählt werden, ändert nichts an der Willkür der Normsetzung. Sie hebt aber ins Bewußtsein, daß das Ergebnis der Anwendung der Norm nicht zu einer abstrakten Wahrheit führt, sondern nur zu genormten Produkten. ‚Richtige‘ Ergebnisse sind solche, die mit den (Selbst-)Modellen übereinstimmen.

Auch für die Darstellung der Theorie ergeben sich aus dieser zirkulären Struktur Schwierigkeiten: Nicht nur das Ende, sondern auch der Anfang und der Aufbau der Theoriebeschreibung ist aufgrund der zirkulären Struktur nahezu beliebig. Ganz gleich etwa, ob man mit der Selbstbeschreibung eines Forschungsprozesses, der Reflexion der Selbstbeschreibung oder mit den theoretischen Voraussetzungen ansetzt, immer wird man durch die Logik des Theorieaufbaus gezwungen, die nicht explizierten Stationen vorauszusetzen – und erst später zu ihrer Erläuterung fortzuschreiten. Beginnt man mit der Darstellung der Systeme, so setzt man Vorstellungen über die Welt voraus, beginnt man mit der Welt, so setzt man Vorstellungen über die Systeme als ihre Elemente voraus, beginnt man mit der Methodologie, so setzt man die Theorie voraus, und die Theorie erweist sich im nachhinein auch als Methodologie. Diese Zusammenhänge erleichtern dem Leser natürlich nicht gerade das Verständnis der Darstellung – zumal dann nicht, wenn er einen ‚linearen‘ Aufbau des Gebäudes erwartet.

Ein drittes grundlegendes Problem selbstreferentieller Methodologie ergibt sich aus den Beziehungen zwischen der Systemtheorie und den Annahmen über die kommunikative Welt. Jedes Forschungsprojekt, das sich als Forschungssystem entwirft, ist Teil der kommunikativen Welt. Es konstruiert seine Umwelt, die Forschungsgegenstände oder Institutionen, mit denen es zusammenarbeitet, ebenfalls als Teil der kommunikativen Welt. Auch die erarbeiteten Selbst- und Fremdmodelle, die im Laufe der Zeit durch

---

<sup>243</sup> In anderen theoretischen Zusammenhängen spricht man von ‚Spielräumen der Autokatalyse gesättigter Systemkulturen‘, von ‚Schwankung von Sollwerten‘ oder von ‚Fließgleichgewicht‘, um die Differenzen zwischen dem idealen Charakter der Norm und den konkreten Realisierungen auszudrücken. Wesentlich ist hier, daß selbstreferentielle Systemtheorien – auf welcher Ebene auch immer – zwischen Modell und Realisierung, Art und Individuum o. ä. unterscheiden müssen.

mehrere Forschungssysteme geschaffen wurden, gehören zu dieser theoretischen Welt. Selbstreflexive Systeme kommen nicht umhin, sich sowohl Vorstellungen über sich selbst als auch über ihre Umwelt und ihre Einbettung in dieselbe zu machen. Durch diese kommunikative Leistung bilden sich autokatalytisch viele Klassifikationen von Umwelt. Diese Tatsache wird von den Systemen selbst wiederum in Rechnung gestellt. Eben deshalb können sich die Systeme nicht nur schlicht als ‚Systeme‘ entwerfen, sondern sie typisieren sich als Elemente einer Welt, die zu anderen Elementen Beziehungen unterhalten. Die Vorstellungen über die Lokalisierung in der Welt sind Teil ihrer Selbstbeschreibung. Alle diese Klassifikationen erfolgen relativ zum eigenen Standpunkt, und andererseits hängen die Entwürfe über die Umwelt von diesen Selbstbeschreibungen ab. Es zeigt sich hier, daß bei konsequenter Anwendung der Theorie selbstreflexiver Systeme eine theoretische Welt geschaffen wird, die für die Systeme überkomplex wird.<sup>244</sup> Jedes Forschungssystem entpuppt sich als Element derjenigen Welt, die es ordnen will.

Für dieses erkenntnistheoretische Problem gibt es gewiß viele Formulierungsmöglichkeiten. In Anschluß an Whitehead und Russel kann man sagen, daß die Klasse von einem höheren logischen Typus ist als deren Elemente. Aussagen über die Struktur der Klasse – in diesem Fall also über die Gliederung der kommunikativen Welt als einer Ansammlung von Systemen – liegen auf einer anderen logischen Ebene als die

Aussagen über die Elemente, eben die Strukturen der Systeme. Aus der Beschreibung der Elemente ist nicht auf die Ordnungsstruktur der Welt zu schließen. Wesentlich ist nun, daß der in der analytischen Wissenschaftstradition nahegelegte Ausweg aus diesem Dilemma in dem selbstreferentiellen Paradigma nicht gangbar ist. In jener Tradition wäre es üblich, aus der kommunikativen Welt herauszutreten, einen Oberbegriff oder eine Supertheorie zu konstruieren, in werden können. Unbefriedigend bleibt bei diesem Ansatz, daß er für das Dilemma keine Lösung bringt, sondern es nur immer wieder, allerdings auf neuer Stufe, reproduziert: Der Standpunkt außerhalb der kommunikativen Welt ist natürlich auch wieder ein Standpunkt innerhalb einer anderen theoretischen Welt, und dieser Standpunkt kann nur bestimmt werden, indem Annahmen über die Strukturen der neuen Welt gemacht werden. Diese Annahmen nötigen dann aber wieder zum Übertritt in eine höhere logische Welt u. s. f. Läßt man sich auf diesen Mechanismus der Einziehung theoretischer Welten und einer entsprechenden Indexikalisierung der Aussagen ein, so führt dies zwar zweifellos zu einer enormen analytischen Differenzierung der Aussagen, andererseits wird aber der selbstreferentielle Bezug aufgelöst. Die Kategorien können nicht mehr an sich selbst ausprobiert werden. Jede logische Welt hat ihre eigenen Kategorien, Überprüfung ist nur aus der Perspektive der Metawelten, also unter Anwendung ‚fremder‘ Kategorien möglich. Dieses Dilemma ist übrigens auch durch Rückgriff auf die alltäglichen Erfahrungen zu veranschaulichen: Will man sich vergewissern, daß ein Gesprächspartner irgendeine Äußerung so verstanden hat wie man selbst, so kann man diese Äußerung in einem Metadialog thematisieren. Der Metadialog verwendet andere Kategorien als der Dialog und es gibt keine Gewißheit, daß ein reziprokes Verständnis der Kategorien des Metadialogs vorhanden ist. Auch der nahe liegende Rückgriff auf einen Meta-Metadialog löst das Dilemma nur für einen Augenblick, um es dann auf einer neuen Stufe zu reproduzieren.

Selbstreferentielle Methodologie besteht darauf, daß alle Aussagen über die Welt von einem Standpunkt innerhalb der Welt gemacht werden. Welt erscheint von daher zunächst immer nur als Umwelt eines bestimmten Elements dieser Welt. Soll Welt als Welt und nicht mehr nur als Umwelt aufgefaßt werden, so wird sie zu einer Metapher für die reflexive Behandlung von Umwelten. Die kommunikative Welt erscheint dann als Modellierung von Umwelten kommunikationswissenschaftlicher Forschungssysteme nach bestimmten Prinzipien (Parametern). Diese Modellierung ist selektiv, sie dient der Reduktion der Umweltkomplexität. Solche Simplifizierungen sind bei selbstreflexiven Systemen generell unvermeidlich. Ihre Normierung hat den Vorteil, daß es dadurch anderen Forschungssystemen möglich wird, die Umweltkomplexität in ähnlicher Weise (reflexiv) zu reduzieren. So gesehen haben die Annahmen über die kommunikative Welt einen ähnlichen Status und eine ähnliche Funktion wie die normativen Beschreibungen des Forschungssystems: Zugleich sind sie genetisch gesehen das Produkt empirischer Untersuchungen.

Mit dem Entwurf von Gliederungsprinzipien für eine kommunikative Welt ist die System-Welt-Problematik noch keineswegs ausgeschöpft. Dem selbstreferentiellen Grundzug der Theorie folgend muß das Weltkonzept auch auf die Methodologie und ihre Darstellung in dieser Arbeit angewendet werden. Die Anwendbarkeit ist zugleich wieder ein Kriterium für die Brauchbarkeit der postulierten Gliederung. Wie im nächsten Kapitel bei der Darstellung der Parameter der kommunikativen Welt im einzelnen

---

<sup>244</sup> Die Feststellung, daß die konsequente Anwendung der Systemtheorie zu Aussagen führt, die im Rahmen dieser Theorie nicht mehr zu begründen sind, ist nach Gödels Untersuchungen zu den ‚Principia Mathematica‘ nicht verwunderlich.

ausgeführt wird, sind beispielsweise drei Typen sozialer Systeme als Elemente dieser Welt zu unterscheiden: einfache und organisierte Sozialsysteme und Gesellschaften. Die kommunikationswissenschaftlichen Forschungssysteme wenden diese Gliederung auf sich selbst an und identifizieren sich als organisierte Sozialsysteme – nicht als Gesellschaften oder als einfache Sozialsysteme und auch nicht als psychische Systeme.<sup>245</sup> Andere Forschungssysteme mit anderen Methodologien werden sich anders lokalisieren und entsprechend auch wieder andere Umwelten und Weltkonzepte entwerfen. In diesem Theorieaufbau begründet sich die Relativität der Gliederung der kommunikativen Welt von selbst. Sie erscheint als das Produkt eines bestimmten Systemtyps, der auf einer bestimmten Ebene angesiedelt ist und in einer bestimmten historischen Tradition steht. Ein Vorzug dieses Herangehens ist es, andere Methodologien untereinander vergleichbar zu machen, indem man sie in der kommunikativen Welt lokalisiert. Beispielsweise läßt sich zeigen, daß in der ethnomethodologischen Tradition Forschungssysteme als einfache und nicht als organisierte Sozialsysteme entwickelt und beschrieben werden. Da einfache Sozialsysteme keine ausbuchstabilten Programme haben, nach denen sie sich aufbauen, gibt es in dieser Schule auch keine Methodologie. Damit hängen eine ganze Reihe von Eigentümlichkeiten dieses Ansatzes zusammen: die Schwierigkeit intersystemischer Überprüfung der Aussagen, die Betonung handwerklicher, d. h. nicht ausbuchstabierbarer Fertigkeiten, die Schwierigkeit, überhaupt Grenzen des Forschungssystems gegenüber anderen Systemen (dem Alltag) aufrechtzuerhalten u.v.a.m.

Auch die Methoden der kommunikativen Sozialforschung, der Aktionsforschung, des narrativen oder standardisierten Interviews, der teilnehmenden Beobachtung oder des Gruppendiskussionsverfahrens lassen sich daraufhin befragen, ob und, wenn ja, wie sie sozial systematisiert und lokalisiert werden. Interviews können sich beispielsweise als einfache oder als organisierte (standardisierte) Sozialsysteme betrachten. Der Interviewpartner kann als Umwelt von Personalsystemen (Interviewer) aufgefaßt werden oder aber eben als Teil eines Sozialsystems. Sowohl in der Aktionsforschung als auch bei der teilnehmenden Beobachtung wird immer wieder das Problem auftauchen, die Identität des eigenen Forschungssystems gegenüber den zu beforschenden Systemen zu behaupten. Solche Grenzziehungsprobleme lassen sich mit dem hier vorgestellten Konzept natürlich nicht ausräumen, aber sie lassen sich beschreiben.

Um dem Anspruch der Selbstreferenz zu genügen, muß der Forschungsprozeß mit den gleichen Kategorien beschrieben werden können wie die Untersuchungsgegenstände: als System. Er wird damit zu einem Element in der kommunikativen Welt. Zugleich muß das Forschungssystem die Möglichkeit haben, sich von seiner Umwelt abzugrenzen. Es gewinnt seine Identität und Spezifik als ein organisiertes selbstreflexives Sozialsystem mit einer bestimmten Struktur und Stellung in der kommunikativen Welt. Nur wenn es diese Identität aufrechterhält – gegenüber beforschten Systemen oder den psychischen Systemen der beteiligten Forscher – ist Selbstreproduktion und die Reproduzierbarkeit von Beschreibungen gesichert. Die Möglichkeiten von Forschungssystemen, auf Umweltsysteme Einfluß zu nehmen, sind vielfältig: Sie können sich als Teilsysteme in Umweltsystemen, z.B. Schulen, Krankenhäuser, therapeutische Institutionen einbauen und auf die Organisation und Selbstbeschreibung dieser Institutionen Einfluß nehmen. Umgekehrt können Professionals aus den verschiedensten Berufen als Elemente in die Forschungssysteme integriert werden. Dies geschieht beispielsweise, wenn Ärzte neben ihrer praktischen beruflichen Arbeit in Forschungsprojekten mitarbeiten, die sich als kommunikationswissenschaftliche Forschungssysteme beschreiben. Die in dem Projekt gewonnenen Kategorien können dann in die berufliche Praxis integriert werden. Schließlich stellen die Forschungssysteme Modelle bereit, die von den beforschten Systemen als Programme für die Selbstorganisation übernommen werden können. Voraussetzung hierfür ist, daß sich die beforschten ‚Systeme‘ tatsächlich alternativ sehen und in die kommunikative Welt einordnen. Diese Leistung berührt das Problem des Verhältnisses zwischen den verschiedenen alltäglichen und/oder theoretischen Welten.

#### 1.4 Aufklärung und Emergenz, das Verhältnis zwischen der kommunikativen Welt und anderen Welten

Die kommunikative Welt ist der Objektbereich der Kommunikationswissenschaft. Nur in ihr bewegt sich der Kommunikationswissenschaftler bei seinen Untersuchungen. Daneben gibt es viele andere

---

<sup>245</sup> Systemisch gesehen ist diese Identifizierung ein Akt einer Spezifizierung einer zuvor vorgenommenen Generalisierung, eine Respezifikation. Wie andernorts gezeigt wird, kann sich der Forscher auch als psychisches System typisieren, welches auf das soziale Forschungssystem in bestimmter Weise als Umwelt einwirkt. Dies geschieht z.B. bei der Entstehung affektiver Daten.

synthetische Welten, die Zeichenwelt der Linguistik, die soziale Welt der Soziologie, die physikalische Welt der Physik, religiöse Welten, die Welten der Juristen und Mediziner u. v. a. m. Die Grundbausteine aller dieser Welten sind Modelle, Zeichen, ‚soziale Handlungen‘, ‚Atome‘, Glaubensgewißheiten, juristische Tatbestände, Gesundheit und Krankheit usw. Schließlich gibt es eine Modellwelt, die von den meisten anderen Welten besonders prämiert wird und die sich auch selbst eine Sonderstellung zuschreibt: die alltägliche Wirklichkeit. Sie baut sich aus vielen Alltagserwartungen oder Normalitätsvorstellungen auf. Ihre besondere Stellung wird damit begründet, daß ‚jedermann‘ Teil dieser Welt sein kann und an ihrer Konstruktion immer wieder teilhaben muß. Die Modellierungen dieser ausgezeichneten Welt erfolgen in der Umgangssprache von einem alltäglichen Standpunkt und mit einer alltäglichen Perspektive.

Über die Gliederung der alltäglichen Welt gibt es verschiedene Theorien. Großen Einfluß gewonnen hat in der Bundesrepublik die Konzeption der ‚sozialen Konstruktion der Wirklichkeit‘, die Berger und Luckmann im Anschluß an phänomenologische und wissenssoziologische Studien von Husserl und Schütz entwickelt haben.<sup>246</sup> Ziel ihrer Forschung ist es, „jederermanns Interpretationen der Wirklichkeit“ zu beschreiben.<sup>247</sup> Sie gehen dabei davon aus, daß „alles menschliche Tun der Gewöhnung unterworfen ist. Jede Handlung, die man häufig wiederholt, verfestigt sich zu einem Modell, welches unter Einsparung von Kraft reproduziert werden kann und dabei vom Handelnden (in freilich unterschiedlichen Graden der Bewußtheit) als Modell aufgefaßt wird.“<sup>248</sup>

Solche Modelle oder ‚Typisierungen‘ werden nicht nur von instrumentellen oder sozialen Handlungen wie etwa ‚Begrüßungen‘, ‚Auskunft erteilen‘ und ähnliches, sondern auch von Wahrnehmungen von Personen, Beziehungskonstellationen usw. vorgenommen. Die Autoren schlußfolgern, daß innerhalb von Gruppen von Menschen und größeren sozialen Gemeinschaften ähnliche Modellierungen und insofern ‚soziale‘ Konstruktionen der Wirklichkeit geschaffen werden, um die gemeinsamen und privaten Bedürfnisse zu befriedigen. Nur wenn verschiedene Personen (‚jedermann‘) die sozialen Prozesse für die jeweils anstehenden Zwecke hinreichend ähnlich sequenzieren und typisieren, scheint ihnen ein wechselseitiges, ‚reziprokes‘ Identifizieren der alltäglichen Welt und abgestimmtes Handeln in der uns geläufigen Selbstverständlichkeit – aber auch Konflikthaftigkeit – denkbar. Die Typisierungen dienen als ein Raster oder ‚Relevanzsystem‘, um die Orientierung in der sozialen Wirklichkeit zu ermöglichen. Sie werden mit ‚umgangssprachlichen‘ Ausdrücken benannt, die in den verschiedenen Situationen immer wieder als Zeichen für ähnliche Modelle verwendet werden können. ‚Einkaufen‘ und ‚Geschäft‘, ‚Erzählen‘ und ‚Institution‘ erscheinen in dieser Konzeption als alltägliche Bezeichnungen für alltägliche Wirklichkeitsmodelle. Insbesondere in der ethnomethodologischen Schule wird dabei immer wieder auf die ‚essentielle Vagheit der umgangssprachlichen Ausdrücke‘ hingewiesen.<sup>249</sup> Diese Vagheit ist letztlich Ausdruck dafür, daß für den praktisch handelnden ‚Alltagsmenschen‘ keine Notwendigkeit und wohl auch keine Möglichkeit besteht, seine Vorstellungen (Typisierungen) zu problematisieren und auszubuchstabieren. Sie sind handlungsleitend, ohne selbst zu Objekten der Aufmerksamkeit zu werden.<sup>250</sup>

Im Gegensatz zu diesen praktischen alltäglichen Typisierungen setzen die theoretischen Konstruktionen Formen der Erfahrungsgewinnung, -aufbereitung und -darstellung voraus, die sich beständig selbst thematisieren. Es werden besondere Anforderungen an die intersubjektive

---

<sup>246</sup> Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/Main 1970. Vgl. zur Einführung Schütz: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/Main 1974, S. 313 f. Ders.: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis. Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 3-54. Ders.: Die soziale Welt und die Theorie der sozialen Handlung. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 3-21. Ders.: Das Problem der Rationalität. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2. Den Haag 1972, S. 22-50. Ders.: Don Quichote und das Problem der Realität. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2. Den Haag 1972, S. 102-128. Ders.: Die Gleichheit und die Sinnstruktur der sozialen Welt. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2 Den Haag 1972, S. 203-256. Ders.: Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2. Den Haag 1972, S. 259-278.

<sup>247</sup> Berger/Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, S. 23.

<sup>248</sup> Ebd., S. 56.

<sup>249</sup> Harold Garfinkel: Studies in the Routine Ground of Everyday Activities. In: Ders.: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs 1967, S. 202. Aaron V. Cicourel: Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1. Reinbek 1973, S. 177. Vgl. auch Alfred Schütz: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1. Den Haag 1971, S. 15 f. Ders.: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1. Den Haag 1971, S. 402 f.

<sup>250</sup> Dies trifft zumindest auf die wesentlichen Bereiche des Alltagswissens von Schütz zu – zunächst ‚Kochbuchwissen‘ genannt (Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt, S. 3) – und später als ‚Routinen‘ weiter differenziert (Alfred Schütz/Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt 1975, S. 118 ff.).

Überprüfbarkeit (Falsifikation) der Aussagen gestellt und darüber hinaus der Versuch unternommen, sie zu einem widerspruchsfreien Gebäude von Modellen zusammenzusetzen.<sup>251</sup> Um diesen Anforderungen zu genügen, werden verschiedene, die Selbstreflexivität provozierende methodische Vorkehrungen, wie beispielsweise die Forderung nach Ausbuchstabierung des Relevanzsystems bei der Datenverarbeitung oder die nach Einhaltung bestimmter Darstellungsprinzipien, getroffen.<sup>252</sup> Zwischen dem Alltagswissen und dem theoretischen Wissen siedeln Berger und Luckmann noch eine weitere ‚Welt‘ an, das sogenannte professionelle ‚Sonderwissen‘. Es ist nicht aus beiläufigen Habitualisierungsprozessen hervorgegangen, sondern ihre intersubjektive Gültigkeit beruht zumindest zum Teil auf expliziten Abmachungen, bewußten Thematisierungen und Reflexionen. Professionelles Wissen wird zu einem wesentlichen Teil in problematischen Instruktionssituationen – z.B. in Ausbildungsinstitutionen – angeeignet.<sup>253</sup> Die Konzeptionen von Berger und Luckmann über die alltägliche Wirklichkeit und ihr Verhältnis zu den theoretischen professionellen Welten scheinen in einem gewissen Umfang zu einem Bestandteil von ‚jedermanns‘ Interpretationen der Wirklichkeit geworden zu sein. Jedenfalls wird auf sie in vielen pragmatischen, ethnomethodologischen oder gesprächsanalytischen Untersuchungen als selbstverständliches (Alltags-)Wissen zurückgegriffen.

‚Jedermann‘ kann sowohl einen Standpunkt innerhalb der ausgezeichneten Welt des Alltags als auch in einer anderen Modellwelt einnehmen. Für die anderen Welten gibt es allerdings spezielle Eintrittsbedingungen, für die kommunikative Welt ist dies die Selbsttypisierung als (Forschungs-)System. Ein Wechsel zwischen den verschiedenen Welten findet häufig statt, für den Forscher ist er bei jeglicher empirischer Arbeit gänzlich unvermeidlich. Vom Standpunkt innerhalb der kommunikativen Welt erscheint der Alltag als Umwelt – nicht des Forschungssystems, sondern der kommunikativen Welt als Welt. Umwelt des Forschungssystems können wieder nur Systeme sein. Dies ergibt sich letztlich aus der Definition von Kommunikation als Oberbegriff für verschiedene Probleme, die bei der Bildung von bestimmten, eben systemischen Modellen auftauchen, ‚emergieren‘. Die Beziehung zwischen dem Alltag oder anderen Modellwelten und der kommunikativen Welt kann deshalb auch nicht mit den gleichen Kategorien beschrieben werden wie die Beziehung zwischen dem System und Umweltsystemen. Jede Welt ist für jede andere Welt als Welt überhaupt nicht zu erfassen. Lediglich Elemente, Phänomene oder Modelle können sich von einer Welt in die andere transformieren oder transformiert werden.

Auch bei der Beschreibung der Beziehung zwischen den Welten wird die Grundregel des selbstreferentiellen Theorieaufbaus berücksichtigt: Diese Beziehung kann nicht von einem neutralen dritten Standpunkt, sondern nur aus der Perspektive eines Elements der einen oder der anderen synthetischen Welt beschrieben werden. Das Verhältnis zwischen der kommunikativen Welt und dem Alltag läßt sich also nur entweder vom alltäglichen Standpunkt oder vom Standpunkt des Kommunikationswissenschaftlers aus beschreiben. Das gleiche gilt für die Beziehung zwischen dem Soziologen als Teil der sozialen Welt und dem Kommunikationsforscher. Für den Kommunikationswissenschaftler als Teil der kommunikativen Welt sind die alltäglichen Ereignisse einschließlich ihrer Selbstbeschreibung mit Hilfe von ‚Namen‘ Phänomene von unfassbarer Komplexität. Damit sie überhaupt ‚behandelt‘ werden können, müssen sie als Elemente der kommunikativen Welt, als Systeme emergieren. Dieser Transformationsprozeß ist ein selektiver und generalisierender Vorgang. Die ‚Komplexität‘ der Phänomene wird gleichsam auf die Möglichkeit der theoretischen Welt reduziert. Dieser Reduktionsprozeß, das Setzen neuer Grenzen und die Veränderung der Sinnggebung ist in der Fachliteratur oft beschrieben.<sup>254</sup> Auch jedes beliebige kommunikationswissenschaftliche Modell ist in diesem Sinne

---

<sup>251</sup> So spricht Schütz etwa vom ‚System‘-Charakter des wissenschaftlichen ‚Wissensvorrats‘ im Gegensatz zum ‚inhomogenen Alltagswissen‘. Die Systematik ändert natürlich nichts an der ‚hypothetischen Natur‘ wissenschaftlicher Aussagen. Schütz: *Tiresias*, S. 271.

<sup>252</sup> Vgl. z.B. Schütz: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze*. Bd. 1. Den Haag 1971, S. 281 ff.

<sup>253</sup> Vgl. etwa Schütz/Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt*, S. 133: „Abgesehen von der Gliederung der Lebenswelt in verschiedene Wirklichkeitsbereiche ist der wichtigste Umstand für die Strukturierung des Wissensvorrats der Unterschied zwischen Erfahrungen, die als fertig konstituierte ‚Einheiten‘ der natürlichen Einstellung fraglos in den Wissensvorrat eingehen, und Erfahrungen, die in problematischen Situationen der Auslegung bedürfen, bevor sie als Wissens-elemente sedimentiert werden.“ Professionelles Wissen wird zu einem Teil in problematischen Instruktionssituationen – z.B. in Ausbildungssituationen – angeeignet.

<sup>254</sup> Ackermann/Parsons haben aus diesem Grunde die ‚Tatsachen‘ der Wissenschaft als Mythen bezeichnet: „Wir schließen etwas aus – und was wir ausschließen, spukt auf den Mauern, die wir errichtet haben. Wir schließen etwas ein – und was wir einschließen, hinkt verkrüppelt durch unsere Amputation. Und was das Wichtigste ist, mit all dem müssen wir leben; wir müssen leben mit unseren Krüppeln und unseren Gespenstern. Einen Bultmann der Wissenschaft, der uns überzeugt, wir könnten ‚entmythologisieren‘, kann es nicht geben: analytisches Denken selbst ist schon Mythologisierung.“ Charles Ackermann/Talcott Parsons: *Der Begriff ‚Sozialsystem‘ als theoretisches Instrument*. In: Stefan Jensen (Hrsg.): *Talcott Parsons. Zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen 1976, S. 71 f.

selektiv. Mit ihm werden, nur Möglichkeiten, nicht auch Notwendigkeiten‘ postuliert. Die Modelle beanspruchen nur, eine mögliche systemische Modellierung von Phänomenen oder anderen Modellen zu sein – andere theoretische Welten haben andere Möglichkeiten.

Da der Objektbereich der Kommunikationswissenschaft eine theoretische Welt und nicht nur ein (Super-)System ist, gibt es viele Möglichkeiten, Phänomene oder Modelle anderer theoretischer Welten zu ‚systematisieren‘. Die Vielfalt dieser Möglichkeiten ergibt sich aus der Vielfalt der Systemtypen. Ein beliebiges Phänomen, wie etwa ein Gespräch zwischen Kohl und Mitterrand bei einem Staatsbesuch, läßt sich ganz unterschiedlich, und d. h. mehrfach modellieren und in der kommunikativen Welt verorten: Das Gespräch läßt sich als ein einfaches Sozialsystem beschreiben: Die Gesprächspartner sitzen sich face-to-face, leibhaftig gegenüber. Sie kennen sich persönlich und das Gespräch hat eine Funktion für die Biographie beider. Ebensogut kann das Gespräch von dem Forschungssystem als ein organisiertes Sozialsystem lokalisiert werden: Das Gespräch ist nicht zufällig zustande gekommen und der Ablauf ist protokollarisch in groben Zügen geregelt. Drittens sprechen Kohl und Mitterrand als Repräsentanten von Staaten, und das Ergebnis wird die Beziehung zwischen den beiden Gesellschaftssystemen in irgendeiner Form beeinflussen. Daneben läßt sich das Gespräch aber auch noch als biogenes System oder in Bezug auf die psychischen Systeme der Beteiligten modellieren.

Transformation und Lokalisierung sind ganz übliche Vorgänge in den Wissenschaften: ‚Erscheinungen‘ aus anderen Welten werden ‚als etwas‘ gesehen. ‚Als was‘, bestimmen die Paradigmen der betreffenden Disziplin. Nur insofern die Erscheinungen in dieser Weise transformiert werden, emergieren sie als Forschungsgegenstände. Ein und dasselbe Phänomen – vom Standpunkt des Alltags aus betrachtet – läßt sich in die unterschiedlichsten Welten einordnen. Eine beliebige sprachliche Äußerung kann etwa von einem Linguisten als eine Verkettung von Phonemen oder Morphemen beschrieben werden. Weiter läßt sich die Äußerung als eine ‚soziale Handlung‘ in die soziologische Modellwelt einordnen. Sie läßt sich auch als Produkt intrapsychischer Prozesse betrachten und mit den spezifischen Modellen der Psychologie beschreiben. Wollen sich die Forscher ‚interdisziplinär‘ verständigen, so müssen sie (wieder) einen Standpunkt in der alltäglichen Wirklichkeit einnehmen, von dem aus das Phänomen identifiziert und stabilisiert wurde. Vom Standpunkt ‚ihrer‘ Disziplin aus gesehen sind die Modelle der jeweils anderen Disziplin überkomplexe Erscheinungen.

Wie stellt sich das Verhältnis zwischen der alltäglichen Welt und der kommunikativen Welt nun aus der Perspektive der alltäglichen Welt dar? Letztlich ist dies eine Spezifizierung der Frage nach den Leistungen der Wissenschaft für den Alltag. Generell kann man vielleicht sagen, daß der Alltag von der Wissenschaft Aufklärung verlangt. Die Wissenschaften haben eine Service-Funktion. Der Beitrag der Kommunikationswissenschaft zur Aufklärung ist es, Modelle bereitzustellen, die die Auswahlmöglichkeiten für Selbst- und Fremdbeschreibungen im Alltag (und in anderen theoretischen Welten) steigern. Kommunikationswissenschaftliche Modelle, die keine alternativen Möglichkeiten für das alltägliche Erleben und Handeln eröffnen, leisten keinen Beitrag zur wissenschaftlichen Aufklärung. Wenn die Kommunikationswissenschaft aber das Handeln und Erleben programmiert, dann wird sie normativ. Eine bloß deskriptive Funktionsbestimmung widerspricht dem selbstreferentiellen Anspruch.

Allgemeinste Voraussetzung für eine erfolgreiche kommunikationswissenschaftliche Aufklärung ist zunächst, daß sich soziale Phänomene – ‚jedermann‘, Institutionen, Gesellschaften –, wie temporär und selektiv auch immer, als Systeme beschreiben. Es gibt Gelegenheiten, wo solche Typisierungen anscheinend naheliegen, etwa bei Identitätskrisen von Institutionen und Gesellschaften. Für andere Gelegenheiten wird es vermutlich wenig sinnvoll sein, eine kommunikationswissenschaftliche Beschreibungsperspektive anzunehmen. Immer wenn sich aber irgendwelche sozialen Phänomene als Systeme verhalten und beschreiben, wird Kommunikation für sie zum Problem. Sie können dann die von der Kommunikationswissenschaft ausgearbeiteten Modelle als Steuerungsprogramme und bei der Selbst- und Umweltbeschreibung einsetzen. Dabei werden die Phänomene Merkmale und möglicherweise auch Dimensionen an sich entdecken, die sie vorher nicht gesehen haben, ihre Umwelt alternativ klassifizieren und sich selbst in diese Umwelt u. U. auch anders einordnen. Diese Aufklärung verändert die Phänomene, leistet einen Beitrag zur Neustrukturierung der alltäglichen Wirklichkeit oder anderer theoretischer Welten. Diesen Vorgang der Übernahme wissenschaftlicher Ergebnisse und Theorien können wir tagtäglich beobachten: ‚Bakterien‘ und ‚Viren‘ werden für Krankheiten verantwortlich gemacht, CO<sub>2</sub> für das Waldsterben, das ‚Drehmoment‘ für die Lust am Autofahren; Meinungsumfragen und statistische Untersuchungen über das Wählerverhalten werden im politischen Alltag orientierungsrelevant. Selbst beim Einkaufen der Zahnpasta soll die Kenntnis der Unterschiede zwischen Paradontose und Karies die Wahl für die eine oder die andere Marke steuern. Modellvorstellungen aus den verschiedensten Disziplinen

werden – wie selektiv und vage auch immer – im Laufe der Zeit zu alltäglichen Vorstellungen. So gesehen hat das Anwachsen der wissenschaftlichen Disziplinen in Anzahl und Umfang die alltägliche Wirklichkeit seit der frühen Neuzeit in vielfacher Hinsicht verändert.

Obwohl sich die Industrienationen durch ‚allgemeinbildende Schulen‘, Massenmedien u. v. a. m. ein wirksames Instrument zur Durchsetzung der alltäglichen Wirklichkeit mit wissenschaftlichen Modellen geschaffen haben, scheint es normalerweise ein längerer Weg von der Konstitution von Modellen im Rahmen theoretischer Welten bis zu dem Punkt gewesen zu sein, an dem diese theoretischen Vorstellungen im Alltag handlungsleitend und orientierungsrelevant geworden sind. Das ist nicht weiter verwunderlich, weil am Anfang erfolgreicher wissenschaftlicher Arbeit und gerade bei der Geburt neuer theoretischer Welten die unwahrscheinlichsten Abstraktionen standen.

Im Hinblick auf die naturwissenschaftlichen Leitvorstellungen – der Annahme von Atomen in der Physik, einer begrenzten Anzahl von ‚Elementen‘ und möglichen Verbindungen in der Chemie, der ‚Zelle‘ in der Biologie usw. – ist dieser kontraintuitive Ausgangspunkt oft beschrieben worden.<sup>255</sup> Unwahrscheinlich waren aber ebenso auch soziale Modellvorstellungen – etwa das Konzept der ‚Gleichheit‘ der Bürger in den Demokratiemodellen oder die Formulierung der Kategorie der ‚Ware‘ als elementare Einheit in der Ökonomie und nicht zuletzt auch die Annahme von ‚unbewußten‘ Instanzen in der Psychologie. Als Maß der ‚Unwahrscheinlichkeit‘ dient in allen Beispielen die Mächtigkeit der Unterscheidung zwischen den theoretischen Vorstellungen vom Aufbau der Welt und den alltäglichen Normalitätsvorstellungen. Der Bruch mit den alltäglichen Sehweisen erscheint insoweit als eine Voraussetzung der Entwicklung fruchtbarer theoretischer Modellierungen. Erst durch die Konstitution der Differenz zwischen der theoretischen und der alltäglichen Welt steigern sich die Auswahlmöglichkeiten für das alltägliche Handeln und Erleben. Und erst diese Steigerung macht die Übernahme und Anwendung der Modellvorstellungen attraktiv. Schließt man sich diesen Überlegungen an, so ist von der Kommunikationswissenschaft zu fordern, daß sie Modelle zur Verfügung stellt, die die Einnahme alternativer Standpunkte und unwahrscheinlicher Perspektiven im Alltag und in anderen theoretischen Welten ermöglicht. Gemessen an diesem Maßstab müssen viele gängige Theorien über Kommunikation als nicht sonderlich unwahrscheinlich zurückgewiesen werden. Viele Analysen von Gesprächen und von institutioneller Kommunikation vermitteln weniger alternative Einsichten als vielmehr ‚Déjà vu‘-Effekte.<sup>256</sup> Die Leichtigkeit, mit der wissenschaftliche Modelle im Alltag ‚übernommen‘ werden, ist kein zuverlässiger Maßstab für den Grad der Aufklärung.

Wenn man der Wissenschaft eine Service-Funktion zuspricht, so deutet man damit auch zugleich die Grenzen ihrer Wirksamkeit an. Sie kann nicht viel mehr tun, als Modelle bereitzustellen. Ob und von wem sie angenommen werden, kann sie nur in einem ganz begrenzten Umfang kontrollieren. So kann sie die Annahme der Dienstleistung mehr oder weniger erleichtern oder erschweren. Gerade eine junge, nicht etablierte Disziplin muß sich um Akzeptanz bemühen und ihren Service u. U. auf bestimmte Zielgruppen konzentrieren. Anwendbar scheinen die Modelle im Augenblick vor allem für Professionals wie Ärzte, Therapeuten, Sozialarbeiter, Juristen, Lehrer sowie in einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere der Soziologie, Geschichtswissenschaft, Psychologie, Biologie und nicht zuletzt auch in der Sprachwissenschaft. Während etablierte Dienstleistungsbetriebe auf ihre Kundschaft warten können, wird sich der Kommunikationswissenschaftler gleichsam als fahrender Händler in die verschiedenen professionellen und wissenschaftlichen Welten begeben müssen.

### 1.5 Die Selbstreflexion der Darstellung: Genese, Aufbau und Grenzen der Modellierungen

Es ist von vornherein ausgeschlossen, in einem Zug alle Konstituenten des Objektbereichs einer Kommunikationswissenschaft zu entwickeln. Die kommunikative Welt kann nur das Produkt kollektiver empirischer und theoretischer Anstrengungen über einen längeren Zeitraum hinweg sein. Eine Reihe von Theorie-Stücken, empirischen Untersuchungsergebnissen und methodischen Erfahrungen liegen nunmehr

---

<sup>255</sup> So z.B. von Stephen Toulmin in seinem Buch ‚Voraussicht und Verstehen‘ (Voraussicht und Verstehen. Ein Versuch über die Ziele der Wissenschaft. Frankfurt/Main 1968). Sein Hauptgegenstand ist die schrittweise ‚Idealisierung‘ der Modellvorstellungen über die ‚Bewegung‘ im Laufe der Wissenschaftsgeschichte.

<sup>256</sup> Die Enttäuschung bei dem Rezipienten dieser Untersuchungen bleibt da nicht aus: „Die Ergebnisse der Konversationsanalyse sind zum Teil so banal, daß es sehr oft genügt, seinen eigenen Alltagsverstand zu gebrauchen, um zu den Ergebnissen zu gelangen.“ (J. Muth 1983, S. 397) Vgl. auch Dirk Fehlenberg: Die empirische Analyse der Visitenkommunikation. In: OBST 24, S. 29-56.

vor. Vordringlich scheint es jetzt zu sein, einen Orientierungsrahmen für die Integration der verschiedenen Anstrengungen zu geben. Die gegenwärtige Situation der Kommunikationsforschung ist vergleichbar mit einem Puzzle-Spiel: Man sieht einen Berg von Puzzle-Steinen vor sich, die von verschiedenen Personen zusammengesetzt werden. Viele Steine fehlen ganz, und vor allem existiert keine Vorlage, aus der man entnehmen könnte, welches ‚Bild‘ zusammengesetzt werden soll. Jede beteiligte Person beginnt an einer anderen Ecke passende Steine zusammenzufügen. Wenn man unter diesen Umständen nicht überhaupt die Lust am Puzzeln verliert, dann bieten sich drei miteinander zu verbindende Strategien an, mit den Steinen umzugehen: Zum einen wird man von den vorhandenen Steinen, das meint Theorie-Stücken und Untersuchungsergebnissen, ausgehen und versuchen, sie, so gut es eben geht, zusammenzusetzen. Zum anderen muß man darauf bedacht sein, eine für alle Beteiligten sichtbare Vision von dem ‚Bild‘ (der kommunikativen Welt) zu entwerfen, welches entstehen könnte, wenn die Puzzle-Steine zusammengesetzt sind. Der Versuch einer Verknüpfung dieser beiden Strategien wird im nächsten Kapitel unternommen. Dabei wird es nicht ausbleiben, daß manche Flächen des Bildes sehr grob geraten und vieles sich im nachhinein als eine unfruchtbare Projektion herausstellt.

Im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen die sozialen Systeme und Probleme sozialer Kommunikation. Andere Puzzle-Steine, also z.B. psychische oder biogene Systeme und deren Umweltbeziehungen, werden zwar erwähnt, insoweit sie für die Konturierung des Gesamtpanoramas erforderlich sind, sie bilden aber nicht den Ausgangspunkt der theoretischen Konstruktion. Auch die Theorien über die verschiedenen Dimensionen und Strukturen der sozialen Systeme sind unterschiedlich stark ausgebaut. Die Darstellung der dynamischen Dimension etwa ist weitergetrieben als jene der anderen Dimensionen. Zahlreiche Kategorien können beim gegenwärtigen Stand der theoretischen Ausarbeitung noch nicht definiert werden. Auf viele wesentliche Konstituenten – z.B. auf Evolutionstheorien – kann nur hingewiesen werden, um auf Lücken und damit auf zukünftige Arbeitsgebiete aufmerksam zu machen.

Die dritte Strategie besteht darin, nicht vorhandene Steine selbst herzustellen. Dieser Prozeß der Schaffung von kommunikativen Modellen wird in den letzten beiden Kapiteln dieser Arbeit geschildert.

Bislang hat der Eindruck entstehen können, als ob die Annahmen über die kommunikative Welt das Resultat von Literaturstudium, der Sichtung vorhandener System- und Kommunikationstheorien wären. Andere, vielleicht wichtigere genetische Wurzeln sind die Reflexionen von empirischen Kommunikationsanalysen – sowohl eigenen als auch fremden.<sup>257</sup>

Die Selbstbeschreibung der eigenen Forschungstätigkeit als Forschungssystem ist letztlich der Hauptweg der Entwicklung der theoretischen Vorstellungen über selbstreferentielle Systeme und die kommunikative Welt.

Wenn die Kommunikationswissenschaft die im vorigen Abschnitt geforderte Service-Funktion erfüllen soll, reicht es nicht aus, Theorien über organisierte und andere soziale Systeme zu entwickeln. Diese allgemeinen Modellvorstellungen können zwar die Arbeit des Kommunikationsforschers anleiten, sie bieten aber keine Aufklärung für den Alltag oder für Professionals. Hier müssen spezifischere Modelle, die bestimmte Institutionen oder Alltagssituationen abbilden, zur Verfügung gestellt werden. Diese Modelle werden Normalformmodelle, abgekürzt NFM, genannt. Erscheinungen wie Visiten, Schulstunden, Therapiesitzungen, Verkaufsgespräche o. ä., die in alltäglicher oder professioneller Einstellung benannt und, wie vage auch immer, beschrieben werden können, lassen sich als ein bestimmter Typus eines sozialen Systems modellieren. Normalformmodelle werden als Artmodelle aufgebaut. Sie sind das Ergebnis der Reflexion der systematischen Beschreibung vieler ähnlicher Phänomene.

Ist ein bestimmtes soziales Phänomen in Form eines Normalformmodells beschrieben, so kann das Modell den Professionals oder anderen Interessierten für die Selbstbeschreibung und -regulation ihrer Praxis zur Verfügung gestellt werden. Zum anderen können die Modelle im Rahmen der sogenannten

---

<sup>257</sup> Die Eingrenzung des Gegenstandes dieser Arbeit auf organisierte Sozialsysteme hängt eng mit den empirischen Phänomenen zusammen, die ich bislang untersucht habe. Dies waren vor allem Institutionen oder institutionsähnliche Gebilde, wie Spielgruppen im Kindergarten, psychotherapeutische Erstinterviews, Gruppen- und Einzeltherapien verschiedener therapeutischer Richtungen, Schulstunden, Supervisions- und Balintgruppen sowie sozialwissenschaftliche Interviews. Daneben habe ich auch einfache Sozialsysteme, in denen das Erzählen über selbsterlebte Erfahrungen und deren intersubjektive Verarbeitung im Mittelpunkt standen, sowie dyadische Instruktionen analysiert. In einer historischen Perspektive habe ich mich schließlich mit größeren sozialen Zusammenhängen, insbesondere mit der Herausbildung einer nationalen Kommunikationsgemeinschaft in Deutschland in der frühen Neuzeit beschäftigt. Die relevante Umwelt der eigenen Forschungspraxis waren die mikroanalytischen Untersuchungen alltäglicher und institutioneller Kommunikation, wie sie in den letzten zwanzig Jahren vor allem von Sprachwissenschaftlern und Soziologen angefertigt wurden. Von besonderer Bedeutung waren dabei die Arbeiten der ethnomethodologischen Konversationsanalyse. Die Auseinandersetzung mit den in diesen Untersuchungen vertretenen ‚qualitativen‘ und ‚interpretativen‘ Verfahren bestimmt die Struktur dieser Arbeit auf weite Strecke und ist sicherlich auch der Grund für manche Einseitigkeiten.

Normalformanalyse von einem kommunikationswissenschaftlichen Standpunkt aus zur Diagnose und Deskription von einzelnen Phänomenen verwendet werden. Die verschiedenen Phasen der Normalformanalyse sind in dem gemeinsam mit Kornelia Rappe-Giesecke verfassten Buch ‚Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung‘<sup>258</sup> ausführlich dargestellt.

## 2. Konstituenten des Objektbereichs der Kommunikationswissenschaft

### 2.1 Systeme, ihre Dimensionen und Strukturen

#### 2.1.1 Systeme als elementare Modellvorstellung

Es ist von vornherein nicht zu erwarten, daß die Elemente der kommunikativen Welt weniger abstrakt angesetzt werden können als jene der physikalischen, chemischen oder linguistischen Welten: So wie die Welten dieser Disziplinen aus ‚Atomen‘, ‚Molekülen‘ und ‚Zeichen‘ aufgebaut sind, setzt sich die kommunikative Welt aus ‚Systemen‘ zusammen. Systeme sind die elementaren Grundbausteine der Kommunikationswissenschaft, die in dieser Arbeit skizziert wird. Die Vorstellungen von der Welt als einer Ansammlung von Systemen ist in einem mehrfachen Sinne elementar: Sie sind eine Bedingung der Möglichkeit jeder empirischen kommunikationswissenschaftlichen Forschung. Erst über die Systeme bildet der Forscher seine Modelle. Ihn interessiert die Entstehung der Systeme, ihre unterschiedlichen Strukturen, ihre Relationierungsmöglichkeiten usw. Systeme sind auch in dem Sinne elementar, daß erst sie einen eigenständigen kommunikationswissenschaftlichen Objektbereich konstituieren. Werden andere elementare Grundvorstellungen gewählt, entstehen andere Objektbereiche. Werden sie aber akzeptiert, so hat man damit ein theoretisches Gebäude betreten, in dem eine eigene Ordnung gilt. Die Abstraktionen, die auf der Vorstellung der kommunikativen Welt als einer Ansammlung von Systemen aufbauen, können beispielsweise kritisiert und umarrangiert werden, ohne daß dadurch das Gebäude selbst notwendig in Frage gestellt zu werden braucht. Das hängt letztlich damit zusammen, daß für die Konstitution eines Objektbereichs andere Kriterien gelten als für die Modellierungen, die auf der Basis der Grundannahmen dieses Objektbereichs erfolgen.

Die grundlegenden Modellvorstellungen anderer Disziplinen haben einen vergleichbaren Status. Die theoretische Welt des Linguisten ‚besteht‘ beispielsweise aus diskreten ‚Zeichen‘. Je nach den Teildisziplinen untersucht er ‚Phoneme‘, ‚Wörter‘, ‚Sätze‘ u. a. Die Untersuchungsergebnisse sind Modelle über die Phoneme, Wörter und Sätze, z.B. in Form von Aussagen über ihre Merkmale und Kombinationsmöglichkeiten. Die gewonnenen Aussagen können wiederum modelliert werden, etwa indem ein Phoneminventar, ein Lexikon oder eine Taxonomie von ‚Sätzen‘ im Rahmen einer Grammatik aufgestellt wird. Alle diese Klassifikationen lassen sich auf einer weiteren Abstraktionsstufe noch einmal auf zugrundeliegende Regeln hin untersuchen. Nicht mehr thematisiert werden demgegenüber während der eigentlichen linguistischen Arbeit die Voraussetzungen, daß es nämlich Phoneme, Wörter, Sätze usw. gibt. Diese Grundannahme wird vorausgesetzt, obwohl der Sprachwissenschaftler aus seiner alltäglichen Erfahrung und aus seiner Kenntnis anderer theoretischer Welten weiß, daß ‚Sprachen‘ in anderen Welten ganz anders modelliert werden können, seine Voraussetzungen also nur eine mögliche Modellierung sind. Werden andererseits die elementaren Modellvorstellungen von irgendeinem Wissenschaftler abgelehnt, so begibt er sich in eine Position außerhalb der Forschergemeinschaft der Linguisten. Wer die Sprache nicht als ein (linear strukturiertes) Zeichensystem betrachtet, der befindet sich nicht mehr in der gleichen theoretischen Welt wie seine Fachkollegen. Natürlich sind diese Grundannahmen historisch gewachsen und im Prinzip ist es auch denkbar, daß sie sich verändern. Aber dies setzt eine breite Akzeptanz unter den Fachkollegen voraus. Gerade die Versuche, eine ‚kommunikative Wende‘ in der Linguistik herbeizuführen, haben die enorme Überzeugungskraft der traditionellen Basisvorstellungen bestätigt. Im großen und ganzen sind alle Anbau- und Umstrukturierungsversuche gescheitert. Entweder sie haben sich den klassischen Vorstellungen assimiliert, oder aber ihre Vertreter sind in andere Disziplinen oder Praxisbereiche abgewandert. Dieser Ausgang ist nicht verwunderlich: Grundbaustein für die Konstitution

---

<sup>258</sup> Michael Giesecke/Kornelia Rappe-Giesecke: Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung. Die Integration von Selbsterfahrung und distanzierter Betrachtung in Beratung und Wissenschaft. Frankfurt 1996.

der Linguistik als eigenständiger Disziplin in dem Werk von de Saussure war die ‚Langue‘ - nicht die als ‚Länge‘ bezeichnete menschliche Kommunikation und auch nicht das Sprechen (‚Parole‘).<sup>259</sup>

### 2.1.2 Die vier Dimensionen der Systeme

Systemtheoretische Modelltheorien lassen sich als Produkte der historischen Notwendigkeit verstehen, mehrere Analysedimensionen in einer einheitlichen Modelltheorie zu integrieren. Was immer man sich unter Systemmodellen sonst noch vorstellen mag, immer sind sie mehrdimensional und enthalten Aussagen über die Relationen zwischen den verschiedenen Dimensionen. Andererseits gibt es natürlich auch ältere Modelltheorien, die nicht nur eindimensional (linear, monokausal), sondern mehrdimensional aufgebaut sind, die sich aber üblicherweise nicht als systemisch bezeichnen. Dazu gehören etwa interaktionistische Ansätze in Soziologie und Sozialpsychologie oder Modelle, in denen nacheinander jeweils zwei Vektoren korreliert werden. In der modelltheoretischen Fachliteratur wird als Beispiel für eine dreidimensionale Modelltheorie oft auf die euklidische Geometrie hingewiesen, die ‚Körper‘ aus den Dimensionen Länge, Breite und Höhe zusammensetzt. ‚Körper‘ sind auch im Alltag die Grundmetapher für dreidimensionale Modelle geworden. Historisch hat man später eine zusätzliche Dimension eingeführt, indem man sich diese Körper als ‚bewegt‘ und ‚dynamisch‘ vorgestellt hat. Sowohl die Organismus- und Maschinenmetapher als auch astronomische Modelle haben hier ihre Ursprünge. Die Elemente des astronomischen Modells etwa sind Körper, die sich mit großer Geschwindigkeit um sich selbst und um andere Körper drehen. Unschwer konnte die Atomphysik mit ihren Modellierungen an diese Vorstellung anknüpfen. Wie sich die Systemtheorie von diesen Modellvorstellungen unterscheidet, läßt sich letztlich noch nicht exakt sagen.

In Anbetracht der Bedeutung, die dem Begriff ‚*Dimension*‘ in der Systemtheorie zukommt, ist der Stand der Reflexion über diese Kategorie unbefriedigend. Zumeist werden die Dimensionen der Systeme etwa ‚Strukturerhaltung‘, ‚Integration‘, ‚Zielerreichung‘ und ‚Anpassung‘ bei Parsons, oder ‚Sach-‘, ‚Zeit-‘ und ‚Sozialdimension‘ bei Luhmann, oder ‚Tektonik‘, ‚Dynamik‘ und ‚Genese‘ bei Bunge eingeführt, ohne auf die Voraussetzungen des Begriffs weiter einzugehen. In der empirischen Sozialforschung, die beständig mit verschiedenen ‚Analysedimensionen‘ umgehen muß, ist der Begriff, wie etwa ein Blick in das ‚Handbuch der empirischen Sozialforschung‘ zeigt, vieldeutig und unbestimmt.<sup>260</sup> Eine weitere Ursache mag sein, daß mehrdimensionale Objekte nicht mehr nach dem Muster der klassischen Prädikatenlogik definiert werden können. Sie lassen sich nicht mehr einfach als eine Summe von Merkmalen vorstellen, vielmehr handelt es sich um mehrere ‚Reihen‘ oder ‚Vektoren‘ von Merkmalen, die selbst wieder zueinander in Beziehung zu setzen sind.<sup>261</sup> In Anbetracht des Diskussionsstandes über die mehrwertige Logik, die zur Explikation dieser Beziehung vermutlich erforderlich ist, werden die Ungenauigkeiten bei der Modellformulierung leichter verständlich.

Aus einem wissenschaftshistorischen Blickwinkel ist für die Anfangsphase der Theoriebildung eine zureichende Explikation kaum zu erwarten. Zunächst muß notgedrungen mit Begriffen und Metaphern gearbeitet werden, die in ihren Zusammenhängen und in ihrer logischen Struktur nur unzureichend exploriert sind. Dies geschieht auch bei der Darlegung der Dimensionen der Systeme in dieser Arbeit. Systeme werden hier zunächst allgemein bestimmt als Relationen von Dimensionen. Dimensionen werden

---

<sup>259</sup> Vgl. Michael Giesecke: Was kommt nach der langue? In: Ders.: *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft.* Frankfurt/Main 1992, S. 18-35.

<sup>260</sup> Hans Zetterberg spricht in seinem Artikel ‚Theorie, Forschung und Praxis in der Soziologie‘ (in: René König: *Handbuch der empirischen Sozialforschung.* Bd. 1: *Geschichte und Grundprobleme der empirischen Sozialforschung.* Stuttgart 1973, S. 104 ff.) nur ganz allgemein von den ‚Dimensionen der Wirklichkeit‘ die von den Disziplinen zum Gegenstand gemacht werden. Im Gegensatz dazu wird ‚Dimension‘ bei Peter R. Hofstätter ganz speziell im Sinne von ‚Faktoren‘ oder ‚Vektoren‘ verstanden. (Faktorenanalyse. In: René König: *Handbuch der empirischen Sozialforschung.* Bd. 3a: *Grundlegende Methoden und Techniken.* Stuttgart 1974, hier vor allem S. 200 ff.) Auf S. 213 erwähnt er, daß es „sachlich richtiger wäre, statt von ‚Faktoren‘ von ‚Dimensionen‘ zu sprechen“. Andererseits sind aber den Dimensionen und der Faktorenanalyse in dem Handbuch unterschiedliche Kapitel gewidmet. Schaut man sich den Dimensionsbegriff an, der bei den Skalierungsverfahren verwendet wird, so eröffnen sich wieder andere Perspektiven.

<sup>261</sup> Carl G. Hempel und Paul Oppenheim führen typischerweise den System- und den Dimensionsbegriff ein, als sie der bis dato von der Logik einzig entwickelten „Lehre von den Klassenbegriffen“ eine Theorie der Ordnungsbegriffe gleichberechtigt an die Seite „zu stellen versuchen“. (Der Typenbegriff im Lichte der neuen Logik. *Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Konstitutionsforschung und Psychologie.* Leiden 1936, S. V, vgl. auch S. 7) Die ‚Dimension‘ wird als ‚reihenartige Ordnung‘ oder ‚Reihenordnung‘ (S. 22) bestimmt. „Eine Reihenordnung“ wird wiederum als „ein Paar von Relationen“ (S. 31) definiert. Neuere Theorien sozialer Systeme z.B. von Peter M. Hejl (*Sozialwissenschaft als Theorie selbstreferentieller Systeme.* Frankfurt/Main/New York 1982) nehmen immer wieder Bezug auf die logischen Untersuchungen von Gotthard Günther (Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Hamburg 1976).

als Relationen von Strukturen und Strukturen als Relationen von Merkmalen (Faktoren) definiert.<sup>262</sup> Es kommt dann alle darauf an, die verschiedenen Merkmale, Strukturen und Dimensionen zu charakterisieren und die Form ihrer Relationierung zu beschreiben. Die überzeugendsten Kriterien für eine allgemeine Beschreibung der Dimensionen lassen sich vermutlich dann finden, wenn man die Geschichte der Entwicklung des Systembegriffs zurückverfolgt.<sup>263</sup> Mindestvoraussetzung, um von Systemen zu sprechen, war und ist die Vorstellung von Komplexität: Systeme bestehen aus Elementen, die so verknüpft sind, daß das ‚Ganze‘ mehr ist als die Summe dieser Elemente. Dieses ‚Mehr‘ läßt sich systemtheoretisch modellieren, wenn man die Komplexität als Summe der Relationen zwischen den Elementen oder als Summe der Relationen zwischen den Relationen zwischen den Elementen versteht. Hier läßt sich durch höherstufige Relationierungen beliebig viel Komplexität einbauen. Irgendwann stellt sich allerdings immer die Frage, wie viele Elemente oder gar Elementtypen angenommen werden sollen.

Strukturalistische Systemtheorien, wie sie etwa als Theorie des Zeichensystems von de Saussure für die Beschreibung des sprachwissenschaftlichen Objektbereiches entwickelt wurden, gelangen kaum über diese Problemsicht hinaus. Die Kennzeichnung ‚strukturalistisch‘ ist insofern zutreffend, als bei dieser Theorievariante System- und Strukturbegriff übereinfließen. Systeme werden durch Struktur oder Tektonik charakterisiert. Es gibt keine Differenz zwischen der Beschreibung der Struktur und der des Systems.

Das Komplexitätsproblem ist der klassische Ausgangspunkt in der Entwicklung der neuzeitlichen Systemvorstellungen. Aus dieser Konzeption ergeben sich aber – logisch und historisch – Folgeprobleme, die zur Annahme einer weiteren Dimension nötigen: Die Identifizierung von Systemen als Systeme setzt voraus, daß sie sich von einer Umwelt unterscheiden. Die Elemente oder Relationen, die die Komplexität eines bestimmten Systems konstituieren, müssen untereinander zumindest anders verbunden sein als mit allen denkbaren übrigen Elementen und Relationen der Umwelt. Die Aufrechterhaltung dieser Differenz ist ein permanentes Problem, welches in allen neueren Systemtheorien in der einen oder anderen Form thematisiert wird. Dieses Problem der ‚Grenzerhaltung‘ oder der Schaffung einer ‚Innen-Außen-Differenz‘ konstituiert eine zweite, die sogenannte *Differenzierungsdimension* der Systeme. Differenzierte Systeme unterscheiden sich von weniger differenzierten Systemen durch die Anzahl der Beziehungen, die sie zu ihrer Umwelt aufrechterhalten können, ohne ihre Identität zu verändern. Man kann auch sagen: Sie unterscheiden sich durch die Unterschiede, die sie aufrechterhalten können.

Die Einführung der Differenzierungsdimension macht es nötig, Annahmen über die *Umwelt* zu treffen. Mindestens läßt sich sagen, daß unter der ‚Umwelt‘ diejenigen Ausschnitte der Welt zu verstehen sind, zu denen das System eine konstitutive differenzierende Beziehung aufbaut. Um die Strukturen der Differenzierungsdimension zu beschreiben, ist diese Bestimmung allerdings, wie die Theorieentwicklung zeigt, zu vage. Die Tendenz scheint dahin zu gehen, als Umwelt der Systeme wiederum Systeme anzunehmen. Man kann davon ausgehen, daß jedes System sowohl negative (abgrenzende) als auch positive (funktionale) Beziehungen zu Umweltsystemen hat. Strukturtheorien über die Differenzierungsdimension werden dann Aussagen zu den Umweltsystemen und zu den möglichen funktionalen und interferierenden Relationen zu diesen Umweltsystemen machen.

Ein Folgeproblem der Einführung des Konzepts der ‚Umwelt‘, auf welches später einzugehen sein wird, ist die Notwendigkeit, das Verhältnis zwischen Umwelt und Welt zu bestimmen. Zumindest ist zu explizieren, was unter ‚Ausschnitt‘ von Welt zu verstehen ist.

Zum Grundbestand der ‚systemtheoretischen‘ Diskussion gehört weiterhin seit langem das Problem der ‚Dynamik‘. Ursprünglich ist es wohl darum gegangen, ‚Prozesse‘ zu modellieren. Die dynamische Dimension erscheint dann als zusammengesetzt aus ‚Ereignissen‘ oder ‚Selektionen‘. Funktionalistische Systemtheorien konnten diese Prozesse noch weitgehend linear als ‚Erfüllung‘ von zumeist extern bestimmten Systemfunktionen deuten. In kybernetischen Ansätzen stellt man sich die Prozesse eher kreisförmig vor. Sie sichern die Aufrechterhaltung eines ‚Fließgleichgewichts‘ zwischen System und

---

<sup>262</sup> Diese Bestimmung ist schon um einiges genauer als etwa Cherrys ‚System‘-Definition: „Broadly: any phenomenon describable in terms of large number of variables“. Cherry: On human communication, S. 343. Sie macht nämlich deutlich, daß als ‚Variablen‘ mindestens ‚Reihenordnungen‘ über Relationierungen von ‚Reihenordnungen‘ angenommen werden müssen, um Systembegriffe von einfacheren Modellvorstellungen abzugrenzen.

<sup>263</sup> Diesen Weg gehen auch Niklas Luhmann in der Einführung zu seinem Werk über ‚Soziale Systeme‘ (Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/Main 1984, S. 20 ff.) und Günter Ropohl in seiner ‚Einführung in die allgemeine Systemtheorie‘ (in: Hans Lenk/Günter Ropohl (Hrsg.): Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm. Königstein 1978, S. 9-49).

Umwelt. Möglich wird dies durch ihre Rückkopplungsnatur.<sup>264</sup> In dieser Formulierung wird schon deutlich, daß auch die interne Logik systemischer Modellbildung zur Annahme einer dynamischen Dimension nötig: Komplexität und Differenzierung stehen zueinander in einem problematischen Verhältnis. Die Umwelanforderungen müssen verarbeitet und d. h. auch mit der Komplexitätsstruktur in Beziehung gesetzt werden. Komplexe Systeme können andererseits zu ihrer Umwelt nicht mehr unmittelbar, sondern nur verzögert in Kontakt treten. Der Außenkontakt setzt einen komplexen Innenkontakt der Elemente voraus. Externe Relationierungen kann man sich nicht mehr ohne interne Relationierungen vorstellen, und diese erfordern zumindest eines: Zeit. Man kann vermuten, daß um so mehr Zeit (Relationierungsprozesse) benötigt wird, je komplexer die Tektonik des Systems ist. Letztlich erscheint bei dieser Überlegung die Annahme der dynamischen Dimension als eine Folge, welche sich aus der Annahme der Komplexitäts- und der Differenzierungsdimension und der Notwendigkeit ihrer Relationierung ergibt.

In den neueren autopoietischen Systemtheorien erfolgt der Einstieg in das Modell bei der dynamischen Dimension. Entsprechend werden die anderen Dimensionen als Folgelasten oder Produkte dieser Option aufgefaßt. Dynamische Systeme produzieren sich, ihre Komplexität und ihre Umweltbeziehungen mit jeder Selektion selbst, also autopoietisch. Nur insofern Ereignisse einen Beitrag zum Erhalt der Systemkomplexität und der Differenzierung von der Umwelt leisten, sind sie Elemente des Systems.

Dynamische Prozesse werden von Maturana als „Das Netzwerk von Prozessen der Produktion ihrer eigenen Bestandteile definiert [...] diese Bestandteile wirken zum einen durch ihre Interaktionen in rekursiver Weise an der ständigen Erzeugung und Verwirklichung eben des Netzwerks von Prozessen der Produktion mit, das sie selbst produziert hat, und konstruieren zum anderen dieses Netzwerk von Prozessen der Produktion von Bestandteilen als eine Einheit in einem Raum, den sie [die Bestandteile] dadurch definieren, daß sie seine Grenzen verwirklichen.“<sup>265</sup> Genau diesen Systemtyp nennt Maturana ‚Autopoietische Systeme‘.

Die drei vorgestellten Dimensionen des Systems stehen untereinander in einem Verhältnis wechselseitiger Voraussetzung. Komplexität ist nicht ohne Differenzierung, Differenzierung nicht ohne Komplexität, und beide sind nicht ohne Dynamik – und umgekehrt – vorstellbar. Ein anderer Befund ist auch gar nicht zu erwarten, wenn Systeme tatsächlich als mehrdimensionale Modelle verstanden werden sollen. Dann kann das System nicht einfach als eine Addition verschiedener Dimensionen definiert werden.<sup>266</sup> Es muß vielmehr als eine Relationierung zwischen den Dimensionen aufgefaßt werden. Das Problem der Integration der Dimension und der Klärung ihrer Abhängigkeiten untereinander lässt sich nicht befriedigend mit kausalen, finalen oder temporalen Konzepten erklären. Eine der sicherlich vielen Möglichkeiten, mehrdimensionale Analysen systemisch zu integrieren, bietet das Konzept der Selbstrepräsentation oder der Selbstreferenz.<sup>267</sup> Die Grundannahme dieses Ansatzes ist, daß das System sich selbst als ein mehrdimensionales System entwerfen und das erzeugte Modell zur Aufrechterhaltung seiner Komplexität, Differenzierung und Dynamik benutzen muß.

„Die Theorie selbstreferentieller Systeme behauptet, daß eine Ausdifferenzierung von Systemen nur durch Selbstreferenz zustandekommen kann, d. h. dadurch, daß die Systeme in der Konstitution ihrer Elemente und ihrer elementaren Operationen

---

<sup>264</sup> Unter der Kybernetik 1. Ordnung wird ziemlich übereinstimmend die Steuerungslehre verstanden, die sich auf die Rückkopplungsmechanismen konzentriert, die zum Stabilitätserhalt (Homöostase) von Systemen beitragen: Magoroh Maruyama hat diese gleichgewichtsorientierte Steuerungslehre als Kybernetik 1. Ordnung bezeichnet. (The Second Cybernetics: Deviation – Amplifying Mutual Causal Processes. In: American Scientist 51. 1963, S. 164-179) Er fordert darüber hinaus eine Kybernetik 2. Ordnung, die sich mit Rückkopplungsprozessen befasst, die Abweichungen verstärken und so dem System Anpassungsprozesse an die Umwelt auf Kosten der bislang geltenden Strukturen und Programme ermöglichen.

<sup>265</sup> Maturana: Erkennen, S. 280.

<sup>266</sup> Oft werden Dimensionen bzw. die Ergebnisse empirischer Dimensionsanalysen nur nebeneinander gestellt. Dies geschieht typischerweise bei vielen interdisziplinären, u. a. soziolinguistischen Untersuchungen zur Kommunikation. 1984 formuliert Luhmann: „Zur Zeit gibt es weder ausreichend durchgearbeitete, noch allgemein wahrgenommene, geschweige denn akzeptierte Theoriegrundlagen“ für eine „allgemeine Theorie selbstreferentieller Systeme“. (Niklas Luhmann: Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie. In: Hans Ulrich Gumbrecht/Ursula Link-Heer (Hrsg.): Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte. Frankfurt/Main 1984, S. 24) Mittlerweile ist in diese Richtung von so ziemlich allen Disziplinen geforscht worden: Neurophysiologie, Psychologie, Jura, Literaturwissenschaft, Soziologie, Biologie und Wissenschaftsgeschichte. Vgl. die Beiträge von Markowitz, Roth, Teubner und Stichweh in der Festschrift für Luhmann: Dirk Baecker/Jürgen Markowitz/Rudolf Stichweh/Hartmann Tyrell/Helmut Willeke (Hrsg.): Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/Main 1987. Mehr Bedeutung noch als der ‚Selbstreferenz‘ wird zunehmend der ‚Selbstorganisation‘ zugemessen. Vgl. Wolfgang Krohn/Günter Küppers (Hrsg.): Emergenz. Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung. Frankfurt/Main 1992, mit einschlägigen Beiträgen.

<sup>267</sup> Dies zeigen besonders deutlich die Beiträge von Wissenschaftlern aus zahlreichen Einzeldisziplinen in dem Sammelband von Gerhard Roth/Helmut Schwegler: Self-Organizing Systems. An Interdisciplinary Approach. Frankfurt/Main/New York 1981.

auf sich selbst (sei es auf Elemente desselben Systems, sei es auf Operationen desselben Systems, sei es auf die Einheit desselben Systems) Bezug nehmen.<sup>268</sup> Den Bezug auf die Elemente des Systems bezeichnet Luhmann als ‚basale Selbstreferenz‘, den Bezug auf die Operationen oder Prozesse als ‚Reflexivität‘ und den Bezug auf die Einheit des Systems als ‚Reflexion‘.<sup>269</sup> „Der Begriff Selbstreferenz bezeichnet die Einheit, die ein Element, ein Prozeß, ein System für sich selbst ist. ‚Für sich selbst‘ d. h.: unabhängig vom Zuschnitt der Beobachtung durch andere.“<sup>270</sup> Um diese Einheit herzustellen, müssen Systeme „eine Beschreibung ihres Selbst erzeugen und benutzen; sie müssen mindestens die Differenz von System und Umweltsystem intern als Orientierung und als Prinzip der Erzeugung von Informationen verwenden können“.<sup>271</sup>

Man kann dieses Modell des Systems von dem System ‚Selbstbeschreibung‘ nennen.<sup>272</sup> Die Selbstbeschreibung macht das System als komplex, dynamisch, differenziert dimensioniertes Beziehungsgefüge für die einzelnen Dimensionen, Strukturen und Elemente des Systems zugänglich und sichert dadurch die Identität des Systems sowohl nach innen wie auch nach außen.<sup>273</sup> Der ‚Ort‘, an dem diese Dimensionen füreinander präsentiert und integriert werden, ist die ‚*selbstreferentielle Dimension*‘. Sie ist die sprichwörtlich ‚vierte Dimension‘, in der die Einheit des Systems als ein mehrdimensionales Gebilde für das System und für die Umwelt hergestellt wird.<sup>274</sup> ‚Umwelt‘ der selbstreferentiellen Dimension sind ausschließlich die anderen Dimensionen des Systems.<sup>275</sup> Wie das System die einzelnen Dimensionen zueinander in Beziehung setzt, ist Sache des Systems selbst. Entsprechend gibt es viele Möglichkeiten, Hierarchien und Abhängigkeiten zwischen den Dimensionen festzulegen. Wenn sich das System als ein selbstreferentielles System entworfen hat, ist jedenfalls die Integration der Dimension ‚irgendwie‘ gelungen.

Das für die selbstreferentielle Dimension konstitutive permanente Problem der integrierten Repräsentation der verschiedenen Dimensionen füreinander wird durch die Entwicklung von Programmen bewältigt. Programme bilden mit anderen Worten die Strukturen der selbstreferentiellen Dimension. Merkmale oder Elemente dieser Strukturen sind Informationen oder Repräsentationen. Mit Bezug auf diese Programme kann an den verschiedenen ‚Stellen‘ im System und an seinen Grenzen ‚entschieden‘ werden, was dem System und was der Umwelt zuzurechnen ist. Das System erhält die Möglichkeit zur Negation von Relationierungsangeboten. Es kann stabil werden, indem es immer wieder die gleichen Umweltbeziehungen durch ähnliche interne Prozesse, die den gleichen Aufbau interner Komplexität erfordern, bestätigt und andere negiert. Die Programme dienen der Selbstregulation der internen Prozesse und der Korrektur von Abweichungen. Solche Programme können beispielsweise genetische Codes in den biologischen Systemen oder in deren Elementen, den Zellen, sein. Die ‚Normen‘ in den sozialen Systemen lassen sich als Programme reformulieren, ebenso die Selbstbilder von Personalsystemen. Jedes Programm ist immer eine selektive oder selbstsimplifizierende Repräsentation.

---

<sup>268</sup> Luhmann: Soziale Systeme, S. 25. Vgl. auch ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 2: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt/Main 1981, S. 29 ff.

<sup>269</sup> „Intentionale Selbstreferenz von Prozessen wollen wir Reflexivität, die intentionale Selbstreferenz von Systemen wollen wir Reflexion nennen. Prozesse sind reflexiv, wenn und soweit sie sich auf sich selbst oder auf Prozesse gleicher Art richten [...]. Reflexion betrifft ein ganz anderes Problem, nämlich den Gebrauch der Identität eines Systems für die Orientierung seiner eigenen Selektionen.“ Niklas Luhmann: Identitätsgebrauch in selbstsubstitutiven Ordnungen, besonders Gesellschaften. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 202 f. Vgl. auch ders.: Soziologische Aufklärung. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1974, S. 66-91. Und ders.: Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation, S. 18 ff.

<sup>270</sup> Luhmann: Soziale Systeme, S. 58.

<sup>271</sup> Ebd., S. 25. Aus informationstheoretischer Perspektive lässt sich diese Theoriekonstruktion erheblich vereinfachen. Wenn man ‚selbstreferentielle‘ Systeme als informationsverarbeitende Systeme betrachtet, dann geht es bei den Unterscheidungen der verschiedenen Formen von ‚Selbstreferenz‘ um eine Differenzierung der verschiedenen Formen der Informationsverarbeitung.

<sup>272</sup> Daß Selbstbeschreibungen von Systemen wiederum Systemmodelle sein müssen, läßt sich auch aus kybernetischen Ansätzen folgern. Vgl. Roger C. Conant/W. Ross Ashby: Every good regulator of a system must be a model of that system. In: International Journal of Systems Science I. 1970, S. 89-97.

<sup>273</sup> „Ein System kann man als selbstreferentiell bezeichnen, wenn es die Elemente, aus denen es besteht, als Funktionseinheiten selbst konstituiert und in allen Beziehungen zwischen diesen Elementen eine Verweisung auf diese Selbstkonstitution mitlaufen läßt, auf diese Weise die Selbstkonstitution also fortlaufend reproduziert.“ Luhmann: Soziale Systeme, S. 59.

<sup>274</sup> Vgl. Michael Giesecke: Die Untersuchung institutioneller Kommunikation. Perspektiven einer systemischen Methodik und Methodologie. Opladen 1988, S. 28 f.

<sup>275</sup> Insofern „operieren selbstreferentielle Systeme notwendigerweise im Selbstkontakt, und sie haben keine andere Form für Umweltkontakt als Selbstkontakt“ (Luhmann: Soziale Systeme, S. 59). Diese Idee ist vom Radikalen Konstruktivismus in alle Richtungen entfaltet worden. Vgl. Heinz Gumin/Armin Mohler (Hrsg.): Einführung in den Konstruktivismus. München 1985. Siegfried J. Schmidt: Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt 1988. Heinz von Foerster: Sicht und Einsicht. Frankfurt 1988. Informationstheoretisch läßt sich der Sachverhalt so sehen: Jedes System kann nur diejenigen Informationen verarbeiten, über die es zu einem gegebenen Zeitpunkt verfügt. Das Problem verschiebt sich dann auf die Frage, wie das System die Informationen gewinnt, also ‚wahrnimmt‘.

Simplifikationen oder – in Bezug auf soziale Systeme – Ideologisierungen sind bei Selbstbeschreibung unvermeidbar.

Weil die Selbstmodelle die Komplexität des Systems aus der Sicht des Systems reduzieren, ist es übrigens nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß sich diese Selbstmodelle von den Fremdbeschreibungen, die aus der Perspektive von Beobachtungssystemen gewonnen werden, unterscheiden. Solche Differenzen können zum Gegenstand von Reflexion gemacht werden.

Die Tatsache der repräsentativen Integration der drei Dimensionen kann von dem System mitrepräsentiert werden. Dies geschieht durch eine erneute selektive Relationierung, die man als ‚*Reflexion*‘ bezeichnen kann.<sup>276</sup> Reflexion als Selbstbeschreibung der Selbstbeschreibung oder als selbstreferentielle Selbstreferenz ermöglicht, daß sich die selbstreferentiellen Systeme zu ihren Programmen auf einer grundsätzlich anderen Stufe noch einmal in Beziehung setzen und sich zu dieser selektiv und generalisierend verhalten können.

Diese Bestimmung schließt ein, daß Reflexion letztlich nur als Selbstreflexion gedacht werden kann. Zwar kann man von Fremdbeschreibungen oder Fremdrepräsentationen sprechen, ‚Fremdreflexionen‘ setzen aber voraus, daß das ‚Fremde‘ von dem System in dem System als Merkmal des Systems repräsentiert ist. Nur in diesem Fall kann es reflektiert werden, und es ist in diesem Fall eine Reflexion über ein Merkmal, die das System konstituiert: Selbstreflexion.<sup>277</sup>

Voraussetzung der Reflexion scheint zu sein, daß sich die selbstreferentiellen Systeme in einer spezifischen Weise differenzieren, ein Reflexionssystem herausbilden, welches die Selbstrepräsentanzen als Umwelt behandeln kann, ohne daß es dabei aus dem Auge verliert, daß es selbst Teil dessen ist, was es reflektiert.<sup>278</sup> Selbstreferenz in dem vorhin gekennzeichneten allgemeinen Sinn ist eine notwendige und hinreichende Bedingung für die Autopoiesis selbstreferentieller Systeme. Sie ist eine hinreichende Bedingung für die Konstitution einer kommunikativen Welt und der Identifizierung der Systeme als Elemente eben dieser Welt. Sowohl die kommunikative Welt als auch die Selbstidentifizierung der Systeme als ‚bestimmte‘ Systeme sind Reflexionsprodukte. Sie tauchen auf, sobald man selbstreferentiellen Systemen Reflexionsmöglichkeiten zugesteht: Jede Systemtheorie muß eine Innen-Außen-Differenz annehmen, einerseits das System, andererseits die Umwelt.

Bei selbstreferentiellen Systemtheorien geht die Außenwelt der Innenwelt nicht verloren: Sie wird in dem System selektiv repräsentiert, und das System nutzt diese Differenz zur Selbsterhaltung. Die Bildung selbstreferentieller Systeme ist von daher identisch mit der Bildung von Umwelt-Modellen. Sobald die Systeme selbstreflexiv werden, reicht es nicht mehr aus, von der Umwelt zu sprechen, vielmehr findet eine selektive und generalisierende Behandlung sowohl der Selbst- als auch der Umwelt-Modelle statt. Das System kann nicht nur ein Verhältnis zu sich selbst als Modell, sondern auch zu den Modellen der Umwelt herstellen, und es kann diese beiden Modelle relationieren.<sup>279</sup> Der Möglichkeit, simplifizierende Selbstkonzepte reflexiv zu schaffen, korrespondiert die Möglichkeit, die Komplexität der Umwelten auf ein Weltkonzept zu reduzieren. Welt ist immer ein selektives Modell aus den repräsentierten Umwelten. Insofern ist es nicht sinnvoll, einen Unterschied zwischen Selbstreferenz und Selbstreflexion einzuführen, ohne zugleich zwischen der Umwelt und der Welt zu unterscheiden. Eine Folgelast der Einführung des Reflexionskonzeptes in die Systemtheorie ist eine Hierarchisierung der Systeme. Manch ‚komplizierte‘ und ‚hochentwickelte‘ Systeme realisieren die Möglichkeit der Reflexion, andere ‚einfachere‘ Systeme tun dies nicht.

Luhmann spricht davon, daß Reflexivität und Reflexion ‚Sonderleistungen‘ von sozialen Systemen sind, „die nur unter bestimmten Voraussetzungen möglich“ sind. „Vor allem Interaktionssysteme kommen normalerweise ohne Reflexion ihrer Einheit aus.“<sup>280</sup>

Vom Standpunkt selbstreflexiver Systeme aus betrachtet erscheinen selbstreferentielle Systeme als von anderer, weniger bestimmter Identität.

### 2.1.3 Konsequenzen für eine systemische Kommunikationstheorie

---

<sup>276</sup> Hier deckt sich unser Sprachgebrauch nicht genau mit jenem von Luhmann.

<sup>277</sup> Luhmann nimmt diese Leistung schon für selbstreferentielle Akte in Anspruch.

<sup>278</sup> „Das ‚Selbst‘ der Selbstreferenz muß sich selbst als unaustauschbar behandeln. Im Falle von Selbstbeobachtung muß es sich selbst mit dem Beobachter identifizieren.“ Luhmann: Soziale Systeme, S. 622.

<sup>279</sup> Luhmann spricht für diesen Fall nicht mehr von ‚einfacher Reflexion‘ sondern von ‚Reflexionstheorien‘. Vgl. ebd., S. 620.

<sup>280</sup> Ebd., S. 617.

Die hier skizzierte Theorie selbstbeschreibender Systeme macht Kommunikationstheorien erforderlich. Wenn bislang nur allgemein von ‚Kommunikation‘ als Oberbegriff für eine Reihe von Problemen, die mit der Bildung mehrdimensionaler Systeme zusammenhängen, gesprochen wurde, so ist jetzt eine Präzisierung notwendig und möglich. Zunächst kann man einschränkend sagen, daß kommunikative Probleme bei der Bildung von selbstreferentiellen und selbstreflexiven Systemen auftauchen. Ob andere mehrdimensionale Systemtheorien, die nicht mit Konzepten der Selbstreferenz und Selbstreflexion arbeiten, Kommunikationstheorie brauchen, ist eine offene Frage. Betrachtet man jedoch die Systeme als selbstbeschreibende, so stellt sich das Problem, wie es zu dem Aufbau dieser Selbstbeschreibung in dem System für das System kommt. Kommunikationstheorien beschäftigen sich genau mit dieser Frage.

Selbstreferentielle Systeme sind so komplizierte Gebilde, daß die verschiedenen Dimensionen und Strukturen ganz unterschiedliche Forschungsrichtungen inspirieren können. Wird die selbstreferentielle Dimension nicht in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses gerückt, so behalten auch die Kommunikationstheorien eine untergeordnete Bedeutung. Beispielsweise sind ökologische Theorien lebender Systeme eher an der Beschreibung von System-Umwelt-Beziehungen, der Klassifikation von Umweltsystemen und der Beschreibung der Relationen zwischen dem Bezugssystem und den Umweltsystemen interessiert als an der Frage, ob und wie diese Umweltsysteme in dem System für das System repräsentiert sind.

In einem gewissen Sinne lassen sich die kommunikativen Probleme als Sonderfälle des allgemeinen Problems der Modellbildung auffassen. Wie alle anderen Modelle lassen sich auch die Selbstmodelle selbstreferentieller Systeme und deren Reflexion als asymmetrische Relationierungen beschreiben: Voraussetzung sind zwei Relata, die so getrennt werden, daß die eine Seite eine Aussage über die andere Seite macht, diese bezeichnet oder repräsentiert. Die asymmetrische Behandlung der Relation führt dazu, daß der eine Pol, das Modell, auf einer anderen logischen Ebene, einem anderen Abstraktions- oder Emergenzniveau liegt als der andere Pol, die bezeichneten Objekte. Wesentlich ist, daß bei der Trennung der Pole die Tatsache, daß es sich um eine Relation handelt, nicht zum Verschwinden gebracht wird, sondern mitrepräsentiert bleibt.

Dieser *Modellbegriff* taucht in zahlreichen Varianten in der Diskussion im systemisch-kybernetischen Paradigma auf. Bateson definiert beispielsweise sein Konzept von ‚Bedeutung‘ in diesem Sinne: „‚Bedeutung‘ kann man als ein annäherndes Synonym für Muster, Redundanz, Information und ‚Einschränkung‘ innerhalb eines Paradigmas der folgenden Art auffassen: von jeder Ansammlung von Ereignissen oder Objekten [...] soll gelten, daß sie ‚Redundanz‘ oder ‚Muster‘ enthält, wenn die Ansammlung irgendwie durch ein ‚Schnittzeichen‘ geteilt werden kann, so daß ein Beobachter, der nur wahrnimmt, was auf der einen Seite des Schnittzeichens ist, mit mehr als zufälligem Erfolg raten kann, was sich auf der anderen Seite des Schnittzeichens befindet. Wir können sagen, daß das, was auf der einen Seite des Schnittes liegt, Information über die andere Seite enthält oder Bedeutung für sie hat [...]. Die auf der einen Seite des Schnittes verfügbare Information wird falsches Raten einschränken.“<sup>281</sup>

Luhmann versteht unter ‚Referenz‘ eine „Operation [...], die aus den Elementen der Unterscheidung und der Bezeichnung (distinction, indication im Sinne von Spencer Brown) besteht“<sup>282</sup>. Aus diesem Konzept der ‚Referenz‘ als einer Unterscheidungs- oder Relationierungsoperation werden alle übrigen Typen der Informationsgewinnung, Beobachtung, Selbstbeobachtung, auch Reflexion abgeleitet. Begriffe wie ‚Einheit‘, ‚Identität‘ oder ‚Selbst‘ werden gebraucht, um den Zusammenhang der Relata zu bezeichnen, die Tatsache, daß die Unterscheidung im Rahmen einer Relation vorgenommen wird. Würden andere Relationen ausgewählt und zerschnitten, kämen andere Unterscheidungen, Bezeichnungen, Beschreibungen, Repräsentationen oder ähnliches zustande.<sup>283</sup> Interessant ist bei diesem Referenzbegriff a) die Frage, ob auf ‚Differenz‘ oder auf ‚Einheit‘ abgestellt wird. Der erste Fall kann dann als Beobachtung oder als Fremdreferenz beschrieben werden, erst im zweiten Fall geht es um die Phänomene der ‚Selbstreferenz‘. Hier wird dann b) die Frage interessant, was jeweils bei den Unterscheidungen als Einheit vorausgesetzt wird. Bei ‚basaler Selbstreferenz‘ die ‚Elemente‘, bei ‚Reflexivität‘ die ‚Prozesse‘ und bei ‚Reflexion‘ das System als System.<sup>284</sup>

Ganz gleich wie man die referentiellen oder informativen Relationierungen angeht, immer wird die eine Seite des Schnittes auf einem anderen Abstraktions- oder Emergenzniveau erscheinen als die andere: Sie ist Information ‚über‘ die andere Seite, Bezeichnung ‚von‘ etwas anderem, Symbol ‚für‘ Objekte auf der anderen Seite des Schnittes. Nur aufgrund dieser Ebenendifferenz dürfte das Modell (Bezeichnung, Beschreibung) in der Lage sein, nicht nur die andere Seite des Schnittes, sondern auch noch ‚diese‘ Seite des Schnittes zu bezeichnen und damit die Einheit der Relation mit zu repräsentieren.

Im einzelnen sind drei Probleme der Ausbildung von Modellen in den Systemen für das System zu unterscheiden: (Fremd-)Referenz, Selbstrepräsentation und (Selbst-)Reflexion. Diese drei aufeinander

---

<sup>281</sup> Gregory Bateson: *Ökologie des Geistes*. Frankfurt/Main 1983, S. 185, vgl. auch S. 533 ff. Entsprechend wird der Prozeß des ‚Verstehens‘ von Bedeutungen konstruiert. Vgl. Gregory Bateson: *Geist und Natur. Eine notwendige Einheit*. Frankfurt/Main 1984, S. 234 ff.

<sup>282</sup> Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 596.

<sup>283</sup> „Will man die Einheit einer Differenz thematisieren, ist es notwendig, beide Seiten der Unterscheidung zu bestimmen. Die Einführung der Einheit einer Differenz in den Informationsgewinnungs- und -verarbeitungsprozess erfordert also Einführung von Limitationalität als Bedingung der Ergiebigkeit von Operationen.“ Ebd., S. 597.

<sup>284</sup> Zu den drei Typen der Selbstreferenz vgl. ebd., S. 600 ff. Ders.: *Identitätsgebrauch in selbstsubstituiven Ordnungen*. Ders.: *Reflexive Mechanismen*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 1. Opladen 1974, S. 92-112. Ders.: *Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme*. Ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*.

aufbauenden und damit nicht simultanen Relationierungsprobleme bilden zusammen das Problem der Kommunikation. Reflexion ist keine notwendige Bedingung für Kommunikation, wohl aber für ihre Thematisierung als Kommunikation und d. h. für Kommunikationstheorien. Unter Referenz verstehe ich die Relationierung zwischen den Elementen eines Bezugssystems und der Umwelt des Systems. Diese Relationierungsoperation ‚schafft‘ das System durch eine Grenzziehung zur Umwelt. Die Elemente des Systems treten dabei als Elemente – nicht als ‚System‘ – auf. Die Relationierung schafft Modelle der Umwelt für das System in dem System. Wesentlich ist bei dieser Relationierung die Differenz, und insofern kann man sie als Fremdreferenz bezeichnen. Die Umwelt erscheint als Referenz- oder Wahrnehmungsraum, der erst in dem Relationierungsprozeß Konturen gewinnt. Erst der ‚Schnitt‘, die Unterscheidung, schafft notwendig eine Differenz zwischen der Newtonschen Welt und der Welt der Kommunikation.<sup>285</sup>

Alle weiteren Relationierungen haben es nur noch mit Informationen, allerdings auf unterschiedlichem Emergenzniveau, zu tun. Repräsentationen bezeichnen eine Form der Relationierung zwischen Informationen der drei Basisdimensionen des Systems. Der ‚Schnitt‘ wird dabei zwischen der selbstreferentiellen Dimension und den anderen Dimensionen gelegt. Man kann die entstehende (latente) Selbstbeschreibung als aufgehäuften, repräsentierten Systemgeschichte betrachten, die zur Bestanderhaltung, Prozessregulation und Grenzerhaltung genutzt wird. Zu den Strukturen und Merkmalen der anderen Dimensionen verhält sie sich immer selektiv und generalisierend. Die Einheit dieses Relationierungsprozesses ist das System als ein mehrdimensionales System. Die Selbstbeschreibung konstituiert mit anderen Worten die Identität des Systems als mehrdimensionales, komplexes, differenziertes, dynamisches und selbstreferentielles Gebilde.

Reflexion oder Selbstthematisierung sind eine Form der Relationierung zwischen Systemen. Der Schnitt wird dabei so gelegt, daß auf der einen Seite die Selbstbeschreibung des Bezugssystems und auf der anderen Seite ein Reflexionssystem, welches sich als Teil des Bezugssystems entwirft, entsteht. Das Bezugssystem wird dabei als ein individuelles System unter vielen anderen, als ein bestimmtes Element der kommunikativen Welt identifiziert. Die Einheit dieser Operation läßt sich nicht mehr durch den Bezug auf das System als mehrdimensionales Gebilde, sondern nur noch in Bezug auf das System als Element einer (kommunikativen) Welt herstellen. Während referentielle und repräsentative Operationen in menschlichen Sozialsystemen durch Sprache vermittelt sein können, müssen reflexive Operationen notwendig durch ‚Sprache‘ verstärkt werden.

Vor diesem Hintergrund kann man Reflexion als ‚Verstärkung‘ von Strukturmerkmalen der selbstreferentiellen Dimension auffassen: Sie selektiert aus Programmen und generalisiert einzelne ihrer Aspekte. Das Konzept der Reflexion wird dadurch in die Nähe von soziologischen Medientheorien gerückt, die Medien als Selektionsverstärker auffassen.<sup>286</sup>

Referenz, Repräsentation und Reflexion sind permanente Probleme in einem System, für dieses System, seine Elemente und/oder Teilsysteme, die sich als Elemente des Systems beschreiben. Zwischen Systemen, die sich selbst als (autonome) Systeme und nicht als Elemente anderer Systeme oder Reflexionssysteme beschreiben, findet keine Kommunikation statt.

Kommunikation im skizzierten Sinne ist weder eine Operation zwischen einem Sende- und einem Empfangssystem, noch „Übertragung von Zuständen [...] zwischen kommunikationsfähigen Systemen“<sup>287</sup>, noch eine „Verhaltensmodifikation eines selbstreferentiellen Systems durch ein anderes“<sup>288</sup>. Konzepte von ‚Sender‘ und ‚Empfänger‘ oder ‚Sprecher‘ und ‚Hörer‘ lassen sich als Elemente sozialer Systeme reformulieren. Man kann sie je einzeln auch als psychisches System modellieren. Voraussetzung für Kommunikation als Referenz ist immer, daß mindestens zwei Selektionszentren/Elemente ausgemacht werden können. Diese Bedingung, die in den gängigen Kommunikationstheorien immer wieder genannt wird, ist bei allen ‚echten‘ Systemen von vornherein gegeben. Es gehört eben zur ‚Tektonik‘ eines Systems, daß es aus mehr als einem Element zusammengesetzt ist.

Natürlich können Systeme als Teilsysteme oder als Subsysteme in andere Systeme eingebaut werden und hier einen Beitrag zum Aufbau dieses neuen Systems leisten. Sie wirken dann aber als Selektionszentren und sind am Aufbau der Selbstmodelle dieses Systems beteiligt. Wollen beispielsweise Staaten miteinander kommunizieren, so müssen spezielle soziale Systeme eingerichtet werden, etwa eine Ministerkonferenz oder ein Staatsbesuch. In diesen speziellen Systemen tauchen die Repräsentanten der beiden Staaten

---

<sup>285</sup> Bateson: Ökologie des Geistes, S. 328 ff.

<sup>286</sup> Vgl. hierzu auch die Bestimmungen der ‚reflexiven Mechanismen‘ als Strukturverstärker, bei Luhmann: Reflexive Mechanismen; zu den ‚Verstärkermechanismen in Organisationen‘ Niklas Luhmann: Organisation und Entscheidung. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3. Opladen 1981, S. 353.

<sup>287</sup> Gernot Wersig: Information Kommunikation Dokumentation. München 1971.

<sup>288</sup> Hejl: Sozialwissenschaft als Theorie selbstreferentieller Systeme, S. 209.

jeweils als Selektionszentren auf. Die Staaten sind für diese Systeme Umwelt. Im Laufe der Gespräche werden die Staaten oder deren wirtschaftliche, juristische, kulturelle oder andere Subsysteme zwar vermutlich zur relevanten Umwelt avancieren und wie selektiv auch immer repräsentiert werden – aber dies ist erst das Ergebnis der internen Relationierungsprozesse in dem speziellen Sozialsystem ‚Ministerkonferenz‘.

Es ist bei Zugrundelegung des beschriebenen Konzepts auch höchst mißverständlich, davon zu sprechen, daß eine ‚Überlappung von Kognitionsbereichen‘ oder die Ausbildung von ‚konsensuellen Bereichen‘ *Voraussetzung* für Kommunikation sei.<sup>289</sup> Der Aufbau solcher Bereiche kann nur das Resultat von Kommunikation als Referenz und als Repräsentation sein. Es ist gerade die ureigenste Aufgabe von Kommunikationstheorien, zu klären, wie sich gemeinsame Umwelten konstituieren, die Selektionszentren/Kommunikatoren als Elemente eines Systems ihre Identität gewinnen. Andererseits ist klar, daß Kommunikation Gemeinsamkeit oder mindestens die Erwartung von Gemeinsamkeiten zwischen Kommunikatoren erfordert. Hier liegt eine Grundparadoxie der Kommunikation, die weder nach der einen noch nach der anderen Seite endgültig aufgelöst werden kann.

Wenn man Kommunikation als ‚Resonanz‘ oder ‚Interaktion‘ zwischen Systemen konzeptualisiert, muß man sich im übrigen vorsehen, nicht unversehens aus dem systemtheoretischen Paradigma auszubrechen und auf einfache Faktorenmodelle auszuweichen: Man muß ja davon ausgehen, daß das Kommunikationssystem mehrdimensional und komplex ist, nicht einfaches Element, ein Organismus oder ein Sender/Empfänger. Die Identifikation von Umweltsystemen als Umweltsysteme setzt insofern Referenz und Repräsentation voraus.

‚Resonanz‘ kann dann nur das Ergebnis interner Relationierungen sein, und die Frage, welche Selektionszentren (Plural!) referieren und was schließlich in dem System als Selbstmodell repräsentiert ist, wird zu einem Problem. Das System als System kann sich Außenkontakt – sei es nun als Handeln oder als Wahrnehmen – nur in einem Akt reflexiver Selbstsimplifikation zuschreiben. Könnte es als System referieren, so verlöre die Unterscheidung zwischen Element/Selektionszentrum und System, und damit die gesamte Systemtheorie, ihren Sinn.

Zum Schluß noch eine Bemerkung zum Begriff ‚Kommunikationssystem‘. Wenn man Kommunikation im hier skizzierten Sinne auffasst, so wird er zu einem Synonym für selbstreferentielle Systeme. Alle selbstreferentiellen Systeme schaffen sich als selbstreferentielle Systeme durch Kommunikation. Andererseits muß man davon ausgehen, daß selbstreferentielle Systeme über sich auch aus einer anderen Perspektive als der des beschriebenen sukzessiven Aufbaus der Selbstmodelle reflektieren können. Aus diesen anderen Perspektiven würden sich die selbstreferentiellen Systeme dann vermutlich nicht als Kommunikationssysteme klassifizieren.

#### 2.1.4 Systeme als Modelle und als Umweltobjekte

In der Systemtheorie wird immer wieder darüber diskutiert, ob Systeme ‚Gegenstände der Realität‘ sind, die als ganzheitliche Gebilde ‚objektiv‘ existieren, oder ob sie analytische Modelle, ‚kognitive Organisationsinstrumente‘ sind.<sup>290</sup> Noch Luhmann bezieht in diesem Streit Position, indem er darauf insistiert, daß der Systembegriff „immer für einen realen Sachverhalt“ steht: „Wir meinen mit ‚System‘ also nie ein nur analytisches System, eine bloße gedankliche Konstruktion, ein bloßes Modell.“<sup>291</sup>

Solange man nicht von selbstreferentiellen Systemen ausgeht, scheint diese Frage tatsächlich eine grundlegende theoretische Vorentscheidung zu erzwingen. Sobald man aber von selbstreferentiellen Systemen ausgeht, verwandelt sich das Problem von einem erkenntnistheoretischen Geschmacksurteil in eine empirische Frage: Wenn sich beliebige ‚Objekte‘ als selbstreferentielle Systeme entwerfen, dann existieren diese Objekte, und zwar real als Systeme. Tun sie es nicht, so existieren sie auch nicht als Systeme – jedenfalls nicht als selbstreferentielle Systeme. Der Kommunikationsforscher wird dann auch Schwierigkeiten haben, sie als selbstreferentielle Modelle abzubilden. Selbstreferentielle Systeme sind eben nur dann Systeme, wenn sie sich selbst als System beschreiben und diese Beschreibung zur Identitätsbestimmung nutzen. Und genau dies tun Zellen, Personen und soziale ‚Gegenstände‘. Wenn also beispielsweise Ropohl als ein Anhänger des Modellkonzepts schreibt: „Im strengen Sinne ‚ist‘ ein System nach dieser Auffassung nicht mehr und nicht weniger als die systemtheoretische Darstellung eines Gegenstandes“, so braucht man nur zu ergänzen: „Als ein System durch dieses System“, und man hat damit eine notwendige Bedingung für die Existenz selbstreferentieller Systeme formuliert.<sup>292</sup> Wie

<sup>289</sup> Jantsch: Die Selbstorganisation des Universums, S. 280 ff. Maturana: Erkennen, S. 262 ff., 290.

<sup>290</sup> Lenk/Ropohl: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm, mit Literaturhinweisen.

<sup>291</sup> Luhmann: Soziale Systeme, S. 599.

<sup>292</sup> Luhmann: 1978, S. 32.

Luhmann an anderer Stelle einmal betont, kann „die Welt nicht auf den Soziologen“ – oder auf andere Modellbildner – warten, sie hat ihre Probleme immer schon gelöst.<sup>293</sup> Mit anderen Worten, haben sich Elemente der Welt schon lange bevor sie von Wissenschaftlern als Systeme reflektiert wurden als Systeme (latent) selbst beschrieben.

### 2.1.5 Medien

Medientheorien sind in der soziologischen Systemtheorie notwendig, um Folgeprobleme, die sich aus der Logik der systemtheoretischen Argumentation ergeben, die aber nicht mit den Mitteln der Systemtheorie zu behandeln sind, zu beschreiben. Bislang wurden die Folgeprobleme der Theorie selbstreferentieller Systeme nur in bezug auf die Welt – also gleichsam in makroskopischer Sicht – angesprochen. Es gibt aber auch im mikroskopischen Bereich unausweichliche Abgrenzungsprobleme und Bedürfnisse für Anschlußtheorien. Systeme können sich nur soweit erfassen, soweit sie sich selbst produzieren; alles, was nicht selbst produziert ist, wird der Umwelt zugerechnet. Die kleinsten selbstproduzierten Einheiten sind aber die Elemente des Systems, oder allgemeiner ausgedrückt: die Merkmale der Strukturen der Dimensionen. Mehr als ihre Leistung für den Systemaufbau lässt sich vom Standpunkt einer Systemtheorie aus nicht beschreiben. Sollen diese Letztelemente weiter zerlegt und ihre Strukturen betrachtet werden, so verlässt man das Emergenzniveau oder die logische Ebene des Bezugssystems. Das Problem der logischen Typen, welches sich schon bei der Beschreibung des Systems entweder als System und/oder als Element der Welt stellte, wiederholt sich im mikroskopischen Bereich bei der Beschreibung der Systemmerkmale einerseits als Letztelemente und andererseits als Elemente mit einer komplizierten, u. U. sogar systemischen Struktur.

In der Komplexitätsdimension können die Letztelemente wiederum als Systeme – Teilsysteme oder andere Systemtypen – aufgefasst werden. In der Differenzierungsdimension lassen sich die Umweltsysteme ebenfalls in unterschiedlicher Weise als Systeme auffassen. Kompliziert wird es mit den Ereignissen (Selektionen) und den Informationen als Letztelemente der dynamischen, bzw. der selbstreferentiellen, Dimension. In dieser Arbeit wird von ‚Medien‘ gesprochen, wenn die Letztelemente dieser beiden Dimensionen weiter dekomponiert und/oder aus einer anderen Perspektive als der des Systemaufbaus betrachtet werden.

Erscheinungen, die wir in der alltäglichen Einstellung als einen ‚Gesprächsbeitrag‘ oder eine ‚Äußerung‘ bezeichnen, sind so kompliziert, daß eine Modellierung als Ereignis in der dynamischen Dimension sozialer Systeme unbefriedigend bleibt. Beispielsweise sind die ‚sprachlichen‘ Voraussetzungen dieser Äußerungen in dem Modell bislang noch gar nicht erfasst. Das gleiche gilt etwa für ‚Werkzeuge‘, mit denen irgendwelche sozialen Aktivitäten ausgeführt werden. Will man auch diese Voraussetzungen noch erfassen, so muss man auf Medientheorien ausweichen.

Ansatzpunkt für alle Medientheorien sind dynamische Ereignisse und Informationen. Der Zusammenhang zwischen den Medientheorien und den Theorien über die Strukturen der Dimensionen des Systems wird durch die Metapher der ‚Selektionsverstärkung‘ hergestellt: Medien werden als Verstärker der Selektionen – also der kleinsten Elemente des Systems – aufgefasst.<sup>294</sup> Kommunikationsmedien verstärken entsprechend die Referenz-, Repräsentations- oder Reflexionsleistung von Ereignissen.

Für eine detaillierte Beschreibung der Beziehung zwischen den Selektionen und den Medien fehlen im Augenblick noch Grundlagen. Vielleicht sollte man in Anschluß an das von Bateson entwickelte Konzept der ‚positiven und negativen Rückkoppelung‘ zwischen positiven und negativen Selektionsverstärkungen unterscheiden.<sup>295</sup> Positive Selektionsverstärkungen können zum Durchdrehen der Systeme führen, negative zu Retardierungen und schließlich zur Auflösung des Systems aus Mangel an Anschlußselektivität.

Unter bestimmten Umständen lassen sich die Medien vom Standpunkt von Beobachtungssystemen wiederum als ‚Systeme‘ mit einer eigenen Code-Struktur beschreiben. Im Prinzip könnte das Konzept der *Medien als Selektionsverstärker* dann auch wieder auf die Codeelemente dieses Systems angewendet werden,

---

<sup>293</sup> Luhmann: Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3. Opladen 1981, S. 316.

<sup>294</sup> Auf die Tatsache, daß Medien einem anderen logischen Typus als die Selektion angehören, hat Bateson mehrfach aufmerksam gemacht. Vgl. Bateson: Geist und Natur, S. 144 f. Vgl. auch Luhmann: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien, S. 94 ff.

<sup>295</sup> Bateson: Ökologie des Geistes, z.B. S. 422 ff.

so daß eine große Tiefenstaffelung von Medientheorien möglich wird. In jedem Fall stellt sich, wenn man die Möglichkeit, Medien als Systeme zu behandeln, in Betracht zieht, die Frage, in welchem Verhältnis dieser Systemtyp zu den anderen Elementen der kommunikativen Welt steht. In dieser Arbeit werden die aus Medien entwickelten Systeme als sekundäre Systeme typisiert und den primären selbstreferentiellen Systemen, die prinzipiell über die Möglichkeit der Selbstreflexion verfügen, gegenübergestellt. Begründen lässt sich dieses Vorgehen damit, daß die sekundären Systeme kein Bezugssystem einer kommunikationswissenschaftlichen Analyse sein können – sondern eben nur immer an diese anschließen. Dies ist auch der Grund, warum kein direkter Weg von Sprachanalysen zur Kommunikation und zu Kommunikationsanalysen führt.

## 2.2 Die kommunikative Welt und ihre Gliederung

### 2.2.1 Kommunikative Welt und Systeme

Die Autokatalyse eines jeden Systems schafft zugleich die Umwelt für dieses System, jede Selbstbeschreibung ist zugleich Umweltbeschreibung. Die Welt entsteht demgegenüber im Prozeß der Selbstreflexion der Systeme. Genauso wie die Identitätskonstruktion eines Systems ein Akt reflexiver Simplifikation der Selbstbeschreibung ist, so ist die Welt eine Simplifikation von Umweltrepräsentationen. Entsprechend benötigen selbstreferentielle Systemtheorien, die ohne Reflexionstheorien auskommen, keine Welt-, sondern nur Umweltkonzepte.<sup>296</sup>

Dieser Zusammenhang zwischen Systemtheorie und Weltkonzepten macht es von vornherein wahrscheinlich, daß einfache Systemtheorien mit einfachen Umweltkonzepten auskommen, während Theorien selbstreflexiver Systeme kompliziertere ‚Projektionen‘ der Welt entwerfen müssen. In der Tat machen Systemtheorien, die nur mit Tektonik und Funktion (Komplexität und Differenzierung) argumentieren, keinen qualitativen Unterschied zwischen System und Umwelt. Eine Unterscheidung zwischen Umwelt und Welt wird überhaupt nicht gebraucht.

Die Umwelt wird in diesen Konzeptionen meist als Ansammlung von Systemen mit der folgenden Ordnung aufgefaßt: Jedes beliebige Bezugssystem steht in einer ‚Systemhierarchie‘, die „theoretisch nach oben wie nach unten unendlich ist“.<sup>297</sup> Nur pragmatisch, also ohne Rückgriff auf systemtheoretisch konstituierte Kriterien, läßt sich dann doch eine Grenze einführen: „Nach gegenwärtiger Kenntnis liegen die empirischen Grenzen solcher hierarchischen Betrachtung beim Weltall als ranghöchstem System, für das keine Umgebung und kein Supersystem mehr auszumachen ist, und bei den Elementarteilchen, aus denen sich die Atome zusammensetzen als rangniedersten Systemen, die nicht wieder in Subsysteme zu gliedern sind.“<sup>298</sup> Das größte vorstellbare System, welches alle anderen Systeme enthält, bekommt einen Sonderstatus, ‚Welt‘-All oder ‚Welt‘-Gesellschaft oder ähnliches, das kleinste ebenfalls, ‚Elementar‘-Teilchen oder ‚einfache‘ Sozialsysteme. Aber auch das größte System besitzt die gleiche Komplexität oder Tektonik wie jedes andere System. Es unterscheidet sich bestenfalls quantitativ, indem es mehr ‚Elemente‘ als andere Systeme und weniger Umwelt hat. Funktionen kann es nur noch für andere Sub- oder Teilsysteme, nicht mehr nach ‚außen‘ haben - was immer man sich in dieser Konzeption darunter vorstellen mag. Aus der Logik dieses Theorieaufbaus folgt weiter, daß alle Systeme untereinander in (hierarchischer) Beziehung stehen müssen. Jedes System ist irgendwie Subsystem des Supersystems und selbst Supersystem zu anderen (Teil-)Systemen. Gleich-,artige‘ Systeme, die den gleichen Rang besitzen, sind logisch ausgeschlossen.<sup>299</sup> Die Umwelt jedes Systems sind wieder Systeme, die sich hierarchisch leicht beschreiben lassen. Die Welt ist ein Supersystem mit der gleichen Struktur wie das Bezugssystem.

Während einfache Systemtheorien Welt und Umwelt auf Systeme reduzieren und deshalb auch mit den Mitteln der Systemtheorie beschreiben können, wird dies schon weit schwieriger, wenn man von selbstreferentiellen Systemen ausgeht. Diese schaffen ja nicht nur sich selbst und ihre Umweltsysteme, sondern sie beschreiben auch sich selbst und ihre Umwelt. Da dies die Umweltsysteme auch tun, entsteht nicht nur eine Vielzahl von Systemen und Beziehungen zwischen den Systemen, sondern auch eine Vielzahl von Beschreibungen und Beziehungen zwischen diesen Beschreibungen – mit allen

---

<sup>296</sup> Auch Luhmann führt den ‚Welt‘-Begriff erst im Zusammenhang mit dem Sinnbegriff, eben „als Leithorizont allen Sinnes“, ein, nicht bei der Darstellung der drei Typen der Selbstreferenz. Luhmann: Soziale Systeme, S. 105, S. 283 ff.

<sup>297</sup> Ropohl: Einführung in die allgemeine Systemtheorie, S. 29.

<sup>298</sup> Ebd.

<sup>299</sup> Voraussetzung hierfür wäre die Einführung eines zweiten, etwa typologischen Parameters neben dem hierarchischen. Ropohl tut dies faktisch, aber ebenfalls pragmatisch, indem er die Kategorie des „Erkenntnisinteresses von Wissenschaftlern“ einführt. Psychologen nehmen andere Systembildungen vor als Soziologen. (Ropohl: Einführung in die allgemeine Systemtheorie, S. 29) Die unterschiedlichen Systemtypenbildungen können dann sogar in einer „morphologischen Systematik“ beschrieben werden (S. 37 ff.). Sollte dieser freilich auch mathematisch exakt eingeführt werden, dürfte es Probleme geben, die mit den bis dahin verwendeten „linearen“ Konzepten nicht leicht zu lösen sind.

Konsequenzen für die Konflikte zwischen Selbst- und Fremdbeschreibungen.<sup>300</sup> Ob und wie die Systeme sich hierarchisch zueinander ordnen, wird zu einer empirischen Frage. In jedem Fall emergiert die Welt – geht man von selbstreferentiellen Systemen aus – auf zwei verschiedenen Niveaus. Unterstellt man selbstreflexive Systeme, so kommt noch ein drittes Emergenzniveau hinzu. Spätestens dann reichen lineare hierarchische Konzeptionen von der Welt nicht mehr aus. Die Welt ist nicht nur nach Typen, sondern zusätzlich noch auf Ebenen geordnet.

Die Diskussion über die Frage, wie sich die Ordnungsstrukturen der Welt zu den Ordnungsstrukturen der Systeme verhalten, ist bislang noch nicht intensiv behandelt. Nur wenn man die Welt als (Super-) System begreift, fällt eine Antwort leicht: Die Welt muß dann die gleichen Dimensionen wie die Systeme haben und kann mit den gleichen Kategorien beschrieben werden. Geht man davon aus, daß die Welt auf einem anderen Niveau emergiert als die Systeme, von anderer Dynamik und Komplexität ist, so muß auch eine Differenz zwischen der Systemtheorie und den Anschauungen über die Welt angenommen und diese Relation beschrieben werden. Man kann auch sagen: Weil die Ordnung der Welt auf einem anderen Emergenzniveau als die der Systeme liegt, wird die Differenz zwischen System und Welt aufrechterhalten. Systeme können sich selbst als Systeme beschreiben, offen bleiben mag, ob die Welt sich selbst als Welt beschreiben kann; die Systeme können die Welt jedenfalls nur als Elemente dieser Welt reflektieren und als Umwelt beschreiben. Dies eben ist die Konsequenz des selbstreferentiellen Theorieaufbaus, der weder einen Metastandpunkt außerhalb der Welt noch eine Kontrolle über die Welt vom Standpunkt eines Elements zuläßt. Die Rede von der Welt als Supersystem verwischt diese Differenz, schiebt sie hinaus – weil sich natürlich auf der Ebene der Supersysteme die System-Welt-Problematik erneut stellt – und verunmöglicht damit letztlich eine konsequente Thematisierung der System-Welt-Beziehung. Wenn sich die Ordnung der Welt aber nicht auf die Strukturen der Dimensionen der Systeme reduzieren läßt, dann ist es sinnvoll, die Welt mit anderen Kategorien als die Systeme zu beschreiben. So wie die Systeme durch Dimensionen charakterisiert sind, wird in dieser Arbeit die Welt durch ‚Parameter‘ beschrieben. Die Ordnung der Welt ist ein reflexiver und normativer Akt vom Standpunkt eines Elementes dieser Welt, und zwar eines kommunikationswissenschaftlichen Forschungssystems. Genetisch betrachtet ist die Weltkonzeption das Produkt der Klassifikation der zahlreichen Beschreibungen vom Umwelten und System-Umwelt-Beziehungen, die im Laufe der Zeit von verschiedenen Forschungssystemen angefertigt wurden. Die Vorstellungen über die kommunikative Welt sind gleichsam der Versuch, die Überkomplexität der selbstproduzierten Umwelten zu reduzieren – diesmal nicht mit einem System-, sondern mit einem Weltkonzept. Selbstverständlich simplifizieren die Vorstellungen über diese ‚kommunikative Welt‘ die Komplexität vom Umwelt und Welt. Aber solche Simplifizierungen sind hier ebenso wie bei der Selbstbeschreibung von Systemen unumgänglich.<sup>301</sup> Die Kodifizierung der Simplifizierung hat den Vorteil, daß sie es anderen Forschungssystemen erlaubt, die Welt in ähnlicher Weise zu ordnen. Die Darstellung in diesem Abschnitt hat insofern den gleichen Service-Status wie die Darstellung der Dimensionen der Systeme. Für kommunikationswissenschaftliche Zwecke hat es sich als sinnvoll herausgestellt, die folgenden drei Parameter anzunehmen:

- (taxonomische) Typen von Systemen
- logische Ebenen (Emergenzniveaus)
- Chronologie (evolutionäre Stadien).

Die auf diese Parameter projizierte Umwelt kommunikationswissenschaftlicher Forschungssysteme mit der in dieser Arbeit vorgestellten Selbstbeschreibung heißt ‚Kommunikative Welt‘.<sup>302</sup>

Die Diskussion über die Frage, wieviele ‚Dimensionen‘ oder Parameter für die Welt angesetzt werden sollen, scheint bei den systemisch orientierten Biologen am meisten fortgeschritten. Mossakowski und Nettmann beantworten die Frage „Is there a linear hierarchy of biological systems?“ und schlagen für die Klassifikation der ‚biological systems‘ vom Standpunkt des Biologen

---

<sup>300</sup> Auf dieser Ebene lassen sich die Konzepte der ‚doppelten Kontingenz‘ an die Systemtheorien ausschließen.

<sup>301</sup> Die Genese der ‚Parameter‘ der kommunikativen Welt ist ähnlich verlaufen wie die der Dimensionen der Systeme. Es wurden tentativ Kategorien ausgesucht und bei der Selbst- und Umweltbeschreibung bzw. -reflexion angewendet, korrigiert, erneut angewendet usw.

<sup>302</sup> Diese Einteilung stammt aus dem Jahr 1984 und erfolgte vor dem Hintergrund einer Allgemeinen Systemtheorie mit der Absicht, die Parameter der ‚world of systems‘ (Mario Bunge: *Treatise on Basic Philosophy*. Bd 4: *Ontology II: A World of Systems*. Dordrecht 1979) zu bestimmen. Zu diesem Zeitpunkt lag das dreidimensionale Kommunikationsmodell noch nicht vor. Vor dem Hintergrund der Kommunikationstheorie ergibt sich eine andere Gliederung der ‚kommunikativen Welt‘ als vor dem Hintergrund der Systemtheorie. Unterschieden werden der epistemologisch-informationstheoretische, der topologisch-netzwerktheoretische und der ontologisch-spiegelungstheoretische Parameter. Die Systembildung wird auf den topologisch-netzwerktheoretischen Parameter beschrieben. Die Begründungen für die Notwendigkeit der Parametrisierung der Welt und insbesondere auch für die Annahme des ontologischen Parameters behalten ihre Gültigkeit.

eine „two dimensional hierarchy“ vor: Die Geschichte der Biologie habe gezeigt, daß ‚ein Klassifikationskriterium nicht genug ist für die immense Vielfalt biologischer Systeme‘ und weiter: „A fundamental observation for a description of the hierarchical relations between biological systems is that there is a number of organization levels, in which different sorts of systems exist. These levels do not evolve from one another and they do not follow historically, but they exist together in the same moment.“<sup>303</sup> Diese beiden Dimensionen der biologischen Welt entsprechen in etwa den klassifikatorischen Typen und den logischen Ebenen, die für die kommunikative Welt vorgeschlagen wurden. Einen Zeit- oder Evolutionsparameter führen die Autoren nicht ein. Sie weisen aber ausdrücklich darauf hin, daß unterschiedliche Systemtypen „demonstrate behavior on widely differing time scales“<sup>304</sup>. Die Bedingung der Möglichkeit des Vergleichs von ‚Reproduktionszyklen‘ unterschiedlicher Systemtypen, die mehrfach ausdrücklich gefordert wird, scheint m. E. jedoch ein allgemeines Zeitkonzept zu sein. Für jedes System als System gilt eine eigene Zeitkonzeption. Die Autoren sehen dies genauso, lehnen aber einen abstrakten Zeitparameter gerade deshalb ab, weil die jeweiligen Reproduktionszyklen für die einzelnen Systemtypen charakteristisch seien. Dies kann man zugestehen und muß dann die abstrakte Weltzeitskala als Produkt reflexiver Selbst- und Umweltsimplifikation einführen. Dieser ideale und reflexive Charakter ist aber nicht nur dem Zeitparameter, sondern genauso auch den Ebenen und Typen eigen. Andererseits ist die Annahme einer abstrakten (Welt-)Zeit selbst bei sozialen Systemen eine relativ neue Errungenschaft.

Die Annahme der Parameter der Welt und ihre inhaltliche, taxonomische Auffüllung hat Rückwirkungen auf die Beschreibung der System-Umwelt-Beziehungen. Kommunikationswissenschaftliche Forschungssysteme werden beispielsweise das Weltkonzept von vornherein zur Steuerung der dynamischen Prozesse und damit auch zur Referenz auf und zur Repräsentation von Umwelt nutzen. Die Umwelt wird gleichsam als ein Ausschnitt von Welt geschaffen. Das Verhältnis zwischen Welt und Umwelt läßt sich als ein selektives beschreiben: Jede Umwelt ist eine Selektion aus der Welt. Weiterhin hat die Einführung dieses Weltkonzepts Konsequenzen für die reflexive Bestimmung der Identität der Systeme. Die Projektion der Welt wird von den kommunikationswissenschaftlichen Forschungssystemen zur Bestimmung ihrer Identität, ihrer Stellung in der Welt genutzt. Normalerweise werden sie sich selbst als ein organisiertes Sozialsystem identifizieren und sich damit zugleich von zahlreichen anderen Typen von sozialen Systemen auf anderen Emergenzniveaus und in anderen historischen Epochen abgrenzen. Kommunikation als Reflexion besteht in einer Relationierung zwischen dem System der Welt und ist insoweit auf Projektionen von Welt angewiesen. Man kann auch sagen: Welt ist das Korrelat zur selbstreflexiven Identität der Systeme.

## 2.2.2 Die Parameter der kommunikativen Welt

### *Klassifikatorische Typen*

Alle systemtheoretischen Untersuchungen stehen vor der Notwendigkeit, Typen von Systemen anzunehmen und diese in der einen oder anderen Form ‚taxonomisch‘ zu klassifizieren. Die Typologie der Elemente der kommunikativen Welt ergibt sich aus den Vorannahmen über die Stellung der Systemtheorie zu den übrigen einzelwissenschaftlichen Theorien. Systeme werden als „supra-, inter- und multidisziplinäre Generalisierungen wissenschaftlicher Modellbildung“ aufgefaßt.<sup>305</sup> Als Elemente der kommunikativen Welt kommen danach nur Systematisierungen einzelwissenschaftlicher Aussagen und Modelle in Frage. Je nachdem, aus welchen Einzelwissenschaften Aussagen modelliert werden, entstehen unterschiedliche Typen von Systemen. Die Anzahl der Typen wird so gesehen zunächst durch die Anzahl der einzelwissenschaftlichen Disziplinen bestimmt, deren Modelle sich systemisch reformulieren lassen. Man könnte insofern von soziologischen oder biologischen Systemen sprechen, wenn Aussagen der Soziologie oder der Biologie systemisch reformuliert werden. Aufgrund des inter- und multidisziplinären Charakters der Systemtheorie ist es aber nicht sinnvoll, die typologische Kennzeichnung der Systeme zu eng an die Bezeichnungen der traditionellen Einzelwissenschaften anzulehnen. Jedes Element der kommunikativen Welt integriert in sich Aussagen aus verschiedenen, teilweise benachbarten, teilweise weiter entfernten Disziplinen. Wäre dies anders, bestünde keine Notwendigkeit meta- oder supradisziplinärer Modellbildung. Ich spreche deshalb von psychischen – nicht von psychologischen – Systemen, wenn ich diejenigen Elemente der kommunikativen Welt meine, die im wesentlichen mit Rückgriff auf psychologische – aber eben auch auf neurophysiologische und andere – Konzepte entwickelt sind. Soziale Systeme sind entsprechend im wesentlichen aus soziologischen, aber auch aus

<sup>303</sup> Dietrich Mossakowski/Hans-Konrad Nettmann: Is there a Linear Hierarchy of Biological Systems? In: Gerhard Roth/Helmut Schwegler: Self-organizing systems. An interdisciplinary approach. Frankfurt/Main/New York 1981, S. 40 f., vgl. auch die Abb. 2, S. 43.

<sup>304</sup> Ebd., S. 45.

<sup>305</sup> Ropohl: Einführung in die Allgemeine Systemtheorie, S.45. Vgl. auch Hans Lenk: Wissenschaftstheorie und Systemtheorie. In: Lenk/Ropohl: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm, S. 255.

sozialpsychologischen, verhaltenswissenschaftlichen und anderen Konzepten aufgebaut. Biogene Systeme schließlich sind im wesentlichen Modelle über traditionelle biologische Aussagen. Andererseits werden sie sich nicht ohne Rückgriff auf (bio-)chemische Vorstellungen beschreiben lassen, wenn man nicht weit hinter den Stand der einschlägigen Forschung zurückfallen will.

Erst nach diesen grundsätzlichen Überlegungen über den Sinn des typologischen Parameters kann man sich den spezifischen Skalierungsproblemen zuwenden. Natürlich ist es wünschenswert, Maßeinheiten auf diesem Parameter einzutragen, ‚einzelne‘ Typen festzulegen. Als Ausgangspunkt für eine solche Klassifikation bietet sich eine morphologische Selbstreflexion der Systeme an.<sup>306</sup> Es wird zunächst zwischen primären und sekundären Systemen unterschieden. Primäre Systeme sind alle selbstreferentielle, vierdimensionale Systeme, die prinzipiell über die Möglichkeit der Selbstreflexion verfügen. Als primäre Systeme kommen danach, soweit sich dies beim gegenwärtigen Stand systemischer Rekonstruktion sagen läßt, nur biogene, psychische und soziale Systeme in Frage. Nur diese Systeme können als Bezugssysteme kommunikationswissenschaftlicher Forschung ausgesucht werden. Anders ausgedrückt: Kommunikationswissenschaftliche Forschungssysteme können sich entweder als biogene, soziale oder psychische Systeme (oder als Subsysteme derselben) definieren.

Ob es sinnvoll ist, zwischen den drei primären selbstreferentiellen Systemen noch eine Hierarchisierung vorzunehmen, kann im Augenblick nicht entschieden werden. Sinnvoll wäre es möglicherweise dann, wenn man biogenen Systemen ‚Selbstreflexion‘ abspricht. Andererseits gibt es keine Veranlassung, von vornherein auszuschließen, daß andere Systeme in den Status von primären Systemen gelangen.

Sekundäre Systeme sind alle übrigen Systeme. Unter diesen Typus fallen also alle fremdreferentiellen, vierdimensionalen Systeme und Systeme mit weniger als vier Dimensionen. Alle von einem Bezugssystem als Selektionsverstärker (Medium) benutzten Systeme sind fremdreferentiell und insofern sekundäre Systeme. Sekundäre Systeme wie beispielsweise Zeichen-, Symbolsysteme und technische Systeme spielen insbesondere bei medientheoretischen Überlegungen eine Rolle. Die vorgetragene typologische Überlegungen haben eine Vielzahl von Konsequenzen, die zumeist auch schon in der einen oder anderen Form in der systemtheoretischen Diskussion beleuchtet wurden. Auf drei Folgelasten soll kurz eingegangen werden.

- ‚Alltagsweltliche Konzepte‘ können in die kommunikative Welt nicht ohne weiteres Eingang finden. Sie sind Daten, die, wie vage auch immer, in einzelwissenschaftlicher Perspektive verarbeitet werden müssen, ehe sie systematisiert werden können. ‚Reale Gegenstände der erfahrbaren Außenwelt‘ (konkrete Systeme) können nach der hier vertretenen Konzeption niemals ohne den Umweg über Reflexion, und zwar einer solchen, die bestimmte einzelwissenschaftliche und systemtheoretische Bedingungen erfüllt, als Elemente der kommunikativen Welt angesprochen werden.<sup>307</sup>
- *Ohne eine ausreichende Kenntnis der Theorien und Ergebnisse mindestens einer Basisdisziplin scheinen kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen kaum möglich.* Werden soziale Systeme erforscht, so sind soziologische Konzepte wie ‚Rolle‘, ‚doppelte Kontingenz‘, ‚soziale Ereignisse‘, ‚Institutionen‘ und ähnliches erforderlich. Das gleiche gilt auch für die Modellierung psychischer Systeme, wo psychologische Konzepte über Wahrnehmung oder Selbstbewusstsein zu verwenden sind. Zusätzlich ist Vertrautheit mit den Prinzipien systemtheoretischer Modellierungen zu fordern.<sup>308</sup> Diese Doppelqualifikation erschwert den Forschungsprozeß. Andererseits wird der Einstieg in die kommunikative Welt anderen Vertretern der in Anspruch genommenen Basisdisziplinen erleichtert.
- Wenn soziale Systeme im Sinne der hier vorgenommenen Ableitung wichtige Elemente der kommunikativen Welt sind, so sind von vornherein ‚interdisziplinäre‘ Abgrenzungsprobleme zu erwarten. Bekanntlich stand die Abgrenzung ‚soziologischer Tatbestände‘ von psychischen und biologischen Phänomenen am Anfang der Konstitution der Soziologie als Disziplin bei Durkheim.<sup>309</sup> Entweder bei der Konstruktion der sozialen Systeme oder bei der Beschreibung der Beziehungen zwischen sozialen und psychischen bzw. biogenen Systemen werden vermutlich klassische

---

<sup>306</sup> Zur morphologischen Systematik in Systemen vgl. etwa Dubach 1969 und die Aufstellung bei Lenk/Ropohl: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm, S. 33 ff.

<sup>307</sup> Ebd., S. 33. Damit entfällt die Grundlage für die verwendete Einteilung in ‚abstrakte‘ und ‚konkrete‘ Systeme. Vgl. auch ebd., S. 258 f.

<sup>308</sup> Ebd., S. 265.

<sup>309</sup> Émile Durkheim: Regeln der soziologischen Methode. Neuwied/Berlin 1970, S. 105 ff. Die Abgrenzung ‚soziologischer Tatbestände‘ von psychischen und biologischen Erscheinungen stand am Anfang der Konstitution der Soziologie als Disziplin bei Durkheim (S. 105 ff.). Vgl. zu diesen Problemen auch Talcott Parsons: Social Structure and Personality. New York 1974. Und Niklas Luhmann: Symbiotische Mechanismen. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3. Opladen 1981, S. 228-244.

Abgrenzungsprobleme reaktiviert. Ähnliches gilt gewiß auch für die Beschreibung biogener und psychischer Systeme. Immerhin scheint der supradisziplinäre Status der Systemtheorie neue Möglichkeiten zur Behandlung dieser alten Relationierungsprobleme zu eröffnen.

Die vorgestellte Typologie ist offen und lernfähig. Sie ist offen für weitere Typen und lernfähig in dem Sinne, daß vorhandene Typen präziser beschrieben und möglicherweise anders morphologisch eingeordnet werden können.

Während bei zahlreichen systemischen Untersuchungen die typologischen Vorannahmen kaum ausbuchstabiert werden und vermutlich auch eine geringe Rolle spielen, können Untersuchungen, die von selbstreflexiven Systemen ausgehen, offenbar auf eine ‚Projektion‘ eines typologischen Parameters nicht verzichten. Die selbstreferentiellen Systeme ordnen sich auf diesen typologischen Parameter an irgendeiner Stelle als biogenes, soziales oder psychisches System ein. Selbstreflexive Systeme nutzen diese Einordnung zur Identitätsbestimmung.

### *Emergenzniveaus oder Ebenen der kommunikativen Welt*

Jede Systemtheorie muß sich mit dem Problem der Emergenz auseinandersetzen. Dies gilt schon für die einfachsten strukturalistischen Ansätze: Hier wird mindestens behauptet, daß die ‚Ordnung‘ oder die ‚Eigenschaften‘ eines ‚gesamten Systems nicht der Summe der Eigenschaften ihrer Teile gleich sind‘. Das System ‚emergiert‘ auf einem anderen Niveau oder auf einer anderen Stufe als die Elemente. Laszlo spricht von der ‚Nicht-Reduzierbarkeit‘ der Systemeigenschaft auf die Eigenschaften der Elemente oder deren Addition.<sup>310</sup> Selbstreferentielle Systemtheorien gehen darüber hinaus davon aus, daß die Selbstbeschreibungen der Systeme auf einem anderen Niveau emergieren als das System. Die Selbstbeschreibung ist ein selektives und generalisierendes Modell des Systems über das System. Auch die Umwelt eines beliebigen Systems emergiert auf einer anderen Ebene als die in dem System für das System repräsentierte Umwelt. Wird schließlich Systemen Selbstreflexion zugestanden, so liegt diese wiederum auf einem anderen Emergenzniveau als die Selbstbeschreibung.

Geht man von diesen Überlegungen aus, so läßt sich der Parameter der ‚Emergenz‘ oder der logischen Ebenen oder Stufen zunächst ganz allgemein als eine Hierarchie von Modellen bestimmen. Auf einer beliebigen Stufe hat man ein System – welches selbst schon ein Modell ist –, auf einer nächst höheren Stufe ein Modell dieses Systems, auf der nachfolgenden Stufe ein Metamodell usw. Außerdem kann man, wenn man gleichsam in den Mikrokosmos der Systeme eindringt, das Emergenzniveau eines Systems unterschreiten, zu den Strukturen der Dimensionen, Elemente, Selektionsverstärkungen (Medien), Verstärkern der Medien usw. vordringen.

Um diesen Parameter zu skalieren, bietet es sich an, auf die Erfahrungen der Biologie zurückzugreifen. Man spricht dort von Individuen oder Exemplaren, Arten, Familien, Gattungen, Ordnungen und Klassen, wenn man verschiedene Emergenzniveaus der botanischen Welt auseinanderhalten möchte. Artmodelle verhalten sich generalisierend und selektiv zu den Individuen, Familien zu den Arten, Gattungen zu den Familien usw.<sup>311</sup> Spätestens allerdings, wenn man von selbstreferentiellen Systemen ausgeht, erweist sich die Übertragung der botanischen Taxonomie auf die kommunikative Welt als problematisch. Dies hat sich schon in der Formulierung angedeutet, daß die Selbstbeschreibung eines Systems auf einem anderen Emergenzniveau als das System anzusiedeln ist. Selbstreferentielle Systeme sind als Modelle definiert, die notwendigerweise auf zwei Ebenen emergieren. Sie stellen immer eine Relation nicht nur zwischen Elementen, sondern auch zwischen Emergenzniveaus her. Die Ursache hierfür ist natürlich, daß die selbstreferentielle Dimension als repräsentative, selektive Integration der Strukturen der drei anderen Dimensionen bestimmt ist. Selbstreflexive Systeme relationieren entsprechend drei Emergenzniveaus.

---

<sup>310</sup> Ervin Laszlo: Evolution und Invarianz in der Sicht der allgemeinen Systemtheorie. In: Hans Lenk/Günter Ropohl: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm. Königstein 1978, S. 227. Ausführlicher ders.: Introduction to System Philosophy. Toward a New Paradigm of Contemporary Thought. New York 1972.

<sup>311</sup> Erkenntnistheoretisch setzt man bei dem Ebenenwechsel die Typen der niedrigeren Ebene jeweils als ‚real‘ und diejenigen auf der höheren Ebene als Modelle dieser ‚Realität‘. Diese Modelle werden dann, von der nächsten Ebene aus betrachtet, wiederum zu einer Realität. In diesem Sinn gibt es mehrere Realitäten in der theoretischen Welt: je nach den angenommenen Emergenzniveaus. Bei dieser Konzeption wird der erkenntnistheoretische Streit um die Stellung der Universalien uninteressant. Vom Standpunkt der jeweils nächsthöheren Ebene sind alle ‚Elemente‘ der niedrigeren Ebene seien es ‚Exemplare‘, ‚Arten‘, ‚Gattungen‘ gleichermaßen real. Für ein Erkenntnissubjekt gibt es keinen Standpunkt, welcher nicht auf einer Ebene situiert ist und damit die Erkenntnissperspektive relativiert.

Im kybernetischen Paradigma könnte man sagen: Das Programm, welches das System reguliert, liegt auf einem anderen Emergenzniveau als die dynamischen Prozesse. Werden zusätzliche Regulationsprogramme für Regulationsprogramme eingeführt, so liegen erstere wiederum auf einem neuen Emergenzniveau.

Welche Auswirkungen hat diese Systemdefinition für die Einordnung der Modelle auf dem Emergenzparameter der kommunikativen Welt? Zunächst kann man sagen, daß der Nullpunkt dieses Parameters die Relation zwischen der Ebene des Exemplars und derjenigen der Art ist. Unterhalb dieser Ebene beginnt der ‚Mikrokosmos‘. *Jedes beliebige Exemplar eines sozialen Systems beispielsweise ist nur ein Exemplar und Element der kommunikativen Welt insofern es Exemplar einer Art bzw. Exemplar einer Art einer Familie ist!* Wenn soziale Systeme in der kommunikativen Welt emergieren, dann niemals nur als ‚Exemplare‘, sondern immer schon in einer Relation zu einer bestimmten Art, als Exemplar einer Art. Kommunikationswissenschaftliche Modellierungen sozialer Systeme sind deshalb von vornherein als Artmodelle angelegt. Normalformmodelle sozialer Systeme sind Artmodelle. Die Vorstellungen über die kommunikative Welt müssen andererseits so angelegt sein, daß zwischen dem Emergenzniveau der Komplexitäts- und der Differenzierungsdimension sowie der dynamischen Dimension einerseits und der selbstreferentiellen Dimension andererseits unterschieden werden kann. Erst diese Tiefenschärfe ermöglicht es, zwischen der Autokatalyse von Systemen (als Exemplare) und der Autokatalyse von Arten zu unterscheiden.

Wenn soziale Systeme ihre Identität erst als Exemplare von Arten finden, dann müsste man eigentlich immer von reproduktiver Autokatalyse oder von der Autopoiesis der Systeme als Exemplare einer Art sprechen. Unwahrscheinlich und interessant ist dann nicht nur die Tatsache, daß und wie Systeme sich selbst schaffen, sondern warum es, obwohl sie dies tun, immer wieder zu ähnlichen Systembildungen kommt, die Systeme sich immer wieder als Exemplare einer bestimmten Art selbst beschreiben. Erst nach der Klärung dieser Rekurrenzphänomene scheint es sinnvoll, auf Evolution, auf die Entstehung neuartiger Systeme einzugehen.

Interessant für den Kommunikationsforscher ist nicht so sehr die Autopoiesis von Systemen, sondern die immer wieder gleiche Autopoiesis von immer wieder den gleichen Systemen. Diese doppelte Unwahrscheinlichkeit ‚normalisiert‘ er durch seine Normalformrekonstruktionen sozialer Systeme. Im Unterschied zur journalistischen Perspektive, die auf die Beschreibung von Unwahrscheinlichkeiten als Unwahrscheinlichkeiten aus ist, geht es dem Sozialwissenschaftler darum, „begrifflich zu machen, daß das Unwahrscheinliche trotzdem mit hinreichender Regelmäßigkeit zustande kommt“.<sup>312</sup>

Um den Unterschied selbstreferentieller Modellbildung zu den traditionellen wissenschaftstheoretischen Anschauungen zu verdeutlichen, soll noch einmal darauf hingewiesen werden, daß das eigentliche Problem nicht darin liegt, ‚logische‘ Ebenen anzunehmen und auseinanderzuhalten. Man brauchte dann nur die Anweisung zu geben, daß Aussagen nur auf jeweils einer Ebene zu treffen sind. Vermischungen zwischen den Ebenen führen zu ‚Paradoxien‘, die wiederum durch Trennung der Ebenen aufzulösen sind. *Paradoxien* sind nach Maßgabe dieses Paradigmas ‚falsche‘ Aussagen. Sie sind ein Übel, welches durch eine sachgerechte Berücksichtigung der logischen Ebenen zu eliminieren ist – nötigenfalls dadurch, daß der theoretische Apparat zu einem Supersystem erweitert wird, in dem Aussagen auf verschiedenen Ebenen als Elemente einer Klasse interpretiert werden können. Aber genau dieses Supersystem kann es in einem kommunikationswissenschaftlichen Theorieaufbau nicht geben. Es wäre zu simpel, um kommunikative Probleme zu erzeugen. *Kommunikation taucht erst dann als eine permanente Notwendigkeit auf, wenn verschiedene ‚Ebenen‘ oder Emergenzniveaus zu vermitteln sind.* Das eigentliche Problem ist, was diesen Parameter der kommunikativen Welt betrifft, das Zusammenwirken der Ebenen in einem Systemmodell zu beschreiben.

Grenzen traditioneller wissenschaftstheoretischer Konzepte werden auch sichtbar, wenn es darum geht, das Verhältnis zwischen dem ‚Typen- Parameter‘ und dem Ebenen-Parameter zu klären.<sup>313</sup> Fakt ist, daß, wenn einmal Typen angenommen werden, über kurz oder lang in den systemtheoretischen Ansätzen auch von Ebenen die Rede ist und umgekehrt. Dies ist schon vorhin bei der Darstellung der strukturalistischen Systemtheorie deutlich geworden, indem das System auf der einen Ebene den Elementen auf einer anderen gegenübergestellt wird: Damit überhaupt Relationen zwischen diesen Elementen vorkommen können, müssen mehrere Elemente gleichen oder unterschiedlichen Typs auf einer Ebene emergieren. Bedingung der Möglichkeit der Emergenz einer Klasse wäre demnach eine Menge von Elementen (oder Typen). Aus dieser Sicht könnte man Typen und Ebenen etwa folgendermaßen auseinanderhalten: Während mit dem Begriff der ‚Ebene‘ auf die Notwendigkeit hingewiesen wird, zwischen Modellen und Modellen von Modellen (Metamodellen) zu unterscheiden, dient der Begriff ‚Typus‘ dazu, zwischen den verschiedenen Modellen, die auf einer Ebene angesiedelt sind,

<sup>312</sup> Luhmann: Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme, S. 12.

<sup>313</sup> Lenk hat vorgeschlagen, diese und ähnliche Probleme als „Herausforderung für die Wissenschaftstheorie“ zu begreifen, als Einstieg in ein neues wissenschaftstheoretisches Paradigma“; anstatt diese systemtheoretischen Ansätze als „unseriös“ abzulehnen. Lenk/Ropohl: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm, S. 251 ff.

zu unterscheiden. Während sich Typen auf der einen Ebene zu Typen auf einer höheren Ebene wie Elemente zu einer Klasse verhalten, bestehen zwischen den Typen auf einer Ebene gleichwertige Beziehungen, je nach der Perspektive also Element-Element- oder Klasse-Klasse-Beziehungen. Damit man überhaupt höherstufige Modelle benötigt, müssen auf der niedrigeren Ebene eine Mehrzahl von Typen gegeben sein. Oder anders ausgedrückt: Es hat keinen Sinn, von Klassen zu sprechen, wenn man nicht auch eine Mehrzahl von Elementen unterscheiden kann. Leicht läßt sich dann die Hypothese anschließen, daß die Notwendigkeit höherstufiger Klassifikationen mit der Anzahl der Typen steigt, die auf der niedrigeren Stufe vorhanden sind. Es scheint genau dieser Zusammenhang zwischen Ebenen und Typen zu sein, der viele Autoren dazu nötigt, sowohl Typen als auch Ebenen anzunehmen. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn Jantsch in seinem Buch ‚Die Selbstorganisation des Universums‘ ‚physikalisch-chemische‘, ‚biologische‘, ‚soziobiologische‘, ‚ökologische‘ und ‚soziokulturelle Systeme‘ unterscheidet.

Die Beziehungen zwischen den beiden Parametern der kommunikativen Welt dürften sich jedoch nicht so einfach nach diesem Muster beschreiben lassen. Man muß davon ausgehen, daß es auf ‚einer‘ Ebene ganz unterschiedliche Elemente oder Systemtypen, mindestens biogene, psychische und soziale Systeme gibt. Und andererseits erstreckt sich, wie gezeigt, ein System als Element der kommunikativen Welt über mehrere Ebenen. Man wird also vielfältige Relationen zwischen Systemen auf einer Ebene und zwischen Systemen auf unterschiedlichen Ebenen (oder sogar auf Relationen zwischen Ebenen) annehmen müssen.

Von einer solchen Vielfalt geht jede beliebige Beschreibung eines Ökosystems aus biologischer Sicht aus. Als „sehr charakteristisches und festes Kennzeichen von Biozönosen“ beschreibt beispielsweise Odum das „qualitative Verhältnis zwischen Spezies und Einzelwesen“ und die „Anzahl der Arten“. <sup>314</sup> Weil solche Parameter oder ‚taxonomische Komponenten‘ für die botanische Welt angenommen werden, lassen sich auch die Umwelten, die ‚Milieubedingungen‘ der einzelnen Ökosysteme genau beschreiben, die Anzahl der Individuen (Typen) mit der Anzahl der Arten (Ebenen) in Beziehung setzen. <sup>315</sup> Ohne eine differenzierte Genus-Spezies-Differenzierung können Biologen jedenfalls nicht ‚systemisch‘ arbeiten.

Man sollte auch vorsichtig sein, von vornherein anzunehmen, daß alle System-System-Beziehungen wieder zu neuen Systembildungen auf einem höheren Emergenzniveau führen. Im Gegenteil, sobald man in die Systemtheorie eine Differenzierungsdimension einführt, muß man davon ausgehen, daß viele Systeme ausdrücklich andere Systeme negieren. Sie haben dann natürlich eine Beziehung, aber nicht eine solche, die sich im Rahmen einer Supersystemtheorie beschreiben läßt, wenn man die Selbstbeschreibung dieser Systeme berücksichtigt. Letztlich ist es eine empirische Frage, welche Typen von Beziehungen zwischen den Systemen auftauchen. Ihre Systematisierung muß im Rahmen spezieller Theorien erfolgen. Eine vorschnelle Reduktion dieser Beziehungsvielfalt auf den Typus ‚funktionaler Anschluß‘ bzw. (interne) ‚Systemdifferenzierung‘ scheint jedenfalls wenig fruchtbar. <sup>316</sup> Mit den Folgelasten, die sich ergeben, wenn einmal Typen und Ebenen eingeführt sind, müssen sich alle Taxonomien auseinander setzen, seien sie nun philosophischer, botanischer, psychologischer oder anderer Provenienz. Um so merkwürdiger ist, daß der Zusammenhang zwischen den Parametern in der systemtheoretischen Literatur kaum ausführlich reflektiert wird und sich eher naturwüchsig hinter dem Rücken der Autoren in der einen oder anderen Form herstellt. Auf drei Beispiele, die zugleich die Bedeutung der Annahme dieser Parameter für eine Kommunikationswissenschaft illustrieren können, möchte ich abschließend eingehen.

Bateson entwickelt seine Kommunikationstheorie in der Auseinandersetzung mit Problemen, die in der Schizophrenieforschung aufgetaucht sind: „Unser Forschungsansatz [zur Schizophrenie] beruht auf dem Teil der Kommunikationstheorie, den Russell die ‚Theorie der logischen Typen‘ genannt hat. Die zentrale These dieser Theorie besagt, daß zwischen einer Klasse und ihren Elementen eine Diskontinuität besteht. Die Klasse kann weder ein Element ihrer selbst sein, noch kann eines ihrer Elemente die Klasse sein, da der für die Klasse gebrauchte Terminus einer anderen Abstraktionsebene - einem anderen logischen Typ - angehört, als die auf die Elemente anwendbaren Termini. Wenn nun in der formalen Logik der Versuch unternommen wird, diese Diskontinuität zwischen einer Klasse und ihren Elementen zu erhalten, treten wir dafür ein, daß diese Diskontinuität in der Psychologie realer Kommunikationsabläufe kontinuierlich und unausweichlich durchbrochen wird und daß wir a priori mit dem Auftreten einer Krankheit im menschlichen Organismus rechnen müssen, wenn gewisse formale Muster dieser Durchbrechung in der

---

<sup>314</sup> Eugene P. Odum: Ökologie. München/Bern/Wien 1972, S. 36 ff., hier S. 39. Unterschiedliche Typen als Elemente von Ökosystemen unterstellt auch Laszlo wenn er schreibt: „Die meisten Ökosysteme sind inter-artspezifisch, während Sozialsysteme intra-artspezifisch sind.“ Laszlo: Evolution und Invarianz, S. 231.

<sup>315</sup> Odum: Ökologie, S. 43 ff.

<sup>316</sup> Diese Idee wird immer dann vertreten, wenn die Welt als Supersystem vorgestellt wird. Vgl. etwa ebd. oder Bunge: World of Systems.

Kommunikation zwischen Mutter und Kind auftreten.<sup>317</sup> Obwohl in dieser Passage sowohl von (Abstraktions-)Ebenen als auch von Typen gesprochen wird, suchen wir in seinen Arbeiten vergeblich nach einer Bestimmung der Unterschiede zwischen diesen beiden Parametern. So deutlich einerseits der Unterschied zwischen den Begriffen Element und Klasse im Rahmen logischer Argumentation ist, so ungeklärt bleibt andererseits das Verhältnis zwischen Ebenen und Typen in der psychologischen Kommunikationstheorie von Bateson. Mal hat es den Anschein, als ob die beiden Kategorien synonym gebraucht werden, etwa wenn Bateson davon spricht, daß die „Anatomie grob drei Ebenen oder [!] logische Typen von deskriptiven Aussagen aufweist“.<sup>318</sup> Dann wieder hat es den Anschein, als ob die Begriffe zur Bezeichnung ganz unterschiedlicher Parameter verwendet werden; etwa wenn ‚Bewußtsein‘ und ‚Unbewußtes‘ als ‚Ebenen des Geistes‘ bezeichnet und dann ‚vier Typen‘ des Unbewußten unterschieden werden.<sup>319</sup> Ganz im Sinne einer biologischen Taxonomie spricht er von ‚vier Arten des Unbewußten‘ und klassifiziert weiter in ‚Ordnungen‘ und ‚Gattungen‘.<sup>320</sup> Diese Unklarheiten sind, sobald man an empirische Beschreibungen geht, ein Hindernis. Man kann dies nicht zuletzt an den Untersuchungen zeigen, die im Rahmen der Schizophrenieforschung im weitesten Sinne an das Paradigma von Bateson, Haley, Jackson, Weakland, Watzlawick und anderen anschließen. Andererseits muß hervorgehoben werden, daß es Batesons Verdienst ist, überhaupt auf die Notwendigkeit hingewiesen zu haben, logische Typen und Ebenen in Kommunikationstheorien zu unterscheiden. Ebenso wichtig ist gewiß sein Hinweis auf den unterschiedlichen Gebrauch, den Logik einerseits und eine Theorie sozialer Kommunikation andererseits von diesen Parametern zu machen haben: Die Logik muß die Ebenen auseinanderhalten, um ihre Ziele zu erreichen, ‚wahre‘ Aussagen zu produzieren. Die Kommunikationstheorie hat davon auszugehen, daß die Durchbrechung der Ebenen genau dasjenige Phänomen ist, welches es zu modellieren gilt.<sup>321</sup> Der kommunikativen Welt wird mit anderen Worten von Bateson erstmals eine Gliederung in Ebenen zugeschrieben, die Durchbrechung dieser Ebenen wird als ‚Wesensmerkmal geistiger Prozesse‘ aufgefaßt.

Mit dem Konzept der logischen Ebenen wird in der *Schizophrenieforschung* und -therapie seit den fünfziger Jahren gearbeitet. Auch außerhalb der Fachkreise ist das von Haley entwickelte Konzept des ‚Double-Bind‘ bekannt geworden. Es erklärt schizophrene Phänomene als rekurrente Vertauschungen zwischen den ‚Ebenen‘ oder ‚Typen‘ der Kommunikation in Familiensystemen oder in dyadischen Systemen. Watzlawick, Beavin und Jackson haben diese Ideen in ihrem Bestseller ‚Menschliche Kommunikation‘ aufgegriffen und in mehrere Richtungen entwickelt. Dadurch hat sich die Anwendungsbreite des Kategorienpaares weit ausgedehnt. Als Problem der logischen Typen wird aufgefaßt: Das Verhältnis

- zwischen der ‚Sache‘ und dem Namen der Sache,
- der ‚wörtlichen‘ und der ‚übertragenen‘ Bedeutung (Metapher, Ironie),
- der sprachlichen Äußerung (Namen) und Reflexionen über die Äußerung (Metakommunikation),
- der Klassifikation und Metaklassifikationen (z.B. Geschwindigkeit und Beschleunigung, Art und Gattung),
- dem Lernen und dem Lernen des Lernens (und alle anderen Deuteropraxen) sowie
- der verbalen Äußerung und non-verbalen oder gestischen und mimischen ‚Äußerungen‘ (den verschiedenen Kanälen der Kommunikation).

Obwohl diese Begriffspaare zunächst inhomogen erscheinen, lässt sich als ihr gemeinsames Konstruktionsprinzip die Modellbildung über Modelle, also das Prinzip, nach dem der Parameter ‚Emergenzniveau‘ generiert wurde, ausmachen. Lediglich das letzte Begriffspaar bereitet hier gewisse Schwierigkeiten, es führt in den Mikrokosmos, dem ‚negativen‘ Abschnitt dieses Parameters. Um dieses Begriffspaar zu erläutern, müssten Medientheorien herangezogen werden. Sprache, Gestik und Mimik erscheinen dann als Selektionsverstärker von dynamischen Ereignissen sozialer Systeme bzw. als Verstärker von Selektionsverstärkern.

Auch Luhmann verwendet in seinen Arbeiten die Begriffe ‚Ebene‘ und ‚Typ‘. In älteren Arbeiten zunächst ähnlich schwankend wie Bateson, bemüht er sich in seinem ‚Grundriß einer allgemeinen Theorie‘ über ‚Soziale Systeme‘ gleich eingangs um eine explizite Einführung dieser Begriffe als

<sup>317</sup> Bateson: *Ökologie des Geistes*, S. 271. Vgl. auch ders.: *Geist und Natur*, S. 146.

<sup>318</sup> Ebd., S. 19, ähnlich S. 146.

<sup>319</sup> Bateson: *Ökologie des Geistes*, S. 190, S. 193.

<sup>320</sup> Ebd., S. 192.

<sup>321</sup> Um einem Mißverständnis vorzubeugen: Die Durchbrechung der Ebenen ist nach den Konzepten von Bateson kein Zeichen schizophrener Kommunikation. Deren Typik ergibt sich aus der starren Fixierung bestimmter Arten ihrer Durchbrechung (zu den Paradoxien: Watzlawick et al.: *Menschliche Kommunikation*, S. 171 ff).

„Abstraktionsschema“.<sup>322</sup> In einer Skizze werden drei ‚Ebenen der Systembildung‘ unterschieden. Auf der ersten Ebene liegt die ‚Systembildung‘ der ‚allgemeinen Systemtheorie‘: ‚Systeme‘. Auf der zweiten Ebene werden die Typen ‚Maschine‘, ‚Organismen‘, ‚soziale Systeme‘ und ‚psychische Systeme‘ angeführt. Soziale Systeme werden auf einer dritten Ebene noch einmal in ‚Interaktion‘, ‚Organisation‘ und ‚Gesellschaften‘ differenziert. Abgesehen von der ersten Ebene gibt es also auf jeder Ebene mehrere Systemtypen oder ‚Arten‘. Zur Begründung der Unterscheidung der Ebenen wird angeführt: „Die Unterscheidung von Ebenen soll fruchtbare Vergleichshinsichten festlegen.“<sup>323</sup> Sie hat gleich allen Taxonomien einen „mehr oder weniger intuitiven Ursprung“ (ebd., S. 18) und normative Geltung: „Vergleiche zwischen verschiedenen Arten von Systemen [!] müssen sich an eine Ebene halten.“ (Ebd., S. 17) Im Gegensatz zu der in dieser Arbeit vorgeschlagenen Konstruktion möchte Luhmann seine ‚Skizze‘ nicht selbstreferentiell verankern. Er will mit dieser Skizze mit anderen Worten nichts darüber aussagen, wie die Systeme ihre Umwelt strukturieren, Weltkomplexität als Umwelt erhalten.<sup>324</sup> Wohl aus diesem Grunde wird es für ihn wichtig, „vorab klarzustellen, daß diese Differenz von Gesellschaft und Interaktion nicht mit der Differenz von System und Umwelt zusammenfällt, und zwar weder für das [!] Gesellschaftssystem, noch für die [!] Interaktionssysteme, da die Interaktion ja ihrerseits ebenfalls gesellschaftliches Geschehen ist“ (Ebd., S. 552 f.) Weder gehört also die Gesellschaft zur Umwelt von Interaktionssystemen (einfachen Sozialsystemen), noch gehören umgekehrt die Interaktionssysteme zur Umwelt der Gesellschaft, obwohl die beiden Systemtypen auf einer Abstraktionsebene liegen. Welche Umwelt besitzen diese Systemtypen dann? Und welches Verhältnis besteht zwischen den Typen, wenn es gleiche Typen, also in diesem Falle Interaktionssysteme sind?

Aus der Formulierung, daß jede Interaktion ‚gesellschaftliches‘ Geschehen ist, wird schon deutlich, daß es zwischen den Typen auf der dritten Abstraktionsebene eine Gleichheit im Sinne von gleicher Klassenzugehörigkeit nicht gibt: „Es muß in der Soziologie einen Begriff geben für die Einheit der Gesamtheit des Sozialen – ob man dies nun (je nach Theoriepräferenz) als Gesamtheit der sozialen Beziehungen, Prozesse, Handlungen oder Kommunikationen bezeichnet. Wir setzen hierfür den Begriff der Gesellschaft ein. Gesellschaft ist danach das umfassendste Sozialsystem, das alles Soziale in sich einschließt und infolgedessen keine soziale Umwelt kennt.“ (Ebd., S. 555) Gesellschaft wird gleichsam zum Klassenbegriff, welcher als Element sich selbst und auch Interaktion und – historisch variabel – Organisation enthält. Spätestens an dieser Stelle hat der Typenbegriff wieder seine alte Ambiguität: Zumindest der Typus des Gesellschaftssystems liegt auf einer höheren Ebene als der der Interaktion (und erst recht der Organisation), und er wird trotzdem auf der gleichen Ebene lokalisiert wie jener der Interaktion und der Organisation. Faktisch erscheint die Gesellschaft in dieser Argumentation als ein ‚Supersystem‘, welches den Subsystemen, die Laszlo oder Ropohl annehmen, vergleichbar wird.<sup>325</sup> Die Folgelasten, die es mit sich bringt, wenn man Taxonomien über selbstreferentielle Systeme erstellt, ohne diese Taxonomie wieder selbstreferentiell zu verankern, empfehlen diesen Weg nicht gerade: „Unvermeidlich kompliziert“ (ebd., S. 553) scheint eine solche Gliederung tatsächlich dann zu werden, wenn man kein Konzept der (Um-)Welt aufstellt und dieses selbstreferentiell verankert. Würde man den Systemen zugestehen, daß sie ihre Umwelt auf verschiedenen Parametern ordnen können, so könnten Interaktionssysteme Gesellschaftssysteme zur Umwelt machen oder nicht. Organisationen könnten andere Organisationen oder aber auch das Gesellschaftssystem oder andere Interaktionssysteme als Umwelt behandeln oder nicht. Freilich ist bei diesem Ausgangspunkt kein Supersystem in der Art der Weltgesellschaft mehr denkbar. Auch Gesellschaftssysteme müßten mit ihresgleichen als Umweltsysteme fertigwerden.<sup>326</sup>

### *Der Zeitparameter der kommunikativen Welt*

<sup>322</sup> Hinsichtlich der älteren Formulierungen vgl. insbes. Luhmann: Soziologische Aufklärung. Bd. 2. ‚Gesellschaft‘ ‚Organisation‘ und ‚Interaktion‘ werden als ‚Typen‘ sozialer Systeme eingeführt, andererseits wird ‚Gesellschaft‘ als ein ‚System höherer Ordnung‘ als jenes der ‚Interaktion‘ bezeichnet. (S. 11, S. 20)

<sup>323</sup> Luhmann: Soziale Systeme, S. 17.

<sup>324</sup> Ebd., S. 16 f. Andererseits möchte er die Möglichkeit, daß es Systeme gibt, die diese ‚begrifflichen Abstraktionen zur Selbstabstraktion verwenden‘, nicht prinzipiell ausschließen.

<sup>325</sup> Die problematische Frage nach der sozialen Umwelt wird umgangen. Ihre Identität, zu der ja immer auch der Aufbau von System-Umwelt-Differenz gehört, können die sozialen Systeme dann bestenfalls noch durch Abgrenzung von Organismen und Maschinen bzw. deren Untergruppe gewinnen.

<sup>326</sup> Die von Luhmann immer wieder betonte Tatsache, daß ‚Interaktion‘ und ‚Gesellschaft‘ wechselseitig aufeinander angewiesen sind, wird bei diesem Konzept keineswegs ausgeschlossen. Gerade weil Systeme zu ihrer Umwelt sowohl funktionale als auch abgrenzende Beziehungen aufbauen, sind sie auf Umweltsysteme des einen oder anderen Typus auf dem einen oder anderen Emergenzniveau immer angewiesen. Ob alle Interaktionssysteme immer auf Gesellschaftssysteme und umgekehrt angewiesen sind, müßte allerdings empirisch untersucht werden.

Bei der Darstellung des Zusammenhangs zwischen den Ebenen und den Typen wurden schon gelegentlich temporale Ausdrücke verwendet. Die Gliederung der Umwelt, so wie sie sich für ein beliebiges Forschungssystem oder ein anderes Element der kommunikativen Welt darbietet, ist ein evolutionäres Ergebnis. Manche Umweltsysteme waren Voraussetzung der Entstehung des Bezugssystems, manche koexistieren mit dem System, manche verschwinden im Verlauf seiner Autokatalyse, andere werden das Ende des Bezugssystems aller Voraussicht nach überdauern. Kommunikationswissenschaftliche Forschungssysteme stellen beispielsweise in Rechnung, daß es andere Forschungssysteme gegeben hat, auf deren selektiven Leistungen sie aufbauen, außerdem müssen gleichzeitig bestimmte andere Umweltsysteme gegeben sein, damit ein Forschungsprozeß in Gang bleiben kann.

Jedes System hat somit die Möglichkeit, seine Umwelt auf einem zeitlichen Parameter abzubilden. Es selbst situiert sich dabei im Koordinatenursprungspunkt und unterscheidet mindestens ein Vorher (Negativbereich), Gleichzeitigkeit und ein Nachher (positiver Bereich). Mit jeder Verortung der Umwelt auf diesem zeitlichen Parameter bestimmt das Bezugssystem zugleich seine Identität in einem genetischen oder evolutionären Sinn. Ob es diese Möglichkeit immer reflektiert, ist eine andere Frage. Wird sie reflektiert, liegen ‚Evolutionstheorien‘ (im weitesten Sinne) vor. Jede dieser Theorien ist abhängig von dem Bezugssystem, oder genauer: von der Selbstidentifizierung des Bezugssystems an einem bestimmten Ort in der kommunikativen Welt, als Schnittpunkt des Emergenzparameters mit dem Typenparameter. Evolutionstheorien sind notwendige Konstituenten des Objektbereichs der Kommunikationswissenschaft. Theoretisch lassen sich, je nach der Auswahl des Bezugspunktes, beliebig viele Evolutionstheorien annehmen. Soziale Systeme werden andere Zeitvorstellungen als biogene und psychische Systeme ausbilden, organisierte Sozialsysteme andere als Gesellschaften, stratifizierte andere als funktional differenzierte Gesellschaften.

Jede dieser Theorien skaliert den Zeitparameter. Die Skalierung ist ein Reflexionsprodukt, eine Kodifizierung einer bestimmten Form der (Um-)Weltsimplifikation. Sie ermöglicht Identitätsfestlegungen und Umweltklassifikationen.

Die Einteilung der Zeit in Kalenderjahre mit einem Nullpunkt ‚Christi Geburt‘ ist eine solche Skalierung vom Standpunkt eines sozialen Systems aus. Sowohl in der Festlegung des Nullpunktes als auch in den Begrenzungen der Zeitachse in der einen oder anderen Richtung (Schöpfung, Jüngstes Gericht) drücken sich bestimmte Evolutionsvorstellungen aus. Auch die Biologie hat ihre eigenen Zeitvorstellungen. Hier wird als Skalierungsprinzip die Entstehung der einzelnen botanischen Arten angenommen. Irgendwann entsteht ‚Leben‘, Einzeller, Mehrzeller verschiedener Komplexität usw. bis hin zu den Wirbeltieren und schließlich dem Menschen als ‚höchst entwickeltem Säugetier‘. Auch das Verschwinden von Arten läßt sich relativ zu diesen Eintragungen festhalten. Natürlich ist es auch möglich, diesen Parameter mit der sozialen Zeitachse zu vergleichen. Ist der Zeitparameter einmal ausreichend skaliert, so lassen sich vielfältige ‚evolutionstheoretische‘ Überlegungen anschließen, etwa warum bestimmte Arten ‚zugleich‘ entstehen, ob es gemeinsame Vorläufer gibt, ob es ähnliche Konstellationen beim Aussterben von Arten gibt und ähnliches. Alle diese Reflexionen, die natürlich auch wieder auf unterschiedlichem Emergenzniveau angesiedelt sein können, sind Evolutionstheorien, in freilich unterschiedlichem Grade an Explizitheit.

Gemeinsam ist allen diesen Zeitvorstellungen, daß sie nicht die Dynamik des Systems als System reflektieren, sondern die ‚Dynamik‘ der Welt oder zumindest der System-Umwelt-Beziehungen, wobei die Umwelt als komplex vorgestellt wird. Weil dies so ist, müssen Beschreibungen der dynamischen oder autopoietischen Dimension von Systemen von den Beschreibungen des Zeitparameters der Welt getrennt werden. Diese Anforderung ergibt sich wiederum aus der Logik des bisherigen Theorieaufbaus. Nur wenn die Welt als System vorgestellt würde, könnten diese beiden Beschreibungen übereinfließen. ‚Evolutionstheorien‘ erscheinen dann als die Beschreibung der einen oder anderen Struktur, der einen oder anderen Dimension von Supersystemen.

Natürlich haben Systeme prinzipiell die Möglichkeit, die Welt als Supersystem aufzufassen – und sich selbst als Element in demselben. Das Hinzutreten ‚neuer‘ Systeme erscheint dann als ein Ereignis in der dynamischen Dimension des Supersystems oder als Systemdifferenzierung. Aber diese Sichtweise ist nur eine mögliche Form der Reduktion von Umweltkomplexität. Ob sie vorgenommen wird, ist eine empirische Frage. Außer Frage steht, daß es für Systeme auch andere Möglichkeiten gibt, ihre Umwelt zu ordnen. Um auch diese Möglichkeiten beschreiben zu können, sind die Parameter als ‚Dimensionen‘ der Welt und nicht des Systems eingeführt.

Neben der Konfundierung von Systemdimensionen mit Weltparametern findet sich in der systemtheoretischen Literatur auch oft eine Identifizierung des Ebenenparameters mit dem Zeitparameter. So schreibt etwa Laszlo: „Das Ergebnis der Evolution auf der Erde ist eine Hierarchie mit vielen Stufen, die Atome auf der einen Seite und großdimensionierte Systeme mit vielen Teilen auf

der anderen Seite umfaßt. Die höheren Systeme sind aus integrierten Mengen der Systeme niederer Stufen zusammengesetzt.<sup>327</sup> Jede Ebene der Hierarchie erscheint als ein evolutionäres Stadium. Die höchste Ebene, auf der das ‚globale Ökosystem‘, das ‚Weltsystem‘ angesiedelt ist, wird zugleich auch als letztes Entwicklungsstadium, jüngstes Produkt der Evolution verstanden. Ganz im Sinne der formalen Logik darf es übrigens von dem höchst entwickelten System auf der obersten logischen Stufe immer nur ein Exemplar (Element) geben.<sup>328</sup> Mehrere Elemente würden eine neue Klassenbildung auf einer anderen hierarchischen Stufe provozieren.

---

<sup>327</sup> Laszlo: Evolution und Invarianz, S. 225.

<sup>328</sup> „Schließlich lernen wir vor allem auch, daß größere Vielfalt auf höheren Stufen Hand in Hand geht mit kleineren Populationen. Es gibt weniger Zellen als Moleküle, weniger Organismen als Zellen und weniger Gesellschaften als Organismen. Schließlich gibt es nur ein globales Ökosystem, das zusammen mit seinen menschlichen Komponenten das Weltsystem bildet.“ Ebd., S. 235.

## Literatur:

- Ackermann, Charles/Parsons, Talcott (1976): Der Begriff ‚Sozialsystem‘ als theoretisches Instrument. In: Stefan Jensen (Hrsg.): Talcott Parsons. Zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1976, S. 69-84 (engl. in: Gordon J. Di Renzo (Hrsg.): Concepts, Theory, and Explanation in the Behavioral Sciences. New York 1966, S. 22-40).
- Baecker, Dirk/Markowitz, Jürgen/Stichweh, Rudolf/Tyrell, Hartmann/Willke, Helmut (Hrsg.): Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/M. 1987.
- Bateson, Gregory: Geist und Natur. Eine notwendige Einheit. Frankfurt/M. 1984 (Erstauflage 1979).
- Ders.: Ökologie des Geistes. Frankfurt/M. 1983 (Erstauflage 1972).
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M. 1970.
- Bobrow, Daniel G./Collins, Allan (Hrsg.): Representation and Understanding. Studies in Cognitive Science. New York/San Francisco/London 1975.
- Bunge, Mario: Treatise on Basic Philosophy. Bd 4: Ontology II: A World of Systems. Dordrecht 1979.
- Cherry, Collin: On Human Communication. Cambridge/London 1978.
- Cicourel, Aaron V.: Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1. Reinbek 1973, S. 147-188.
- Conant, Roger C./Ashby W. Ross: Every good regulator of a system must be a modell of that system. In: International Journal of Systems Science I. 1970, S. 89-97.
- Cooley, Charles H.: Social Organisation. New York 1909.
- De Saussure, Ferdinand: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967 (Erstauflage 1916).
- Devereux, Georges: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/M. 1984.
- Durkheim, Émile.: Regeln der soziologischen Methode. Neuwied/Berlin 1970 (Erstauflage 1894).
- Fehlenberg, Dirk: Die empirische Analyse der Visitenkommunikation. In: OBST 24, S. 29-56.
- Flusser, Vilém: Schriften. 5 Bände. Hrsg. Stefan Bollmann/Edith Flusser. Mannheim 1995.
- Garfinkel, Harold: Studies in the Routine Ground of Everyday Activities. In: Ders.: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs 1967, S. 35-75.
- Giesecke, Michael: Die Untersuchung institutioneller Kommunikation. Perspektiven einer systemischen Methodik und Methodologie. Opladen 1988.
- Ders.: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt/M. 1992.
- Ders./Rappe-Giesecke, Kornelia: Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung. Die Integration von Selbsterfahrung und distanzierter Betrachtung in Beratung und Wissenschaft. Frankfurt/M. 1996.
- Ders.: Was kommt nach der langue? In: Ders.: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt/M. 1992, S. 18-35.
- Gordon, Georg N.: Aristotle as a modern propagandist. In: Eric A. Havelock/Jackson P. Hershbell (Hrsg.): Communication Arts in the Ancient World. New York 1978, S. 55-62.
- Gumin, Heinz/Mohler, Armin (Hrsg.): Einführung in den Konstruktivismus. München 1985.
- Günther, Gotthard: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Hamburg 1976.
- Haken, Hermann: Erfolgsgeheimnisse der Natur. Stuttgart 1981.
- Haley, Jay: Gemeinsamer Nenner Interaktion. Strategien der Psychotherapie. München 1978.
- Hejl, Peter M.: Sozialwissenschaft als Theorie selbstreferentieller Systeme. Frankfurt/Main/New York 1982.
- Hempel, Carl G./Oppenheim, Paul: Der Typenbegriff im Lichte der neuen Logik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Konstitutionsforschung und Psychologie. Leiden 1936.
- Hofstätter, Peter R.: Faktorenanalyse. In: René König: Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 3a: Grundlegende Methoden und Techniken. Stuttgart 1974, S. 204-272.
- Hymes, Dell: Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt/M. 1979.
- Ders.: The Anthropology of Communication. In: Frank E.X. Dance: Human Communication Theory. New York 1967, S. 1-39.
- Jantsch, Erich: Die Selbstorganisation des Universums. München 1984.
- König, René (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Stuttgart 1973-1978.

- Krohn, Wolfgang/Küppers, Günter (Hrsg.): *Emergenz. Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*. Frankfurt/M. 1992.
- Laszlo, Ervin: *Evolution und Invarianz in der Sicht der allgemeinen Systemtheorie*. In: Hans Lenk/Günter Ropohl: *Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm*. Königstein 1978, S. 226 ff.
- Ders.: *Introduction to System Philosophy. Toward a New Paradigm of Contemporary Thought*. New York 1972.
- Lenk, Hans: *Wissenschaftstheorie als Systemtheorie*. In: Hans Lenk/Günter Ropohl (Hrsg.): *Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm*. Königstein 1978, S. 255.
- Ders./Ropohl, Günter (Hrsg.): *Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm*. Königstein 1978.
- Leont'ev, Aleksej Alekseevic: *Psycholinguistische Einheiten und die Erzeugung sprachlicher Äußerungen*. Berlin (DDR) 1975.
- Ders.: *Sprache, Sprechen, Sprechfähigkeit*. Stuttgart 1971.
- Luckmann, Thomas: *Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation*. In: Hans Peter Althaus/Helmut Henne/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Tübingen 1980, S. 93-121.
- Luhmann, Niklas: *Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie*. In: Hans Ulrich Gumbrecht/Ursula Link-Heer (Hrsg.): *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*. Frankfurt/M. 1984.
- Ders.: *Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 3: *Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen 1981, S. 25-34.
- Ders.: *Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 2: *Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Opladen 1975, S. 170-192.
- Ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd. 2: *Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt/M. 1981.
- Ders.: *Identitätsgebrauch in selbstsubstituiven Ordnungen, besonders Gesellschaften*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 3: *Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen 1981, S. 198-227.
- Ders.: *Organisation und Entscheidung*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 3: *Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen 1981, S. 335-389.
- Ders.: *Reflexive Mechanismen*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 1: *Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen 1974, S. 92-112.
- Ders.: *Soziologische Aufklärung*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 1: *Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen 1974, S. 66-91.
- Ders.: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M. 1984.
- Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 1: *Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen 1974.
- Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 2: *Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Opladen 1975.
- Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 3: *Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen 1981.
- Ders.: *Symbiotische Mechanismen*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 3: *Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen 1981, S. 228-244.
- Ders.: *Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 3: *Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen 1981, S. 309-320.
- Ders.: *Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 3: *Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen 1981, S. 11-24.
- Markowitz, Jürgen: *Konstellationsformen psychischer Selbstreferenz. Vorstudien zu einem Begriff der Partizipation*. In: Dirk Baecker et al.: *Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*. Frankfurt/M. 1987, S. 482-518.
- Maruyama, Magoroh: *The Second Cybernetics: Deviation – Amplifying Mutual Causal Processes*. In: *American Scientist* 51. 1963, S. 164-179.
- Maturana, Humberto R.: *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*. Braunschweig 1982.
- Mead, George H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt/M. 1978 (Erstauflage 1934).
- Merten, Klaus: *Kommunikation: Eine Begriffs- und Prozeßanalyse*. Opladen 1977.
- Mossakowski, Dietrich/Nettmann, Hans-Konrad: *Is there a Linear Hierarchy of Biological Systems?* In: Gerhard Roth/Helmut Schwegler: *Self-organizing systems. An interdisciplinary approach*. Frankfurt/M./New York 1981, S. 39-47.

- Odum, Eugene P.: Ökologie. München/Bern/Wien 1972 (Erstaufgabe 1967).
- Parsons, Talcott: Social Structure and Personality. New York 1964.
- Ders.: The Structure of Social Action. New York 1937.
- Rehbein, Jochen: Komplexes Handeln. Stuttgart 1977.
- Ropohl, Günter: Einführung in die allgemeine Systemtheorie. In: Hans Lenk/ Günter Ropohl (Hrsg.): Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm. Königstein 1978, S. 9-49.
- Roth, Gerhard: Die Entwicklung kognitiver Selbstreferentialität im menschlichen Gehirn. In: Dirk Baecker et al.: Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/M. 1987, S. 394-422
- Roth, Gerhard/Schwegler, Helmut (Hrsg.): Self-Organizing Systems. An Interdisziplinäry Approach. Frankfurt/Main/New York 1981.
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt/M. 1988.
- Schütz, Alfred: Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 22-50 (englisch 1943).
- Ders.: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/M. 1974 (Erstaufgabe 1932).
- Ders.: Die Gleichheit und die Sinnstruktur der sozialen Welt. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 203-256.
- Ders.: Die soziale Welt und die Theorie der sozialen Handlung. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 3-21.
- Ders.: Don Quichote und das Problem der Realität. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 102-128.
- Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971.
- Ders.: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 331-411 (englisch 1955).
- Ders.: Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 259-278.
- Ders.: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 237-298.
- Ders.: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 3-54 (englisch 1953).
- Ders./Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt 1975.
- Sereno, Kenneth K./Mortensen, C. David: Foundations of Communication Theory. New York/Evanston/London 1970.
- Smith, Alfred G.: Communication and Culture. Readings in the Codes of Human Interaction. New York/Chicago 1966.
- Stichweh, Rudolf: Die Autopoiesis der Wissenschaft. In: Dirk Baecker et al.: Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/M. 1987, S. 447-481.
- Teubner, Gunther: Episodenverknüpfung. Zur Steigerung von Selbstreferenz im Recht. In: Dirk Baecker et al.: Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/M. 1987, S. 423-446.
- Thayer, Lee: Communication. Theory and Research. Proceedings of the First International Symposium. Springfield III. 1967.
- Toulmin, Stephen: Voraussicht und Verstehen. Ein Versuch über die Ziele der Wissenschaft. Frankfurt/M. 1968.
- Ungeheuer, Gerold: Sprache und Kommunikation. Hamburg 1972.
- Ders.: Kommunikation und Gesellschaft. In: Ders.: Sprache und Kommunikation. Hamburg 1972, S. 199-206.
- von Foerster, Heinz: Sicht und Einsicht. Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie. Braunschweig/Wiesbaden 1985.
- Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D.: Menschliche Kommunikation. Bern/Stuttgart/Wien 1967.
- Wersig, Gernot: Information Kommunikation Dokumentation. München 1971.
- Wunderlich, Dieter: Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt/M. 1976.
- Zetterberg, Hans: Theorie, Forschung und Praxis in der Soziologie. In: René König: Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 1: Geschichte und Grundprobleme der empirischen Sozialforschung. Stuttgart 1973, S. 103-160.